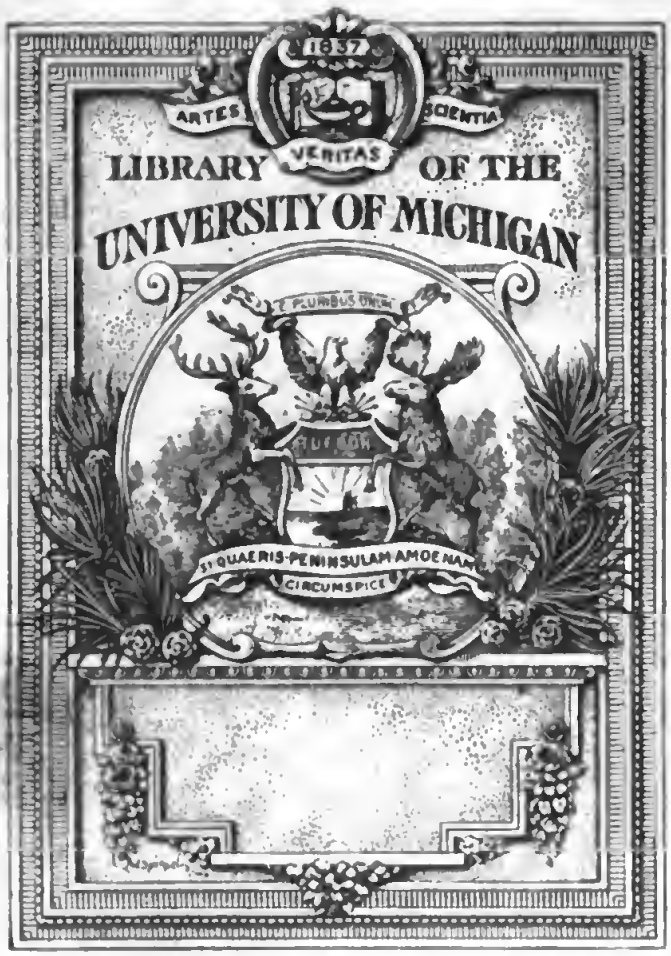
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



THE GIFT OF

Dr. H. E. Metz

830.623 8

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

In unserm Verlage sind erschienen:

200 Ausflüge in die Umgegend von Berlin.

Von

ALOYS HENNES.

Zwanzigste Auflage.

224 Seiten Oktav mit 7 Spezialkarten und 50 in den Text gedruckten Uebersichtskärtchen.

Elegant in Kaliko gebunden Preis M. 2.50.

Die Vorzüge dieses in vielen Auflagen verbreiteten Touristenhandbuches sind so bekannt, dass eine weitere Empfehlung unnötig ist.

Alpenglühen.

Naturansichten und Wanderbilder

von

A. Freiherr von Schweiger-Lerchenfeld.

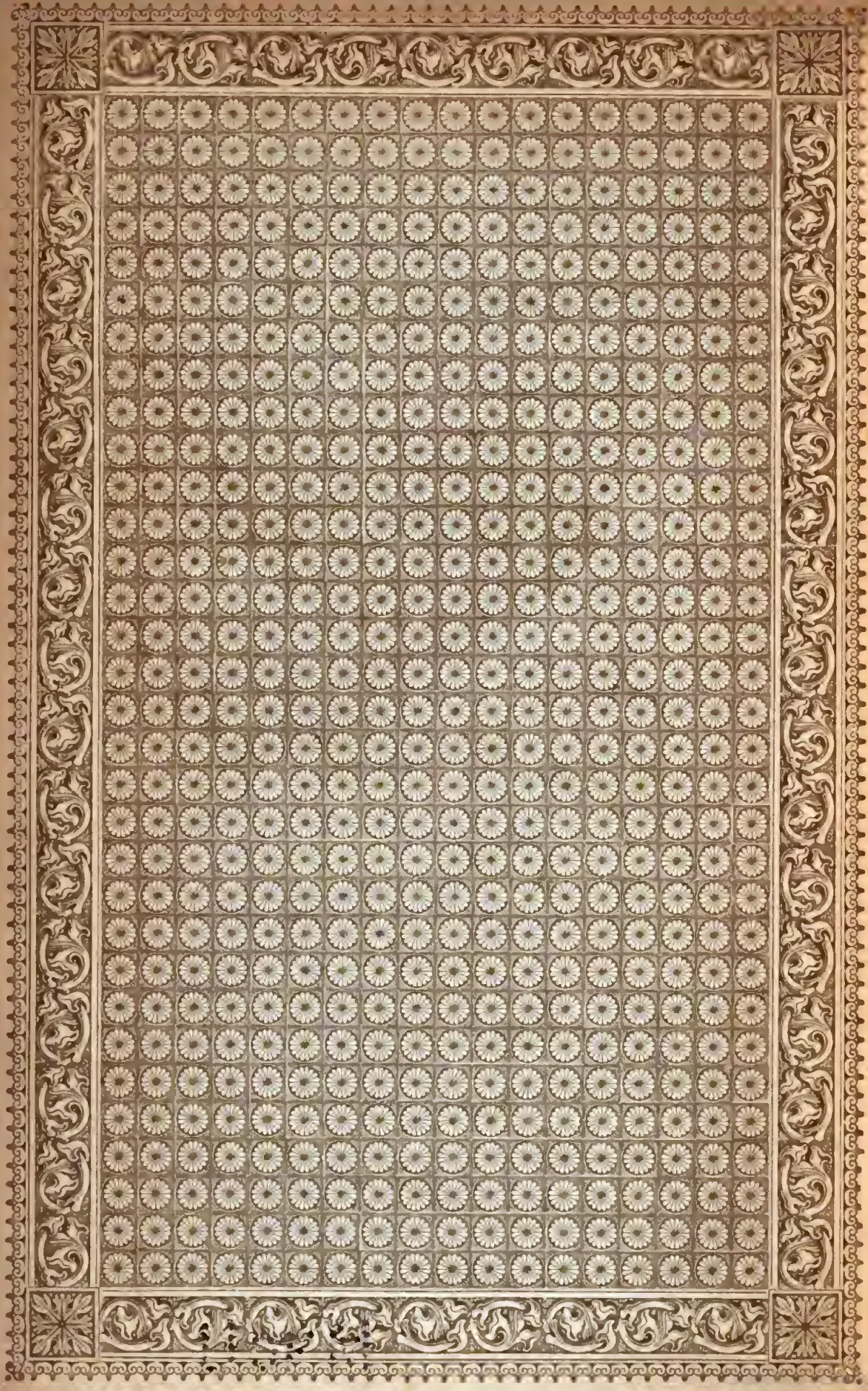
Mit 24 Vollbildern und zahlreichen Textillustrationen.

In Prachtband gebunden 20 Mark.

Der in weiten Kreisen bekannte Autor hat es unternommen, eine umfassende, durch Künstler ersten Ranges bereicherte Darstellung der herrlichen Alpen-Gebirgswelt zu geben. Das Werk zerfällt in zwei Hauptabteilungen, von welchen sich die erste mit allgemeiner Alpenkunde beschäftigt, während die zweite dem Leser auf ausgedehnten Wanderungen durch genau abgegrenzte Gebiete des Alpenlandes ein wohlunterrichteter, praktischer Führer sein soll.

Anlage, Art der Ausstattung und der niedrige Preis vereinigen sich, um das Werk zu einem **Hausbuche edelster Art**, zu einem Schatze für die deutsche Familie zu machen.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.



Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.

Zu der Erzählung „Das Maorimädchen“ von Emil Rosh. (S. 77)
Originalzeichnung von Alb. Richter.

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,

sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1899.

Zwölfter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Schloß Bredow. Kriminalroman von K. v. Schlieben-Reventlow (Fortsetzung) 7

Das Maorimädchen. Erzählung aus Neuseeland. Von Emil Roch 57

Mit Illustrationen von Alb. Richter.

Die Wunder der Gartenkunst. Kulturgeschichtliche Wanderungen. Von Rudolf Classen 84

Mit 13 Illustrationen.

Der Türkenveit. Eine Geschichte aus dem Donaulande. Von Gustav Johannes Krauß 104

Wie stark Insekten sind. Naturgeschichtliche Plauderei 195

Mit 12 Illustrationen nach J. Scott

Der Samoaarchipel und seine Bewohner. Bilder aus der Südsee. Von Alexander Ritter 205

Mit 8 Illustrationen.

Mannigfaltiges:

Der Hofperückenmacher 224

Neue Erfindungen:

I. Die neueste Art von Rollschuhen 227

Mit Illustration.

II. Mehlsieb mit Rotationsbewegung 228

Mit Illustration

Seite

Eine koſtbare deutſche Geige 229
Der Sohn des Panzerſchiffes 232
Die Mordluſt der Ameiſen 233
Napoleons I. Totenmaske 234
Schlafmaſchinen 235
Ein „gebildeter" König 236
Eine gute Carriere 236
Ein denkwürdiger Schuß 237
Eine merkwürdige Anwendung der Photographie . . 238
Königliche Rache 239
Die Rechnung für einen Hundeanzug 240
Zu den vier Kreuzen! 240

Schloß Bredow.

Kriminalroman von **K. v. Schlieben-Reventlow.**

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Wer weiß, ob der Bursche, wenn er auch verspricht, mich morgen früh zu erwarten, Wort halten wird," sagte Fritz zu Fräulein Lassowitsch, wie Gertrud und Kaspary deutlich hören konnten.

„Warum sollte Mieśko es nicht, da ihm eine Belohnung in Aussicht steht?" versetzte die Russin. „Warum aber sollte ich nicht lieber gleich jetzt den Versuch machen, die Papiere zu bekommen — vorausgesetzt natürlich, daß wir ihn zu Hause treffen? Die Gelegenheit kann nicht günstiger sein, als sie es ist. Jetzt sind wir unbeobachtet, und Sie, Herr Leutnant, könnten für alle Fälle Posten stehen, damit man mich nicht mit Mieśko überrascht."

„Das würde ich ja gern thun, gnädiges Fräulein, aber . . ."

„Kein Aber, es ist ganz sicherlich am besten so. Sie werden mir doch, nachdem Sie mir so oft Ihren Beistand angeboten, ihn jetzt nicht versagen wollen, in einem Moment, in dem er in der That sehr wertvoll für mich sein kann?"

„Wie können Sie das denken! Ich, der ich Jahre meines Lebens dahingeben würde, um einen kleinen Anſpruch auf Ihre Dankbarkeit zu erlangen!“

Die Stimmen der beiden verklangen in der Ferne. Kaspary wartete noch einen Augenblick, bis ſie hinter einer Biegung des Weges verſchwunden waren, dann trat er wieder auf denſelben hinaus.

Gertrud folgte ihm. „Es ſcheint allerdings, als ob Sie mit der Bemerkung, die Sie vorhin fallen ließen, recht hätten,“ ſagte ſie in etwas bitterem Tone.

„Mit welcher?“

„Daß Fritz gänzlich in die Netze dieſer Abenteurerin gefallen iſt. Aber wollen Sie nicht ihre Unterredung mit Mieſko hindern?“

„Das wäre nicht das Richtige.“

„Warum nicht?“

„Sie würde Verdacht ſchöpfen.“

„So aber wird jedenfalls der ganze Eindruck, den meine Worte auf Mieſko gemacht haben, wieder vernichtet werden.“

„Das glaube ich nicht. Was Mieſko bewogen hat, ſich unſeren Wünſchen willfährig zu zeigen, war noch weniger die Hoffnung auf die Belohnung als die Furcht vor Strafe. Sie kann wohl jene verdoppeln oder verdreifachen, nicht aber das zweite Motiv anwenden. Ich ſetze hierbei voraus, daß ſie nicht weiß, wie Mieſko zu den Papieren gekommen iſt.“

„Das kann ſie nicht wiſſen. Ihre Kenntnis von der ganzen Sache dankt ſie lediglich meinem Vetter, und dieſem habe ich nichts davon erzählt.“

„Das iſt ſehr gut. Er ſelbſt wird ſich hüten, es zu ſagen.“

„Aber es wäre doch von hoher Wichtigkeit, daß wir erführen, wie dieſe Unterredung verläuft.“

„Dafür ist gesorgt. Ich habe einen Beamten hier, der von mir den besonderen Auftrag hat, Mieszko nicht aus den Augen zu lassen."

„Aber Fritz soll Posten stehen."

Kaspary lächelte. „Das thut nichts. Wesner — das ist der Name meines Beamten — ist ein tüchtiger Mann und in diesem Spiel seinem Gegner mehr als gewachsen. Hätte ich nicht diese feste Ueberzeugung, so wäre ich jetzt längst nicht mehr an Ihrer Seite, gnädiges Fräulein."

„Es wäre vielleicht doch besser, wenn Sie an der Ueberwachung teilnähmen. Fritz ist heftig und unbedachtsam. Wenn er mit Ihrem Beamten zusammenstieße, was doch durchaus nicht außerhalb des Bereiches der Möglichkeit liegt, so —"

„So ist dieser dafür um so kaltblütiger. Aber um Sie zu beruhigen, gnädiges Fräulein, will ich, sobald ich Sie zum Schloß zurückgeleitet habe, zurückkehren, um meinen Beobachtungsposten einzunehmen."

„Sie thun mir in der That einen Gefallen damit, besonders, wenn Sie es jetzt gleich thun. Hier sind wir ja schon am Park, und mir thut niemand etwas, ich bin ganz sicher."

„Ist es nicht besser, wenn ich Sie noch die kurze Strecke geleite?"

„Nein, nein, gehen Sie lieber dorthin, wo Ihre Anwesenheit nötiger ist. Ich kann mich sonst der Sorge nicht entschlagen."

„Wie Sie befehlen, gnädiges Fräulein."

Er grüßte respektvoll und ging. Aber sie rief ihn noch einmal zurück.

„Eine Bitte noch: teilen Sie mir mit, wenn irgend etwas von Bedeutung sich ereignet haben sollte."

„Ich werde nicht verfehlen, es zu thun."

„Besten Dank. — Adieu!"

Sie verschwand im Schatten der Bäume, und er ging in raschem Tempo wieder zurück, erst in der Nähe der Hütte Mieskos seine Schritte mäßigend und dann, in Ermangelung eines besseren Verstecks, sich hinter einer breitästigen Ulme am Wege aufstellend. Von Wesner sah er nichts, während der Leutnant langsam um die Hütte herumging, bisweilen stehen bleibend und einen Blick durch das Fenster in das Innere werfend.

Eine Besorgnis erfaßte Kaspary: es war nicht unmöglich, daß Wesner, nachdem er ihn mit Gertrud hatte davongehen sehen, ebenfalls seinen Posten in dem Glauben verlassen hatte, daß für heute seine Aufgabe erledigt sei.

Hätte er eine Deckung gefunden, mittels deren er unbeobachtet an die Hütte herankommen konnte, so hätte er keinen Augenblick gezaudert, dieselbe zu benutzen. Aber das kleine Häuschen war, am äußersten Ende des Dorfes liegend, ganz von Aeckern umgeben.

Während er den Leutnant genau beobachtete, sah Kaspary, daß Fritz v. Bredow im Anfang einmal auch einen großen Holzstoß umschritten hatte, der hinter dem Hause aufgetürmt war, dann aber diese Vorsicht vernachlässigte. Darauf baute er seinen Plan. Jedesmal, wenn der Leutnant die ihm zugekehrte Seite des Hauses verließ, machte er einige Schritte vorwärts und warf sich dann platt auf den Acker nieder, um in dieser Stellung so lange zu verbleiben, bis sich wieder die Gelegenheit zum Vorrücken bot.

Auf diese Weise gelangte er in verhältnismäßig kurzer Frist an den Holzstoß und erstieg mit äußerster Vorsicht denselben, sich dann wieder flach niederstreckend.

Zu seiner freudigen Ueberraschung fand er auf demselben Wesner, der die gleiche, allerdings ziemlich naheliegende Idee gehabt hatte.

Der Beobachtungsposten war trefflich gewählt; nicht

allein konnte man durch das gegenüber liegende Fenster einen großen Teil des Innenraums der Hütte überblicken, sondern auch, da der obere Teil des Fensters geöffnet war, um dem Rauch des Herdfeuers besseren Abzug zu gewähren, alles vernehmen, was drinnen gesprochen wurde.

„Fräulein Gertrud will die Papiere nur haben, um sie mir zu geben," hörte er Wera sagen. „Es ist also ganz gleichgültig, ob du sie ihr direkt giebst oder mir."

Miesko schwieg; er schien durchaus nicht überzeugt.

„Allerdings würde ich dir die volle Belohnung geben," fuhr Wera fort, „während sie den größten Teil derselben für sich behalten zu wollen scheint."

„Das thut das gnädige Fräulein nicht," entgegnete Miesko in bestimmtem Tone.

„Es scheint aber doch so. Warum hat sie dir denn nicht gesagt, daß du fünfhundert Thaler haben sollst und nicht nur hundert?"

Er schwieg. Auf diese Frage wußte er augenscheinlich keine Antwort.

„Du siehst, daß sie es nicht ehrlich mit dir meint," setzte Wera ihre Verdächtigung fort. „Aber wenn es dir gleichgültig ist, ob du fünfhundert Thaler erhältst oder nur hundert — mir kann es recht sein."

„Das ist mir nicht gleichgültig," beteuerte er eifrig. „Ich habe die Papiere gefunden, und mir gehört die Belohnung, niemand sonst."

„Wenn die Papiere wirklich fünfhundert Thaler wert sind, muß Miesko die fünfhundert Thaler auch bekommen," mischte sich jetzt die Alte in das Gespräch. „Fünfhundert Thaler sind viel Geld, o so viel Geld!"

„Dann muß er aber auch thun, was ich verlange," beharrte Wera.

„Ja, Miesko, das mußt du," sagte die Polin in strengem Ton.

Er kratzte sich verzweifelt in seinen langen Haaren. „Aber dann komme ich ins Gefängnis," rief er aus.

„Warum solltest du in das Gefängnis kommen?"

„Weil ich manchmal Schlingen gelegt habe — für die Rehe und die Hasen im Walde."

„So, da hättest du es freilich verdient."

„Aber ich will nicht in das Gefängnis."

„Ich werde dich schützen. Wenn ich für dich eintrete, thut dir niemand etwas."

Miesko schien zu dem Versprechen der Fremden kein rechtes Zutrauen zu haben. „Ich werde nachdenken über die Sache," meinte er endlich.

Wera sah ein, daß für den Augenblick nicht mehr zu erreichen war, und hoffte, daß der Einfluß der Alten, deren Augen bei der Erwähnung der fünfhundert Thaler lüstern gefunkelt, und deren Hände so gierig gezuckt hatten, als habe sie das Geld schon vor sich, genügen werde, um das angefangene Werk zu vollenden.

„Gut," sagte sie, „überlege es dir! Aber sagst du zu irgend jemand ein Wort von dem, was ich mit dir gesprochen habe, oder daß ich überhaupt hier gewesen bin, so bekommst du gar nichts, auch nicht hundert Thaler, sondern ich sage dem Herrn Leutnant, daß er dich sofort einstecken läßt."

„O, nicht dem Herrn Leutnant sagen, nicht dem Herrn Leutnant sagen!" bat Miesko im Ton der höchsten Angst.

„Ich sage ihm nichts, wenn du meinen Wunsch erfüllst — wenn es nicht der Fall ist, werde ich ihm sagen, daß er dich schlagen soll, so sehr er es vermag. Er thut es mir gern zu Gefallen. Da sollst du schon sehen, was Prügel sind. Und wenn er dich nicht genug haut, thue ich es selbst."

„O gnädiges Fräulein, ich will ja alles thun, was man von mir verlangt!"

„Das gnädige Fräulein kennt den Herrn Leutnant?“ frug die Alte lauernd.

„Ob ich ihn kenne! Er hat mich hierher begleitet und ist draußen vor der Thür. Soll ich ihn hereinrufen?“

„Nein, nein, gnädiges Fräulein, thun Sie es nicht!“ bat Miesko.

„Er thut dir nichts, wenn ich es nicht will. Du sollst es selbst hören. — Herr Leutnant!“ rief sie, einen unteren Flügel des Fensters öffnend.

Fritz v. Bredow erschien sofort an demselben, und sein Anblick genügte, um zu veranlassen, daß Miesko, einen lauten Ruf des Schreckens ausstoßend, mit der Behendigkeit eines Affen sich auf den Balken schwang, welcher der Länge nach durch die Hütte lief und früher mit Brettern bedeckt war, um eine Art Bodenraum zu bilden. Diesen unnütz findend, da in der Hütte nie größere Vorräte aufzubewahren waren, hatte Miesko die Bretter benutzt, um sich einen Kaninchenstall zu bauen.

„Komm nur herab,“ rief Wera, unwillkürlich lachend, „der Herr Leutnant thut dir nichts.“

Miesko schien dem Frieden nicht zu trauen; er blieb oben.

„Nicht wahr, Herr Leutnant,“ wandte Wera sich an diesen, „Sie thun ihm nichts, wenn er ehrlich gegen mich ist?“

„Nein.“

„Aber wenn er mir nicht Wort hält, dann . . .“ Sie sah ihn bedeutsam an und machte die Gebärde des Schlagens.

„Dann soll er so viel Prügel haben, daß er nicht mehr kriechen kann.“

„Du hast es gehört, richte dich danach!“ bedeutete Wera den Burschen kurz und verließ dann, um den Eindruck dieser letzten Scene nicht abzuschwächen, die Hütte. —

„Hat er ihr gesagt, wo die Papiere sind?“ frug Kaspary seinen Gehilfen, als Wera und Fritz sich entfernt hatten und Mieszko langsam wieder von seinem Zufluchtsorte herabgeklettert war.

„Nein. Er sagte nur, er habe sie nicht bei sich, er habe sie im Walde, weit von hier, versteckt,“ versetzte Wesner.

„Das ist gut. Es thut mir leid, lieber Wesner, daß ich Sie um Ihre Nachtruhe bringen muß, aber es geht nicht anders. Die Gefahr ist zu groß. Sie dürfen den Burschen jetzt nicht mehr aus den Augen lassen.“

„Ihn im Walde zu verfolgen, ist sehr schwer.“

„Die Papiere sind nicht im Walde versteckt, sondern sie befinden sich in Retschin. Ich gehe, nachdem ich noch einige Kleinigkeiten erledigt habe, sofort dahin, um die nötigen Maßregeln zu treffen. Ich habe bereits meinen Plan. Sie folgen Mieszko. Er wird nach dem Hause des Müllers in Retschin gehen. Sollten Sie unterwegs ihn aus den Augen verlieren, so eilen Sie so schnell als möglich nach der Retschiner Mühle und legen sich, falls Sie mich nicht schon dort treffen sollten, in den Hinterhalt. Sollte er, was ich kaum glaube, nicht nach Retschin gehen, so geben Sie mir durch irgend einen sicheren Boten Nachricht nach dem Gasthof zum „Goldenen Adler“, Adresse Maler Schulze. Verstanden?“

„Jawohl, Herr Schulze.“

„Gut. Sollten unvorhergesehene Fälle vorkommen, so handeln Sie nach Ihrem Ermessen. Auf Wiedersehen!“

Er ging nach dem Gasthof. Dort schrieb er ein vom nächsten Tage datiertes Briefchen an Wera, in welchem er ihr mitteilte, daß unerwartet eingetroffene Nachrichten von Boris Merischoff ihn leider nötigten, das Vergnügen, mit ihr nach Wusterwitz zu gehen, noch etwas zu verschieben, und ein paar Zeilen an Gertrud, des Inhalts,

daß er es, nachdem er die Unterredung zwiſchen Wera und Mieſko angehört, für nötig halte, ſeinen Plan zu ändern; ſie möge morgen keine Botſchaft von Mieſko erwarten, aber, ſoweit es ihr möglich ſei, Wera und ihren Vetter beobachten. Dann hängte er ſeine Touriſtentaſche auf die Schulter, übergab die beiden Briefe dem Wirt mit dem Erſuchen, ſie morgen früh nach dem Schloß bringen zu laſſen, da er zeitig fort wolle, um eine Waldpartie bei Morgenbeleuchtung aufzunehmen, und ging raſchen Schrittes nach Retſchin zu.

Wie er gehofft hatte, war im „Goldenen Adler“ noch Licht. Die Honoratioren des Ortes ſaßen dort zuſammen, der Bürgermeiſter war aber leider nicht unter ihnen.

„Wo wohnt der Bürgermeiſter?“ frug Kaspary den Kellner, der ihn gleich wieder erkannt hatte und wortreich ſeiner Freude Ausdruck gab.

„Im dritten Hauſe linker Hand.“

„Gehen Sie zu ihm und ſagen Sie ihm, daß ich ihn ſofort ſprechen muß.“

„O, das wird nicht gehen.“

„Warum nicht?“

„Jetzt ſchläft der Herr Bürgermeiſter, und da darf ich ihn nicht wecken.“

„Die Sache iſt wichtig genug, um das zu rechtfertigen.“

„Er würde mich ſchön begrüßen.“

„Hier nehmen Sie meine Karte!“

Er ſteckte die Karte ſorgfältig in ein Couvert, das er zum großen Mißvergnügen des neugierigen Kellners verſiegelte. „Jetzt gehen Sie ſchleunigſt. Ich trage die Verantwortung.“

„Na, der Herr Schulze wird ſich wundern, wie ihm der Bürgermeiſter heimleuchtet,“ brummte der Kellner, entfernte ſich aber.

Er war nicht wenig verwundert, als der Bürgermeiſter,

nachdem er die Karte geleſen, ihm auftrug, dem Fremden mitzuteilen, daß er ſofort kommen werde. „Da ſteckt etwas dahinter," dachte er. „Das muß ich noch heraus-bekommen."

Seine Hoffnung, das Geheimnis zu ergründen, ging nun freilich nicht in Erfüllung, denn kaum hatte er Kaspary den Beſcheid des Bürgermeiſters ausgerichtet, ſo ging dieſer ſelbſt nach dem Hauſe des Stadtoberhauptes.

Er wurde ſofort vorgelaſſen.

„Es thut mir leid," begann Kaspary, „daß ich Sie in Ihrer Nachtruhe ſtören muß, Herr Bürgermeiſter."

„O bitte, bitte, das hat gar nichts zu ſagen."

„Wie Sie ſich denken können, handelt es ſich um eine wichtige Angelegenheit, um den Mord in der Eiſenbahn."

„Ah! Bitte, nehmen Sie Platz. Ich ſtehe ganz zu Ihrer Verfügung."

„Ich weiß mit ziemlicher Beſtimmtheit, wo die Mörder zu finden ſind."

„Ich auch."

„In der That?"

„O, hinter dem Berge wohnen auch Leute, Herr Kriminalkommiſſar. Ich kann Ihnen ſogar eine ziemlich genaue Beſchreibung derſelben geben."

„Da wäre ich in der That begierig."

„Der eine iſt groß und ſchlank, mit ſtarkem Schnurrbart und dem Ausſehen eines früheren Offiziers."

„Ungefähr wie ich."

„Ja, ungefähr wie Sie. Der andere iſt kleiner, mit kurzem Vollbart, breit und ſtämmig gebaut."

„Ungefähr wie der Kriminalbeamte, den ich mitgenommen habe. Und die beiden haben ſich dadurch verdächtig gemacht, daß ſie erſt die Lange Gaſſe verfolgten, dann im Bogen um Retſchin herumgingen und ſpäter, am nächſten Tage, ſich wiederholt auf dem Bahnhof zeigten."

„Ganz recht. Woher wiſſen Sie das?“

„Der Polizeidiener Sauermann hat ſie beobachtet.“

„Auch das ſtimmt. Aber um des Himmels willen, wie können Sie ſo genau unterrichtet ſein?“

„Es iſt nicht immer ganz praktiſch, mein lieber Herr Bürgermeiſter, derartige Mitteilungen in Gaſthöfen zu machen.“

„Ah, Sie ſaßen in der Nähe! Jetzt erkenne ich Sie wieder.“

„So iſt es. Nun, jene beiden Verdächtigen waren wir beide, mein Beamter und ich. Wir verfolgten die Spur der Mörder.“

„Und Sauermann wollte Sie verhaften! Ja, Sauermann iſt ein Eſel.“

„Vielleicht doch nicht ſo ganz. Aber laſſen wir das. Für mich handelt es ſich jetzt darum, wichtige Dokumente, welche bei Verübung des Mordes geſtohlen worden ſind, in die Hand zu bekommen.“

„Dabei ſoll ich Ihnen helfen? Sind die Papiere hier?“

„Allerdings. Der Sohn des Müllers hat ſie in Verwahrung.“

„Er muß ſofort verhaftet werden.“ Der Bürgermeiſter ſprang auf, um nach ſeinem Klingelzug zu greifen.

Kaspary hielt ihn zurück. „Ich glaube nicht, daß dies nützlich wäre,“ ſagte er.

„Es iſt das Sicherſte.“

„Die Papiere ſind jedenfalls gut verſteckt.“

„Wenn ich ſelbſt ihn verhöre, wird er ſchon geſtehen, wo er ſie hat. O, ich habe ſchon mancherlei herausgebracht.“

„Ich zweifle keinen Augenblick daran. Aber es bietet ſich ein einfacheres Mittel.“

„Welches?“

„Ein in Bredow lebender polniſcher Burſche, Namens Mieſko, hat die Papiere gefunden.“

„Der Mieſko? Sieh, ſieh, wer hätte das gedacht!“

„Sie kennen ihn?“

„Ich kenne alle Perſonen auf fünf Meilen im Umkreiſe,“ gab der Bürgermeiſter ſtolz zur Antwort. „Man iſt nicht umſonſt ſchon achtzehn Jahre Bürgermeiſter von Retſchin.“

„Ich ſehe, wie gut ich gethan habe, mich an Sie zu wenden. Dieſer Mieſko wird morgen früh hierher kommen, um die Papiere zurückzuholen.“

„Dann verhaftet man ihn, ſobald er die Papiere hat.“

„Ganz recht. Aber mit welchem Recht?“

„O, darauf kommt es ſolchen Burſchen gegenüber nicht an.“

„Ich möchte doch lieber die geſetzlichen Formen wahren. Das läßt ſich auch ganz leicht thun. Der Burſche hat ohne Zweifel eine Fundunterſchlagung begangen.“

„Ohne Zweifel. O, ich weiß das, ich bin ja auch Amtsanwalt.“

„Um ſo beſſer. Und die Verhaftung erſcheint gerechtfertigt durch Fluchtverdacht.“

„Durch Fluchtverdacht, ſelbſtverſtändlich bei einem ſolchen Landſtreicher.“

„Ich darf alſo auf Ihren Beiſtand in dieſer Sache zählen?“

„Unbedingt. Aber eine Bitte habe ich, Herr Kriminalkommiſſar.“

„Welche?“

„Vergeſſen Sie nicht, in Ihrem Bericht zu erwähnen, daß ich viel zur Entdeckung der Mörder beigetragen habe.“

„Es ſoll geſchehen.“

„Und wenn Sie machen könnten, daß das auch in den Zeitungen käme . . .“

„Wir wollen ſehen, was ſich thun läßt. Geben Sie nun einem Beamten Befehl, mich im Notfall zu unterſtützen.“

„Ich werde selbst die Verhaftung leiten — in eigener Person. Sauermann soll mich begleiten."

„Um so besser. Allerdings muß ich Sie, Herr Bürgermeister, darauf aufmerksam machen, daß wir dann vor Tagesgrauen auf dem Posten sein müssen. Es ist möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß der Bursche sich schon sehr zeitig auf den Weg macht, um nicht gesehen zu werden."

„Gut, ich werde gar nicht schlafen. Das Wohl des Vaterlandes erfordert, daß dieser Mord gesühnt werde, und das Wohl des Vaterlandes geht mir über mein Bett."

„Bravo!" Kaspary hatte Mühe, seine Heiterkeit zu verbergen. „Wann darf ich Sie also abholen?"

„Wann Sie wollen. Sie gedenken erst ein wenig zu ruhen?"

„Das nicht, aber ich möchte mir die Mühle ansehen. Kann ich das vielleicht im Geleit eines Polizeibeamten thun?"

„Warum? Die Mühle ist ganz nahe, höchstens hundert Schritte von hier."

„Es ist nur, damit mich Herr Sauermann nicht etwa verhaftet."

„Richtig; der Esel wäre im stande dazu. So werde ich selbst Sie begleiten."

„Ich möchte Sie nicht mehr als unbedingt nötig bemühen, Herr Bürgermeister."

„Bitte sehr, es ist meine Pflicht, Sie zu unterstützen. Also gehen wir!"

„Sie sind zweifellos genau mit der Mühle und ihrer Umgebung bekannt, Herr Bürgermeister?"

„Ich kenne jeden Grashalm, der in den Straßen von Retschin wächst," versicherte der Angeredete mit Würde.

„Kann man von der Mühle aus leicht in andere Gebäude gelangen?"

„Man müßte erſt durch den Bach.“

„Iſt er tief?“

„Oberhalb der Mühle iſt er zu einem kleinen Teich aufgeſtaut, der etwa hundert Schritte Durchmeſſer hat.“

„Und unterhalb?“

„Iſt der Bach ſchmal und ſeicht. Sehen Sie, hier kommen wir ſchon an den Teich.“

Sie umgingen denſelben und näherten ſich der Mühle.

„Wenn der Müllerfranz nun aber nicht zu Hauſe iſt?“ frug der Bürgermeiſter, plötzlich ſtehen bleibend. „Er vagabundiert im Sommer oft im Lande umher.“

„Er wird zu Hauſe ſein, ſein Freund Mieſko hat ihm jedenfalls geſagt, daß die Papiere ihnen eine Belohnung eintragen werden.“

„Eine Belohnung?“

„Nun ja; eine ſolche pflegt in derartigen Fällen häufig ausgeſetzt zu werden.“

„Iſt es auch in dieſem Falle geſchehen?“

„Noch nicht; aber ich habe immerhin einen kleinen Fonds für ſolche Zwecke zur Verfügung.“

„Herr Kriminalkommiſſar!“

„Was wünſchen Sie?“

„Ich möchte auch eine Belohnung haben.“

„Sie, Herr Bürgermeiſter?“

„Ja. Nicht in Geld, aber . . .“

„Aha, ich verſtehe — eine Anerkennung!“

„Liebſter, beſter Herr Kriminalkommiſſar, wenn Sie mir die verſchaffen könnten!“

„Eine ſchriftliche Anerkennung vom Polizeipräſidium?“

„Ja.“

„Das wäre nicht unmöglich.“

„Zehn Jahre meines Lebens gäbe ich darum. Wie würde ich daſtehen in den Augen von ganz Retſchin und Umgebung!“

„Ich will die Sache befürworten.“

„O, ich wäre Ihnen sehr dankbar.“

„Aber jetzt lassen Sie uns mehr im Schatten bleiben, Herr Bürgermeister, es ist sicherer. Wo schläft der Bursche?“

„Eine Treppe hoch, dort, wo das Giebelfenster ist.“

„Das wissen Sie genau?“

„Ganz genau. Ich bin ja auch Feuerversicherungsagent und habe erst vor einem halben Jahr die Versicherung verlängert und dabei das ganze Haus inspiziert.“

„Sehr gut. Es führt nur eine Treppe nach oben?“

„Nur eine.“

„Sprechen Sie nicht so laut, man könnte uns hören.“

„Ich will ganz leise sprechen.“

„Thun Sie das. Es wäre vielleicht gut, jetzt den Sauermann zu holen.“

„Jetzt schon? Wozu?“

„Damit der Bursche nicht etwa entwischt.“

„Ja, ja; wir wollen ihn holen. Kommen Sie.“

„Gehen Sie allein, Herr Bürgermeister. Ich untersuche indessen noch ein wenig die Umgebung der Mühle.“

„Wie Sie wollen. In einer halben Stunde bin ich wieder hier.“

„Gut. Es hat keine Eile.“

Der Bürgermeister ging trotzdem eilig von dannen, und Kaspary schritt an dem Bach entlang, der einige hundert Schritte von der Mühle in ein sich ziemlich lang hinziehendes Gehölz mündete.

Als er allein war, überlegte er, wie er es vermeiden solle, daß Wera infolge der Verhaftung Mieskos Verdacht schöpfe. Sie erwartete denselben jedenfalls mit großer Ungeduld. Kam er nicht, so würde sie voraussichtlich Erkundigungen nach seinem Verbleib einziehen. Erfuhr sie dann seine Verhaftung, so war es nicht unmöglich, daß sie in der Erkenntnis, den Zweck ihres Aufenthalts in

Bredow unmöglich erreichen zu können, die Flucht ergriff. Dem mußte vorgebeugt werden.

Leicht war es jedenfalls nicht, Wera hinters Licht zu führen, darüber gab er sich keiner Täuschung hin. Er hätte ja einen Gewaltstreich ausüben, sie verhaften können. Aber noch immer erschien ihm das vorliegende Beweismaterial nicht genügend. Und das schlimmste war, daß er, um zu wissen, was in den Papieren stand, die er Mieśko abzunehmen hoffte, sie nach Berlin senden oder selbst dorthin fahren mußte. In Retschin fand er schwerlich jemand, der Russisch verstand.

Die Papiere mit der Post zu schicken, schien ihm bedenklich; aber er würde sich doch wohl dazu entschließen müssen, wenn er nicht noch ein Mittel fand, Wera in Sicherheit zu wiegen. Hauptsächlich, um über ein solches ungestört nachdenken zu können, hatte er den Bürgermeister weggeschickt.

Ehe noch sein emsig arbeitender Geist zum Ziel gelangt war, erschien dieser wieder, von Sauermann begleitet.

Dreizehntes Kapitel.

Mieśko hatte nicht lange auf seinem Lager auszuhalten vermocht. Furcht auf der einen, Hoffnung auf der anderen Seite bewegten ihn. Unruhig warf er sich hin und her; endlich sprang er auf und trat an das Fenster, in die dunkle, laue Sommernacht hinausblickend.

„Willst du schon gehen?“ frug seine Mutter, die gleichfalls nicht zu schlafen vermochte.

„Noch nicht — aber ich bin so unruhig; ich weiß nicht, was ich thun soll.“

„Das weißt du nicht? O, mein Sohn Mieśko, ich hätte dich für klüger gehalten!“

„Du meinſt, ich ſoll dem fremden Fräulein die Papiere geben?“

„Natürlich. Ich begreife nicht, wie du noch im Zweifel ſein kannſt. Von der einen Seite hundert Thaler, von der anderen fünfhundert — ein Kind würde da wiſſen, was es zu thun hat.“

„Und von der einen Seite Gefängnis, von der anderen Prügel,“ erwiderte Mieſko.

„Ach was! An einem bißchen Gefängnis ſtirbt man nicht. Wie oft hat der Müllerfranz ſchon geſeſſen!“

„Ja, der. Der iſt es ſchon gewöhnt.“

„Als er das erſte Mal hineinkam, war er auch noch nicht daran gewöhnt. Und dann: Prügel thun auch nicht gut. Der Herr Leutnant hat eine kräftige Fauſt. Und das Fräulein ſah auch nicht aus, als ob ſie ſpaßen wollte.“

Mieſko rieb ſich unwillkürlich den Rücken.

„Wirſt ihn dir noch ganz anders reiben, wenn der Leutnant mit ſeinem Stock ihn gemeſſen hat,“ ſpottete die Alte.

„Ich will aber keine Prügel und auch kein Gefängnis haben,“ rief er faſt weinerlich.

„Was meinſt du wohl,“ frug die Alte wieder, „wer ein beſſeres Herz hat: das gnädige Fräulein Gertrud oder das fremde Fräulein?“

„Das gnädige Fräulein Gertrud ſicherlich,“ antwortete er im Tone der Ueberzeugung.

„Nun alſo. Sie verzeiht dir ſchon eher; das fremde Fräulein aber — ſieh ihr ins Auge, die hat kein Mitleid.“

„Das gnädige Fräulein Gertrud kann aber auch recht böſe werden.“

„Sie iſt aber immer bald wieder gut. Und dann brauchſt du ja auch nicht zu ſagen, daß du dem fremden Fräulein die Papiere gegeben haſt.“

„Was ſoll ich dann aber ſagen?“

„Du ſagſt, fremde Leute hätten ſie dir weggenommen.“

„Das glaubt ſie nicht.“

„Sie wird dir ſchon glauben, wenn du es recht natürlich machſt.“

„Ich habe ſie ſchon zu oft belogen.“

„Oder du ſagſt dem fremden Fräulein ſo: Ich gebe Ihnen die Papiere nur, wenn Sie Fräulein Gertrud ſagen, Sie hätten ſie mir weggenommen.“

„Das ginge ſchon eher. Ob ſie es aber auch thut?“

„Sie wird ſchon, wenn du ihr die Papiere nicht anders giebſt. Sie thut es, darauf kannſt du dich verlaſſen.“

„Ja, ja, das wird wohl das beſte ſein.“

„Nun aber leg dich noch ein Weilchen hin, Mieſko, mein Söhnchen. Ruhe dich noch aus, damit du nicht zu müde biſt. Ich wecke dich, wenn es Zeit iſt.“

Bald verkündeten dem lauſchenden Wesner Mieſkos ruhigere Atemzüge, daß der Burſche in der That eingeſchlummert war. Auch er hätte gern wenigſtens eine Stunde Schlaf genoſſen, aber es durfte nicht ſein; es konnte unter Umſtänden viel davon abhängen, daß Mieſko ihm nicht entſchlüpfte. Das einzige, was er ſich geſtattete, war, daß er von Zeit zu Zeit ſeine ſteif gewordenen Glieder ein wenig dehnte und reckte.

Zwei bis drei Stunden mochten ſo vergangen ſein, da hörte er drinnen die Alte ihren Sohn zum Aufſtehen ermuntern. Schlaftrunken rieb dieſer ſich die Augen, dann war er mit einem Satz auf den Beinen.

„Eil dich!“ mahnte die Alte. „In ein paar Stunden wird es Tag, und es iſt beſſer, du kommſt nach Retſchin, ohne daß du geſehen wirſt.“

„Ach, mich ſieht ſo leicht keiner!“ lachte er. „Jetzt, wo es dunkel iſt, gehe ich auf der Chauſſee und zurück durch den Wald.“

„Thue das, und paſſe hübſch auf!"

Mieſko machte ſich auf den Weg, und Wesner folgte ihm in gemeſſener Entfernung nach, froh, daß es nicht durch den Wald ging, in dem er den gewandten Burſchen ſchwerlich hätte im Auge behalten können.

Mieſko hatte am letztvergangenen Abend mehr nachgedacht, als dies ſonſt in Monaten bei ihm der Fall zu ſein pflegte. Gewöhnlich lebte er ſorglos in den Tag hinein. Das bißchen Religion, das er in der Schule gelernt hatte, war für ihn eine rein äußerliche Sache geblieben, und wenn er einmal der lockenden Verſuchung, etwas von ſeines Nächſten Eigentum ſich anzueignen, Widerſtand leiſtete, ſo geſchah dies gewiß nicht, weil er ſich nicht einer Uebertretung des ſiebenten Gebots ſchuldig machen wollte, auch nicht, weil er ſittliche Bedenken hegte, ſondern einzig die Furcht vor Entdeckung und der auf dieſe folgenden Strafe war es, die ihn zurückhielt. Er pflegte auch ganz naiv bisweilen nach einem vollbrachten Streich, der übrigens nie Gegenſtände von höherem Wert betraf, zu Gott zu beten, daß dieſer ihn vor Entdeckung ſchützen möge. Dagegen pflegte er ein einmal gegebenes Verſprechen mit peinlicher Gewiſſenhaftigkeit zu halten, und auch jetzt vermochte nur die Furcht vor Schlägen ihn dahin zu bringen, der Gertrud gegebenen Zuſage untreu zu werden. Aber dieſer Entſchluß erregte, als er die Landſtraße mit leiſem, raſchem Schritt entlang eilte, doch wieder Bedenken in ihm, und hätten nicht Furcht und Geldgier gleichzeitig auf ihn eingewirkt, ſo wäre er wohl wieder umgekehrt. So genügte der Kampf in ſeinem Innern aber immerhin, um ihn weniger auf ſeine Umgebung achten zu laſſen, und Wesner gelang es daher leicht, ihm zu folgen, ohne von dem Burſchen bemerkt zu werden.

Erſt kurz vor Retſchin bog Mieſko von der Landſtraße

ab in den Wald ein. Wäre der in dieſem zurückzulegende Weg lang geweſen, ſo hätte Wesner ihm keinenfalls folgen können, denn mit der Geſchmeidigkeit einer Katze wand Mieſko ſich durch das dichte Unterholz, dabei von Zeit zu Zeit ſtehen bleibend und um ſich horchend, ſo daß der Polizeibeamte jetzt äußerſte Vorſicht anwenden mußte, um nicht entdeckt zu werden.

Bald lichteten ſich die Stämme wieder, und vor ihnen lag, von Aeckern und Wieſen umgeben, die Mühle. Am Rande des Gehölzes machte Mieſko Halt, warf ſich nieder und ſchien zu überlegen. Nach einer Weile erhob er ſich wieder und ging vorſichtig am Graben entlang auf die Mühle zu.

Wesner durfte nicht wagen, ihm zu folgen. Da er als ſicher vorausſetzte, daß der Burſche ſeinen Rückweg, wenn Kaspary ihm einen ſolchen ließ, durch den Wald nehmen werde, poſtierte er ſich am äußerſten Zipfel desſelben hinter einer dicken Buche und ſchaute aufmerkſam zu, was Mieſko beginnen werde.

Dieſer ſchlich ſich, immer am Graben und zuletzt an der Mauer des verſchloſſenen Gehöftes entlang gehend, in dem wiederholt ein Hund bellte, bis unter das Giebelfenſter. Dann bückte er ſich und warf einen kleinen Stein an dasſelbe. Er mußte dieſes Manöver einigemal wiederholen, dann öffnete ſich das Fenſter, und ein Kopf erſchien in demſelben.

„Franz!“ flüſterte Mieſko.

„Wer iſt da?“ frug eine Stimme ebenſo leiſe zurück.

„Ich — Mieſko.“

„Was willſt du?“

„Ich muß dich ſprechen.“

„Jetzt? Mitten in der Nacht?“

„Es wird ja ſchon ganz hell.“

„Was willſt du denn?“

„Es iſt wegen der Papiere.“

„Du willſt ſie wieder haben?“

„Ja.“

„So komm und hole ſie.“

„Ich kann doch nicht hinein.“

„Warte, bis aufgeſchloſſen wird; es kann nicht mehr lange dauern.“

„Ich will nicht, daß deine Leute mich ſehen.“

„So klettere über die Mauer, dort am Birnbaum geht es ja ganz leicht.“

„Halt erſt den Hund feſt.“

„Hektor kennt dich ja, er thut dir nichts.“

„Ich traue ihm nicht.“

„Du hätteſt ein Haſe werden ſollen und kein Menſch.“

„Er hat mich ſchon einmal beißen wollen — halte ihr feſt! Er macht ja auch alle munter.“

„Meinetwegen. Warte einen Augenblick.“

Der Hund, der in der letzten Zeit fortwährend gebellt hatte, verſtummte bald darauf, als Franz ihn an ſich lockte.

Mieſko wartete noch einige Minuten, dann ſchwang er ſich auf die Mauer und verſchwand bald jenſeits derſelben.

Wiederum einige Minuten ſpäter löſten ſich von einer noch im Dunkeln liegenden Stallecke drei Geſtalten ab und nahmen denſelben Weg. In einer derſelben erkannte Wesner zu ſeiner Freude Kaspary; die zweite trug die Uniform des ſtädtiſchen Polizeidieners; die dritte war ihm fremd. Es war der Bürgermeiſter.

Kaspary kletterte zuerſt über die Mauer, dann folgte, mit einigem Widerſtreben, von dem Polizeidiener gehoben und geſchoben, der Bürgermeiſter, endlich Sauermann.

Der Weiſung des platzkundigen Bürgermeiſters folgend, der ſich vorſichtig immer dicht hinter Kaspary hielt, ſchlichen

ſie leiſe über den Hof und dann ebenſo leiſe die Treppe zu dem Zimmer des Müllerfranz hinauf.

Kaspary legte ſein Auge an das Schlüſſelloch. „Das Zimmer hat noch eine Thür," flüſterte er.

„Die geht auf den Kornſpeicher," gab der Bürgermeiſter zurück.

„Iſt der offen?"

„Ja."

„Dann muß auch dieſe Thür beſetzt werden."

„Sauermann, gehen Sie hin!"

Der Poliziſt gehorchte.

Drinnen ſchien ſich ein Streit zu erheben.

„Ich traue dir nicht, mein verehrter Miesko," hörte man den Müllerfranz ſagen. „Wenn du das Geld haſt, kann ich mir den Mund wiſchen."

„Ich ſchwöre dir . . ."

„Ach, rede kein Blech! Was ich auf dein Schwören gebe! Nachher betrügſt du mich doch."

„Du willſt mir die Papiere nicht geben?"

„Nein, ich will auch die Hälfte von der Belohnung haben."

Miesko knurrte giftig. „Wofür willſt du die Hälfte?"

„Dafür, daß ich die Papiere aufbewahrt habe."

„Dafür die Hälfte?"

„Unter der thue ich es nicht."

„Zehn Thaler will ich dir geben, das iſt wahrhaftig genug."

„Zehn Thaler! Ein Lumpengeld!"

Miesko dachte nach. „Wenn ich dir nun — zwanzig Thaler gebe?" ſagte er zögernd.

„Und achtzig willſt du für dich behalten? Nein, Freundchen." Miesko hatte offenbar nur von hundert Thalern geſprochen. „Wenn du mir nicht die Hälfte giebſt, bekommt das Fräulein die Papiere nicht."

Miesko geriet in Hitze. „Du," rief er mit vor Wut halberstickter Stimme, „nimm dich in acht!"

„Vor dir?" Der Müllerfranz lachte höhnisch. „Willst du mir etwa zu Leibe? Da kommst du an den Unrechten. Und die Papiere kriegst du dein Lebtag nicht wieder zu sehen."

Miesko sah, daß er das Spiel verloren hatte. „So will ich dir denn meinetwegen die Hälfte geben," preßte er mühsam zwischen den Lippen hervor. „Also fünfzig Thaler."

„Gut. Damit ich aber sicher bin, daß du auch Wort hältst, werde ich mitkommen und die Papiere dem Fräulein selber geben."

Miesko schwieg, aber sein Blick weissagte nichts Gutes.

„Bist du damit einverstanden?" fuhr der Müllerfranz fort.

„Ja," stieß der Pole heraus.

Nachdem der Müllerfranz seine Bettstelle von der Wand gerückt hatte, hob er ein Stück Diele heraus und entnahm demselben ein Bündel Schriftstücke. Kaum erblickte Miesko es, so sprang er mit einem Satze über die Bettstelle hinweg und packte seinen Genossen an der Kehle.

In demselben Augenblicke stieß Kaspary die Thür auf und sprang zwischen die beiden, sie auseinander reißend.

Sie standen einen Augenblick wie versteinert bei der unerwarteten Erscheinung.

Diesen Moment benutzte der Bürgermeister, der, nach Sauermann rufend, dem Kriminalkommissar langsam und vorsichtig gefolgt war, und legte Miesko mit den Worten: „Im Namen des Königs; ich verhafte Sie!" die Hand auf die Schulter.

Im Nu aber schüttelte der Bursche seine Erstarrung ab. Dem Bürgermeister einen Stoß vor den Leib gebend, daß dieser gegen die Wand taumelte, riß er blitzschnell die

Papiere an ſich, öffnete das Fenſter und ſprang auf den Acker hinab.

Kaspary folgte ihm auf dem Fuße. Aber ſo raſch er ſich auch wieder aufraffte, er vermochte den ſchnellfüßigen Burſchen nicht einzuholen, der in gewaltigen Sätzen über die Wieſe dem Walde zueilte.

Kaum jedoch hatte er denſelben erreicht, als Wesner hinter ſeiner Deckung hervorſprang, ihn ergriff und trotz verzweifelter Gegenwehr ihm mit einer von langer Uebung zeugenden Geſchicklichkeit die Hände feſſelte.

„Das haben Sie gut gemacht, Wesner," rief ihm der herankommende Kaspary zu, die während des kurzen Kampfes auf den Erdboden gefallenen Schriftſtücke aufſammelnd. „Jetzt, glaube ich, ſind wir bald am Ziele."

Er warf einen Blick auf die Papiere, nickte befriedigt, als er die ruſſiſchen Schriftzüge erkannte, und wandte ſich dann wieder der Mühle zu, in der bei dem Geräuſch alles lebendig geworden war, und das Hofthor eben geöffnet wurde.

„Eurem Sohne gilt es nicht," hörte er herankommend den Bürgermeiſter dem beſorgten Müller verſichern. „Ich habe nur eben mit Gefahr meines Lebens einen äußerſt gefährlichen Menſchen verhaftet."

„Wo iſt er denn?"

„Er — er iſt wieder entflohen."

„Und er war hier in der Mühle?"

„Er war hier."

„Wie ſind Sie denn aber hereingekommen, Herr Bürgermeiſter?"

„Ueber die Mauer," ſagte jener ſtolz. „Auf demſelben Wege, den der Verbrecher genommen hat. Die Sache ſteht mit dem Mord in der Eiſenbahn in Verbindung. Ja, ja, ihr könnt ruhig ſchlafen, euer Bürgermeiſter wacht."

Kaspary machte dem Zwiegespräch ein Ende, indem er, Verschwiegenheit anempfehlend, obgleich er sah, daß dies wenig nützen werde, den Bürgermeister aufforderte, den Gefangenen in ein Zimmer zu bringen, wo er verhört werden könne.

„Man führe ihn in mein Amtszimmer!" bedeutete der Bürgermeister majestätisch Sauermann.

„Der Mieszko?" rief der Müller verwundert. „So ein Halunke!"

Franz war ebenfalls die Treppe herabgekommen und sah halb scheu, halb neugierig zu, wie die Sache sich entwickeln werde.

Kaspary nahm ihn beiseite. „Höre, mein Bursche," sagte er in gemütlichem Ton zu ihm, „du bist um kein Haar besser als dein Genosse da. Aber du sollst mit einem blauen Auge davonkommen — unter einer Bedingung."

„Was soll ich denn thun?" frug Franz halb scheu, halb trotzig.

„Dich vorläufig ganz ruhig hier zu Hause halten und mit niemand, wer es auch sei, über diese Sache sprechen. Befolgst du das, so ist es gut; wenn nicht, kommst du sofort ins Loch, das garantiere ich, der Kriminalkommissar Kaspary."

Der Bursche zuckte zusammen, als er den Titel des vor ihm Stehenden hörte, und wurde bleich.

„Richte dich danach!" gab ihm dieser noch zur Mahnung und schloß sich dann dem Bürgermeister an, der vor Sauermann herschritt, nur bedauernd, daß es noch so früh am Tage, und die Straßen menschenleer waren, ein Umstand, über den Kaspary sehr erfreut war.

„Warte, Bursche, dir wird man es eintränken!" eröffnete der Bürgermeister das Verhör, einen Jupiterblick auf den Verbrecher werfend, der scheu, aber mit fest zusammengebissenen Lippen vor ihm stand. „Mich so zu

ſtoßen! Willſt du geſtehen, daß ... Ja, was ſoll er denn eigentlich geſtehen?" wandte er ſich an Kaspary.

„Ich möchte Sie bitten, Herr Bürgermeiſter," erwiderte dieſer, „mich mit dem Gefangenen einen Augenblick allein zu laſſen."

„Allein? Warum?"

„Er hat vor einer ſo hohen Amtsperſon wie Sie zu viel Angſt. Allein werde ich eher aus ihm herausbekommen, was ich wiſſen will."

„Gut, es ſei!" entſchied der Bürgermeiſter. „Soll aber nicht wenigſtens Sauermann hier bleiben? Dieſer Polack iſt gefährlich, ſehr gefährlich."

„Ich fürchte mich nicht," gab Kaspary lächelnd zur Antwort. „Auch iſt ja noch Wesner da."

„Gut, wie Sie wollen."

„Noch eins, Herr Bürgermeiſter. Was geſchehen, iſt ſtrengſtes Amtsgeheimnis. Eine Anerkennung kann nur unter dieſer Bedingung —"

„Strengſtes Amtsgeheimnis — ſelbſtverſtändlich," fiel ihm der Bürgermeiſter ins Wort und ging hinaus, von Sauermann gefolgt.

„Setze dich einmal dahin, mein Junge," ſagte Kaspary zu Mieſko, auf einen Stuhl deutend.

Maſchinenmäßig gehorchte dieſer.

„Du haſt dich in eine ſchlimme Patſche gebracht," fuhr Kaspary gemütlich fort, „aber wenn du vernünftig biſt, will ich dir heraushelfen."

Mieſko hob den geſenkten Kopf, antwortete aber nicht.

„Willſt du thun, was ich von dir verlange?"

Mieſko ſchien zu überlegen.

„Wesner, ſeien Sie ſo gut, holen Sie mir einmal ein Glas Wein von dem Bürgermeiſter."

Es geſchah. Kaspary trank und reichte das Glas dann Wesner, der ihm gern Beſcheid that.

„So, trink auch einmal," ſagte er dann, Mieſko das Glas gebend. „Es wird dir gut thun auf den Schreck. Machen Sie ihm die Hände los, Wesner!"

Mieſko trank, neue Hoffnung durchſtrömte ihn.

„Du haſt da einen Mordverſuch gemacht. Darauf ſteht Zuchthaus nicht unter ein paar Jahren."

Mieſko wurde leichenblaß.

„Aber ich will über die Sache ein Auge zudrücken, wenn du jetzt dich vernünftig zeigſt."

Ehe er es hindern konnte, ſtürzte Mieſko zu ſeinen Füßen nieder und umſchlang jammernd ſeine Kniee.

„Kannſt du ſchreiben?" frug ihn Kaspary, als Mieſko ſich ein wenig beruhigt hatte.

„Ja."

„So nimm hier dieſen Bleiſtift und dieſes Papier und ſchreibe, was ich dir diktiere."

„Ja."

„Müllerfranz iſt nicht hier," diktierte Kaspary. „Ich komme mit den Papieren, ſobald er zurück iſt. — Haſt du das?"

„Ja."

„So, nun ſchreibe noch deinen Namen darunter."

Der Pole that es.

„Du mußt nun freilich auf ein paar Tage ſitzen, und das ſchadet dir nichts. Aber dann kommſt du frei."

„Ganz gewiß?"

„Ganz gewiß, ich verſpreche es dir. — Bringen Sie ihn ſelbſt hin, Wesner, und ſorgen Sie dafür, daß er mit niemand ſpricht. Dann kommen Sie ſogleich wieder."

„Zu Befehl!" —

Schon nach einigen Minuten war Wesner wieder zurück.

„Alles gut abgegangen?"

„Ja, Herr Kriminalkommiſſar. Er iſt jetzt hinter Schloß und Riegel."

„Schön. Nun paſſen Sie auf! Sie müſſen ſich jetzt als Strolch verkleiden. — Können Sie das?"

„Gewiß, da ein Trödler hier wohnt."

„Dann gehen Sie mit dieſem Zettel nach Schloß Bredow. Sie halten ſich ſo lange verborgen, bis Sie Fräulein Laſſowitſch ſehen. Dieſe fragen Sie nach Fräulein Gertrud und bitten ſie, letzterer dieſen Zettel zu geben."

„Aha, ich verſtehe! Fräulein Laſſowitſch ſoll ihn leſen."

„Ganz recht, und ſich nicht über das Ausbleiben Mieskos beunruhigen. Sollte letzteres doch geſchehen, und Fräulein Laſſowitſch Miene machen, zu entwiſchen, ſo verhaften Sie ſie mit Hilfe des Gendarmen, aber nur im äußerſten Notfall."

„Es ſoll geſchehen."

„Im übrigen beobachten Sie ſcharf, was vorgeht, und melden es mir, wenn ich zurückkomme. Ich muß nach Berlin, um mir die Papiere überſetzen zu laſſen. — Viel Glück, Wesner! Gehen Sie jetzt und ſchicken Sie mir noch den Bürgermeiſter."

Bald darauf trat der Gewünſchte ein. „Ich habe niemand auch nur ein Sterbenswörtchen von dem geſagt, was geſchehen iſt," waren ſeine erſten Worte, und man ſah ihm an, welche Anſtrengung ihm dieſe Selbſtüberwindung gekoſtet hatte.

„Das iſt ja doch ſelbſtverſtändlich," erwiderte Kaspary.

„Jawohl, ſelbſtverſtändlich — ganz gewiß, es iſt ſelbſtverſtändlich," beeilte ſich der Bürgermeiſter zu verſichern. „Aber ich hoffe, daß man anerkennen wird, in welcher Weiſe hier die Diskretion gewahrt wird — in ſtrengſter, unverbrüchlicher Weiſe — ſtets."

Kaspary lächelte, indem er daran dachte, wie der Bürgermeiſter wenige Abende vorher im „Goldenen Adler" alles ausgeplaudert hatte, was bezüglich der Mordaffaire zu ſeiner Kenntnis gelangt war.

„Laſſen wir das jetzt, mein lieber Herr Bürgermeiſter,“ ſagte er. „Ich werde, wenn alles gut abläuft, wie ich es hoffe, nicht verfehlen, Ihres Eifers rühmend zu gedenken. Damit aber keine Störung eintrete, iſt es nötig, daß Mieſko mit niemand aus der Außenwelt verkehrt.“

„O, daran iſt nicht zu denken bei unſeren vorzüglichen Gefängniseinrichtungen.“

„Ich kenne dieſelben nicht und kann mir auch leider nicht das Vergnügen machen, ſie zu prüfen. Aber darauf muß ich Sie aufmerkſam machen, daß es nicht unmöglich, ja, daß es ſogar wahrſcheinlich iſt, man werde den Verſuch machen, zu Mieſko zu gelangen — dann wenigſtens, wenn meine notgedrungene Abweſenheit ſich länger hinausziehen ſollte, als dies eigentlich in meiner Abſicht liegt.“

„Sie wollen fort?“

„Ich muß es, hoffentlich aber nur auf ganz kurze Zeit. Man wird vielleicht auch den Verſuch machen, den Kerkermeiſter zu beſtechen. Iſt er ſicher?“

„O ja. Und ich ſelbſt werde ihn überwachen, ja, ich werde ihn überwachen. Für die Zeit, in welcher ich durch mein Amt zu ſehr in Anſpruch genommen bin, ſoll Sauermann dies thun. Sauermann iſt ein ſehr zuverläſſiger Menſch.“

„Ich muß mich nach dieſer Richtung hin vollſtändig auf Sie verlaſſen, Herr Bürgermeiſter. Ich thue es ruhig; Sie wiſſen ja, daß eine Anerkennung Ihrer Verdienſte nur dann ſtattfinden kann, wenn der Erfolg uns zur Seite ſteht, und der Erfolg iſt zu einem nicht geringen Teile davon abhängig, daß niemand zu Mieſko kommen kann, womöglich auch ſeine Verhaftung geheim bleibt.“

„Was irgend geſchehen kann, geſchieht.“

„Schön. Im übrigen iſt es nötig, daß Mieſko gut behandelt werde.“

„Gut behandelt?“

„Ja.“

„Dieſer Halunke? Dieſer Menſch, der mir einen ſolchen Stoß vor den Leib gegeben hat, daß es mich jetzt noch ſchmerzt, wenn ich daran denke?“

„Das thut mir ſehr leid, mein lieber Herr Bürgermeiſter, aber höhere Rückſichten erfordern es. Und ein Mann wie Sie, der bewieſen hat, daß ihm das Wohl des Vaterlandes über alles geht . . .“

„Gewiß — gewiß.“

„Der in jedem Augenblick bereit iſt, ſelbſt ſeine eigene Perſon zu opfern, wenn das Wohl von Retſchin es verlangt —“

„Jawohl, ſelbſt meine eigene Perſon.“

„Der muß auch berechtigte Gefühle der Empfindlichkeit zu unterdrücken wiſſen, wo es ſich um höhere Zwecke handelt.“

„Ich werde ſie unterdrücken, Herr Kriminalkommiſſar, Mieſko ſoll gut behandelt werden. Aber dann, Herr Kriminalkommiſſar . . .“

„Was dann?“

„Sie verſtehen mich.“

„Ah ſo, die Anerkennung! An der ſoll es nicht fehlen, wenn wir Erfolg haben. — Noch eins: wann geht der erſte Zug nach Berlin?“

„Um halb acht Uhr.“

„Fatal! Ich hätte gern erſt noch einmal auf der Poſt nach Briefen gefragt.“

„O, die könnte ich Ihnen verſchaffen.“

„Wie das?“

„Der Poſtmeiſter iſt ein guter Freund von mir. Wenn ich als Menſch und Bürgermeiſter ihn bitten laſſe, nachzuſehen, ob Briefe für Sie da ſind, ſo thut er es gewiß ſofort.“

„Das wäre mir in der That ſehr angenehm.“

„Soll ich jetzt gleich zu ihm gehen?“

„Sie leisten mir damit in der That einen großen Dienst. Die Briefe kommen unter der Adresse Maler Wilhelm Schulze.“

„Ich verstehe. Es soll niemand ahnen, wer Sie sind.“

„Ganz recht. Nur Sie dürfen es wissen.“

„Und der Postmeister, nicht wahr? Sonst steht er nicht auf.“

„Ist er verschwiegen?“

„Fast so verschwiegen wie ich selbst.“

„Sehr beruhigend,“ dachte Kaspary. Aber es lag ihm jetzt, wo Wera ihn erkannt hatte, wenig mehr an seinem Inkognito. „Schärfen Sie ihm nur auch Diskretion ein!“ sagte er.

„Es soll geschehen. Adieu!“

Kaspary benutzte die Pause bis zur Rückkehr des Bürgermeisters, um noch einmal eingehend über den gegenwärtigen Stand der Dinge und die von ihm getroffenen und noch zu ergreifenden Maßregeln nachzudenken.

Die Papiere, welche er in seiner Brieftasche verwahrt hielt, bildeten jedenfalls den Schlüssel zu dem Rätsel, dessen Lösung er suchte. Aber dieses Schlüssels konnte er sich nicht bedienen, ehe nicht die Schriftstücke übersetzt waren. Ergaben sie das von ihm bisher vergeblich gesuchte Motiv für die Handlungsweise Weras, so erschien der Beweis vollständig erbracht. Um sich aber die Uebersetzung zu verschaffen, mußte er die Verdächtige mindestens einen Tag außer Augen lassen.

Er hätte auch Wesner mit den Papieren nach Berlin senden und persönlich Wera überwachen können. Aber von diesem Gedanken war er wieder abgekommen. Die Rolle, die er Wesner übertragen hatte, konnte er selbst nicht übernehmen, da Wera ihn unter jeder Verkleidung wiedererkannt haben würde, ebensowenig konnte er sie

einem dritten übertragen, da ſie einen bedeutenden Aufwand von Geſchicklichkeit und Geiſtesgegenwart erforderte. Wera aber in Sicherheit zu wiegen, ſchien ihm unerläßlich, da ſie, ſobald ſie Verdacht ſchöpfte, jedenfalls Nachforſchungen angeſtellt hätte und der Wahrheit auf die Spur gekommen wäre.

Es blieb nichts anderes übrig; er mußte ſelbſt reiſen.

In dieſem Entſchluß wurde er beſtärkt durch den Brief vom Polizeipräſidium, welchen der Bürgermeiſter ihm überbrachte. Er enthielt außer einigen unweſentlichen Dingen zwei Nachrichten von Wichtigkeit: Boris Meriſchoff war von der ruſſiſchen Botſchaft als ein in guten Verhältniſſen lebender Gutsbeſitzer bezeichnet worden, der, von dem ſchrecklichen Ende ſeines Bruders benachrichtigt, von Oſtende aus, wo er ſeit vierzehn Tagen eine Badekur gebrauchte, brieflich angekündigt hatte, daß er ſofort nach Berlin kommen werde. Die zweite Nachricht war: Olga Tanoff, als Geſellſchafterin des Fräulein Wera Laſſowitſch polizeilich gemeldet, befindet ſich in der Privatirrenanſtalt des Doktors Delmann in Charlottenburg.

Die erſtere Nachricht bewies mit ziemlicher Sicherheit, daß Wera ihm bezüglich ihres zukünftigen Schwagers die Unwahrheit geſagt hatte, und daß der Verdacht, den ſie auf ihn zu lenken verſucht hatte, unbegründet ſei. Wenn er wirklich nach Berlin kommen wollte, ſo war es leicht, ſich mit ihm in Verbindung zu ſetzen, und dann hoffte Kaspary von ihm die Wahrheit über Wera zu erfahren. War aber Boris noch nicht in der Reſidenz, kam er vielleicht gar nicht, obwohl er wußte, daß ſein Ausbleiben ihn verdächtig machen mußte, ſo konnte vielleicht Olga Tanoff ihm wichtige Mitteilungen über Wera machen. Sie war in einer Privatirrenanſtalt, ſchien alſo geiſteskrank zu ſein. Daß dies unbedingt der Fall ſei, nahm Kaspary aber nicht an. Er hatte mit Privatirrenanſtalten

ſchon Erfahrungen eigentümlicher Art gemacht; er wußte, wie leicht es iſt, jemand, deſſen man ſich entledigen will, in einer ſolchen verſchwinden zu laſſen, falls Geld nicht geſpart wird. Verdächtig war ihm, daß Wera dieſer Geſellſchafterin nie erwähnt hatte. Es ließ ſich dies freilich auch damit erklären, daß die Geſellſchafterin zu ihr vielleicht in freundſchaftlichen Beziehungen geſtanden hatte, und es ſie ſchmerzte, über die Unglückliche zu ſprechen. Aber ein ſo ſtark ausgeprägtes Zartgefühl harmonierte nicht recht mit dem ſonſtigen Auftreten der jungen Dame; die Sache mußte jedenfalls näher unterſucht werden.

Dieſe letzteren Reflexionen beſchäftigten Kaspary, als er nach kurzem Abſchiede von dem Bürgermeiſter in den Zug geſtiegen war, der ihn nach Berlin führte. Eine noch kühnere Idee ſtieg unterwegs in ihm auf. Wenn er ihr die Papiere, nachdem von ihnen Abſchrift genommen war, in die Hand ſpielte und beobachtete, welchen Gebrauch ſie davon machte? Oder noch beſſer, wenn er ſie vorher photographieren ließ? Vernichtete ſie dann, wie er vorausſetzte, die Schriftſtücke oder auch nur einen Teil derſelben, wie dies wahrſcheinlich war, wenn ſeine Annahme zutraf, daß ſie kompromittierende Nachrichten enthielten, ſuchte ſie dann ſich zu retten, ſo war jeder Zweifel über den Zweck ihrer Anweſenheit in Bredow ausgeſchloſſen.

Er nahm ſich vor, dieſen Gedanken weiter zu verfolgen, wenn die Vorausſetzung, daß es ſich in den Papieren um wichtige Entdeckungen handle, zutreffend ſei.

Sein erſter Gang nach ſeiner Ankunft in Berlin war nach dem Polizeipräſidium. Man empfing ihn dort mit Spannung. „Haben Sie etwas herausgebracht?“ frug ihn der ihm vorgeſetzte Kriminalinſpektor.

„Ich glaube, in den nächſten Tagen die ſämtlichen Fäden der Angelegenheit in der Hand zu haben und zur Verhaftung der Schuldigen ſchreiten zu können.“

„Alle Wetter, das wäre viel! Sind Sie Ihrer Sache ſicher?“

„Soweit man dies vor dem entſcheidenden Moment ſagen kann — ja.“

„Wenn Sie dies ſagen, deſſen Vorſicht bekannt iſt, ſo zweifle ich nicht mehr an dem Erfolge. Es wird Ihnen angenehm ſein, zu hören, daß der Präſident auf denſelben beſonderen Wert legt; wahrſcheinlich auf Veranlaſſung der ruſſiſchen Botſchaft.“

„Mit dieſer möchte ich mich wegen einiger notwendigen Informationen in Verbindung ſetzen.“

„Wenden Sie ſich an den Legationsſekretär v. Akſakoff; er war ſchon zweimal hier, um ſich nach dem Fortgange der Sache zu erkundigen.“

„Sprach er ſich über dieſelbe aus?“

„Er ſagte, daß jedenfalls ein Racheakt ſeitens der Nihiliſten vorliege, da Meriſchoff in ſeinem letzten Schreiben einen ausführlichen Bericht über die Thätigkeit derſelben in Ausſicht geſtellt habe.“

„Ich bin ſeiner Meinung — nur glaube ich, daß die Haupttriebfeder des Mordes in der Abſicht zu ſuchen iſt, ſich dieſes Berichtes zu bemächtigen.“

„Und dies ſcheint leider gelungen zu ſein.“

„Ich glaube es nicht — ich glaube denſelben zu haben.“

„Ah, das wäre außerordentlich! Wo iſt er?“

„Hier.“ Kaspary zeigte die Schriftſtücke.

„Sie ſind in ruſſiſcher Sprache abgefaßt — fahren Sie doch ſogleich nach der ruſſiſchen Botſchaft und laſſen Sie ſich dort dieſelben überſetzen.“

„Das war auch mein Gedanke — nur möchte ich vorher die Dokumente photographieren laſſen.“

„Das iſt eine gute Idee. Für unſere politiſche Abteilung?“

„Vielleicht auch für dieſe; vor allem aber, weil ich

die Papiere den Verdächtigen wieder zukommen lassen will."

„Zu welchem Zweck?"

„Ich vermute, daß der Gebrauch, den sie davon machen, einen neuen Schuldbeweis abgeben wird."

„Bravo! Bei solchen Sachen kann man nie genug Material sammeln, besonders dann, wenn keine Aussicht vorhanden ist, ein Geständnis zu erzielen."

„Das hält bei politischen Verbrechern stets schwer und in diesem Falle ganz besonders. Kann ich für heute den Agenten haben, Herr Kriminalinspektor, der hier die Ermittelungen in dieser Sache angestellt hat?"

„Gewiß." Der Inspektor klingelte, ein Schutzmann erschien. „Ist Herr Lehnert da?" frug der Inspektor.

„Zu Befehl!"

„Er soll sogleich hierher kommen!"

Wenige Minuten darauf trat ein etwa im Anfange der dreißiger Jahre stehender, ziemlich einfältig aussehender Mann in das Gemach.

„Lehnert, der Herr Kriminalkommissar Kaspary bedarf heute Ihrer. Sie sind von jedem anderen Dienst befreit. — Nun viel Glück, lieber Kaspary!" —

„Wir wollen zuerst nach der russischen Botschaft," sagte Kaspary zu dem Agenten, nachdem sie auf dem Alexanderplatz in eine Droschke gestiegen waren und dem Kutscher die Adresse der Botschaft gegeben hatten. „Sind Sie dort bekannt?"

„Ein wenig."

„Kennen Sie den Legationssekretär Aksakoff?"

„Von ihm habe ich die Informationen, welche Sie zuletzt erhielten."

„Was macht er für einen Eindruck?"

„Ein noch junger, sehr entgegenkommender Herr von weltmännischer Bildung, aber . . ."

„Nun?“

„Ein wenig zu mitteilſam.“

„Da er wußte, daß Sie vom Präſidium kamen, ſo —“

„O, ich meine nicht das, aber er iſt es auch, der Fräulein Laſſowitſch mitgeteilt hat, daß Sie mit der Unterſuchung des Falles beauftragt ſeien. Das gefiel mir nicht.“

„Woher wiſſen Sie das?“

„Er hat es mir ſelbſt geſagt.“

„So? Direkt?“

„Nein, aber mit anderen Worten. Er empfahl mir, wenn Fräulein Laſſowitſch, die Braut des Ermordeten, ſich etwa an mich wende, ihr jeden möglichen Beiſtand zu leiſten und Sie dazu zu veranlaſſen, es ebenfalls zu thun.“

„Letzteres unterließen Sie?“

„Natürlich. Er ſprach in ſehr warmen Ausdrücken von Fräulein Laſſowitſch.“

„Haben Sie die Dame geſehen?“

„Nein, nur ihre Photographie.“

„Wo iſt dieſelbe?“

„In ihrem Salon.“

„Und wie gelangten Sie in dieſen Salon?“

„Ich habe ein kleines Verhältnis mit dem Stubenmädchen angeknüpft, welches bei der Zimmervermieterin in Dienſt ſteht.“

„Ah, ſehr gut. Wir kommen hierauf noch zurück. Der Wagen biegt ſchon in die Linden ein, wir werden die Botſchaft gleich erreicht haben. Noch eins: iſt die Anſtalt des Herrn Doktor Delmann leicht zugänglich?“

„Sehr ſchwer.“

„Ich dachte es mir.“

Der Wagen hielt, die beiden Beamten ſtiegen aus und ließen ſich bei dem Legationsſekretär v. Akſakoff melden, der ſie ſogleich empfing.

„Sie kommen, um mir etwas Neues über den Fall Meriſchoff mitzuteilen?“ rief er ihnen entgegen.

„Allerdings. Ich glaube, daß ich bald im Beſitz der Briefſchaften ſein werde, welche bei Verübung des Mordes geſtohlen wurden. Einen Teil derſelben habe ich bereits.“

„Ah, das iſt intereſſant! Kann ich dieſelben ſehen?“

„Gewiß.“ Kaspary gab dem Legationsſekretär die beiden ihm von Wera zurückgeſtellten Dokumente.

„Dies iſt nur das Konzept eines Berichtes,“ ſagte Akſakoff, das erſte Schriftſtück raſch überfliegend, „den wir ſchon vor einiger Zeit von Meriſchoff erhielten, und von keinem Wert. Und dieſes zweite hier? Ein Brief von Boris Meriſchoff?“

„Iſt es ſeine Handſchrift?“ frug Kaspary.

„Allerdings, ganz unverkennbar. Aber der Inhalt frappiert mich. Er ſtimmt ſo gar nicht mit den Nachrichten überein, die wir über Boris Meriſchoff haben. Sonderbar!“

„Kann ich den Brief haben, in welchem er der Botſchaft ſeine Abreiſe hierher ankündigte?“

„Gewiß. Einen Augenblick!“

Akſakoff zog eine Aktenmappe aus ſeinem Schreibtiſch, der er den Brief entnahm. „Sehen Sie, die Handſchrift iſt unverkennbar dieſelbe.“

„Es ſcheint ſo.“

„Sie iſt es ganz zweifellos,“ erlaubte ſich Lehnert zu bemerken, der ſich bis dahin zurückgehalten hatte, und ſah Kaspary bedeutſam an.

„Es wäre mir wichtig,“ meinte dieſer, „über Boris Meriſchoff recht genaue Nachrichten zu erhalten.“

„Ich erwarte ihn im Laufe des Tages — wollen Sie ihn ſprechen?“

„Das könnte von großer Wichtigkeit ſein.“

„Können Sie heute nachmittag gegen fünf Uhr wieder hier ſein?“

„Ich kann es noch nicht bestimmt sagen."

„Sollte Boris Merischoff, gegen den einen Verdacht zu hegen ich übrigens fast für absurd halte, heute zu mir kommen, so werde ich ihn veranlassen, mir seine Adresse zurückzulassen und sich zu Hause zu halten."

„Dafür würde ich Ihnen sehr dankbar sein, Herr Legationssekretär."

„Es ist ja meine Pflicht, alles zu thun, was zur Aufklärung dieser Sache beitragen kann — und außerdem hat Fräulein Lassowitsch auch mein Versprechen, sie in ihrer dem gleichen Zweck gewidmeten Thätigkeit zu unterstützen. Besser aber kann ich das jedenfalls nicht thun, als indem ich meine schwachen Kräfte Ihnen, ihrem natürlichen Verbündeten, zur Verfügung stelle."

„Sehr liebenswürdig, Herr Legationssekretär. Darf ich den Brief des Herrn Boris Merischoff mit mir nehmen?"

„Aber gewiß. Für uns hat er gar keinen Wert. Sind Sie denn übrigens den Schuldigen auf der Spur?"

„Ich glaube, es zu sein, möchte aber mich hierüber nicht eher äußern, als bis ich meiner Sache gewiß bin."

„Das kann ich Ihnen nicht verdenken. Die Adresse Merischoffs lasse ich Ihnen, falls ich fortgehen sollte, ohne Sie noch einmal gesehen zu haben, bei dem Portier zurück."

„Besten Dank im voraus."

Sie verabschiedeten sich.

„Der Brief ist gefälscht," sagte Lehnert mit ruhiger Bestimmtheit, als sie wieder in der Droschke saßen, deren Kutscher Kaspary die Adresse eines ihm bekannten Photographen in der Markgrafenstraße angegeben hatte.

„Woraus schließen Sie das?"

„Die Handschrift ist gut nachgeahmt, aber einige Buchstaben tragen doch einen ganz anderen Charakter. Sie werden das am deutlichsten sehen, wenn der Photograph

die Schriftstücke vergrößert. Ich verstehe mich auf solche Sachen; ich habe bereits wiederholt darin gearbeitet."

„Sie sind Ihrer Sache sicher?"

„Ganz sicher."

„Was schließen Sie daraus?"

„Nichts, solange ich nicht über die ganze Angelegenheit besser unterrichtet bin, als es bis jetzt der Fall ist."

Kaspary zögerte nun nicht länger, Lehnert die nötigen Aufklärungen zu erteilen. Er gab in großen Zügen ein Bild des Geschehenen. Aber ehe er es noch vollendet hatte, hielt die Droschke bereits vor dem Hause des Photographen.

Auf ihren Wunsch, diesen selbst zu sprechen, wurden sie in ein besonderes Wartezimmer geführt, und er trat gleich darauf ein, Kaspary höflich begrüßend.

„Sind Sie im stande, lieber Herr Gräfe," frug dieser, „mir in recht kurzer Zeit Photographien dieser Schriftstücke herzustellen?"

„Gewiß, morgen können Sie dieselben haben."

„Nicht heute abend noch?"

„Im Notfall auch heute abend. Aber sie werden besser, wenn ich sie die Nacht über im Silberbade liegen lasse."

„Machen Sie mir, bitte, einige zu heute abend fertig, die anderen zu morgen. Wann kann ich die Originale zurückerhalten?"

„In zehn Minuten, wenn die ersten Aufnahmen gelingen."

„Wollen Sie mehrere anfertigen?"

„Das ist bei Schriftstücken, bei denen es manchmal auf einen Punkt, eine Linie ankommt, unbedingt nötig."

„Kann ich auch von diesen beiden Briefen Vergrößerungen haben?"

„Gewiß."

„Sie haben ja für das Präsidium schon so manches

Schriftstück photographiert und viele Erfahrungen in diesem Fach — meinen Sie, daß diese beiden Briefe von derselben Hand herrühren?"

Der Photograph nahm die beiden Briefe, hielt sie gegen das Licht und betrachtete sie wechselweise aufmerksam.

„Nein," erklärte er nach einer Pause. „Hier liegt eine Fälschung vor."

„Welcher Brief ist gefälscht?"

Er bezeichnete ohne Zaudern den, welchen Wera Kaspary übergeben hatte.

„Die Fälschung ist gut ausgeführt," erklärte er. „Aber sehen Sie hier bei dem großen Buchstaben des ersten Wortes im Briefe. Ich kann leider nicht Russisch; ich weiß nicht, was das Wort bedeutet. Der Haken rechts oben ist erst mit der Feder ganz fein vorgezogen und dann dick nachgeholt. Solche Stellen finden sich noch viele. Auf der Vergrößerung werden Sie dieselben deutlich erkennen. Daß dieser Brief gefälscht ist, daran ist gar kein Zweifel."

„Wollen Sie jetzt so freundlich sein, die Aufnahmen zu machen?" drängte Kaspary. „Ich muß baldmöglichst wieder fort."

Er ging, und Kaspary benutzte seine Abwesenheit, um den Lehnert erteilten Bericht zu vervollständigen. „Warum sagten Sie dem Legationssekretär gegenüber bezüglich des Briefes das Gegenteil Ihrer Ansicht?" frug er am Schluß seiner Mitteilungen.

„Weil ich eine Indiskretion von seiner Seite befürchte."

„Ich dachte es mir. Meinen Sie übrigens, daß er mit Fräulein Lassowitsch noch immer in Verbindung steht?"

„Es ist durchaus nicht unmöglich und würde dem Bilde, das Sie mir von der Dame entwarfen, nur entsprechen, wenn sie den Versuch gemacht hätte, auf diese

Weiſe fortlaufende Nachrichten über Ihre Thätigkeit zu empfangen."

„Deswegen zeigte ich auch dem Legationsſekretär die zuletzt empfangenen Schriftſtücke nicht, ſo ſehr es mich verlangt, den Inhalt derſelben kennen zu lernen."

„Das iſt leicht zu machen."

„Auf welche Weiſe?"

„In demſelben Hauſe mit mir wohnt ein armer ruſſiſcher Student, der ſich gern ein Honorar für die Ueberſetzung verdienen wird."

„Ein ruſſiſcher Student? Das iſt mir doch bedenklich. Er könnte uns verraten."

„Das ließe ſich verhindern."

„Auf welche Weiſe?"

„Indem er die Ueberſetzungen unter meiner Aufſicht anfertigte."

„Und dann?"

„Müßte er verhaftet werden."

„Ohne Grund?"

„Mit ſeinem Einverſtändnis."

„Das wird ſchwer zu erzielen ſein."

„Für zehn Thaler läßt er ſich gern drei Tage einſperren."

„Er ſoll dreißig haben."

„O, dann machen Sie ihn glücklich."

„Und der Vorwand zur Verhaftung?"

„Das nehme ich auf mich."

Der Wiedereintritt des Photographen unterbrach das Geſpräch. „Ich habe von jedem Schriftſtück zwei gutgelungene Aufnahmen gemacht," ſagte er. „Hier haben Sie die Originale zurück."

Kaspary ſteckte dieſelben in ſeine Brieftaſche. „Die Sache muß ſtreng diskret behandelt werden," ſagte er. „Sie geben die Photographien niemand anderem als mir ſelbſt oder dieſem Herrn hier."

„Gut. Meine Zuverläſſigkeit kennen Sie ja.“

„Allerdings. Beſten Dank. Auf Wiederſehen!“

„Nun nach Ihrer Wohnung!“ wandte ſich Kaspary an Lehnert.“

„Mulackſtraße 8,“ rief dieſer dem Kutſcher zu.

„Werden wir Ihren Studenten aber auch zu Hauſe treffen?“ frug Kaspary.

„Jetzt um die Mittagszeit jedenfalls. Er iſt Vegetarianer, wohl weniger aus Ueberzeugung als aus Sparſamkeit.“

„Sie haften mir natürlich für die Schriftſtücke.“

„Mit meinem Kopf.“

„Hier ſind ſie.“

Lehnert zählte ſie ſorgſam durch und verbarg ſie dann in ſeiner Bruſttaſche.

„Am beſten wäre es vielleicht, wenn Sie auch zugegen blieben, Herr Kriminalkommiſſar,“ meinte er dann. „Aber es geht wohl nicht.“

„Warum nicht?“

„Wenn Sie nachmittags wieder nach der ruſſiſchen Botſchaft wollen . . .“

„Vorher gedenke ich Herrn Doktor Delmann einen Beſuch abzuſtatten.“

„Um Fräulein Tanoff zu ſprechen?“

„Ja.“

„Sie werden auf große Schwierigkeiten ſtoßen.“

„Ich hoffe, ſie zu überwinden. Meinen Sie, daß Fräulein Tanoff wirklich krank iſt?“

„Ich glaube, daß ſie ſo geſund iſt wie wir beide und man ſich ihrer nur entledigen wollte, um eine Mitwiſſerin weniger zu haben.“

„Das iſt auch meine Anſicht.“

„Aber ſie herauszubekommen wird ein ſchweres Stück Arbeit ſein.“

„Wenn ſie geſund iſt, bekomme ich ſie auch heraus; verlaſſen Sie ſich darauf.“

„Ich will es Ihnen wünſchen.“

Der Wagen hielt. Sie begaben ſich ſofort in die Wohnung des Studenten, eine Dachkammer, die auf den erſten Blick die Armut ihres Bewohners verriet. Er war gerade damit beſchäftigt, ſein Mittagsmahl, aus zwei trockenen Brötchen und einigen Aepfeln beſtehend, zu verzehren. Wider Kasparys Erwarten zeigte er ſich ſofort dazu bereit, ſich der von ihm erwarteten Arbeit unter den geforderten Bedingungen zu unterziehen. Nur die eine Gegenbedingung ſtellte er, daß ſeine Verhaftung geheim bleiben müſſe und dadurch kein Flecken auf ſeinen Ruf kommen dürfe.

„Es genügt, wenn Sie hier in Ihrem Zimmer unter Obhut des Herrn Lehnert bleiben,“ erklärte Kaspary, als er ſah, welchen Wert der junge Mann auf dieſen Punkt legte, und zahlte ihm die Hälfte des verſprochenen Honorars im voraus.

Dann ſtieg er wieder in die Droſchke und gab dem Kutſcher den Auftrag, nach Charlottenburg zur Irrenanſtalt des Doktors Delmann zu fahren.

Vierzehntes Kapitel.

Es gelang Wesner, bei dem Trödler, deſſen Wohnung er ſich gemerkt hatte, einen Anzug zu bekommen, der ſeinen Abſichten vollſtändig entſprach. Er zerfaſerte die Beinkleider an ihrem unteren Rande noch ein wenig, nachdem er dem Wirt im „Goldenen Adler“ ſeine Taſche zum Aufbewahren gegeben, aus welcher er nur das Nötigſte entnommen hatte, benutzte eine ihm geeignet erſcheinende Stelle im Walde, an welcher er vorher Miesko abgelauert hatte, um ſich umzukleiden, ſchmierte auf Rock und Bein-

kleider noch etwas Lehm, ſo daß es ausſah, als habe er die Nacht im Freien zugebracht, und ging dann an die Umwandlung ſeines Geſichtes. Den kurzen Vollbart ſchnitt er an den Seiten ſo unregelmäßig ab, daß er recht verwildert ausſah, und am Kinn, wo er ihn ſtehen ließ, zerzauſte und verwirrte er ihn nach Möglichkeit. Auch das Haar machte er ſich ſo ſtruppig, als habe es ſeit acht Tagen weder Bürſte noch Kamm geſehen, und als er nun noch die ſchwarze, fettig glänzende Ballonmütze keck auf das linke Ohr gedrückt und einen alten, ſchmierigen roten Schlips um den Hemdkragen gebunden hatte, glich das Bild, das ihm aus dem kleinen Taſchenſpiegel entgegenſtrahlte, ſo ſehr dem eines richtigen Vagabunden, daß er befriedigt vor ſich hin brummte: „Na, ich glaube, ſo würde mich ſelbſt Kaspary kaum wieder erkennen.“

Er nahm ſeinen Knotenſtock und wanderte wieder nach Bredow zurück, nachdem er, da es nicht gut geweſen wäre, wenn er allzu zeitig dort geſehen wurde, im Walde einige Stunden Raſt gehalten hatte. Da er ſich von dem Gärtner oder von den Bedienten im Schloſſe und den Knechten im Gutshofe in ſeinem Vagabundenkoſtüm nicht ſehen laſſen durfte, kletterte er über den Zaun, welcher den Park umgab, und pirſchte ſich durch das Dickicht nach dem Schloß zu, wo er Wera zu finden erwarten durfte. Unter Beobachtung jeglicher Vorſicht das Schloß umſchleichend, ſah er endlich die Geſuchte auf der Terraſſe, aber leider war ſie nicht allein, ſondern der Leutnant ſtand an der Seite der bequem in einen Gartenſtuhl Hingeſtreckten.

Er hörte, daß ſie miteinander ſprachen, konnte aber nicht verſtehen, was es war. Zum Glück kehrte ihm der Leutnant den Rücken zu. Er wagte es daher, den rechten Arm über den ihn verborgen haltenden Buſch hinwegzuſtrecken und den mit der rechten Hand gehaltenen Zettel hin und her zu ſchwenken. Obwohl Weras ſchöne

Augen durch den Park hin und her irrten, dauerte es doch einige Zeit, bis sie sein Manöver bemerkte und zu dem Schluß kam, daß es ihr gelte.

Es handelte sich nun für sie darum, Fritz zu entfernen. Den Vorwand dazu fand sie sehr rasch. Sie beauftragte ihn, sich nach Mieško umzusehen. Dann, nachdem er gegangen, stand sie langsam auf und näherte sich, hin und her gehend, dem Boskett, in dem Wesner sich verborgen hatte.

„Ich habe einen Zettel für Sie, Fräulein Gertrud," rief dieser, als sie in seine Nähe kam.

„So werfen Sie ihn mir herüber."

„Nein, ich muß auch noch mit Ihnen sprechen."

„So sagen Sie, was Sie wollen."

„Nicht hier; es ist nicht sicher genug."

„Wo dann?"

„Nachher, wenn es dunkel wird, an der hinteren Parkpforte."

„Von wem haben Sie mir denn etwas zu bestellen?"

„Von Mieško."

„Von dem? Warum kommt er denn nicht selbst?"

„Es geht nicht. Ich werde Ihnen alles erzählen."

„Gut — ich werde kommen."

Sie ging in der Richtung nach dem Schloß zurück, etwas beunruhigt durch das, was sie gehört. Mieško konnte nicht selbst kommen? Was mochte ihn wohl hindern? Stand diese Verhinderung etwa mit dem Briefe Kasparys im Zusammenhang, den sie am Morgen erhalten hatte? Hatte er vielleicht auf dem Wege nach Retschin Mieško getroffen, ihn befragt und durch Einschüchterung ein Geständnis seines Vorhabens von ihm erlangt? So weit wäre ja die Sache noch nicht schlimm gewesen, denn sie konnte sich immer noch damit ausreden, daß es ihr darum zu thun gewesen sei, ihm zu zeigen, was sie allein zu stande zu bringen vermöge.

Aber wenn Kaspary nun vielleicht durch List oder Gewalt Mieſko dahin gebracht hatte, ihm die Schriftſtücke auszuliefern? Dann war für ſie alles verloren, dann lag das einzige Heil in ſchleuniger Flucht.

Gleich darauf ſchalt ſie ſich ob ihres Kleinmuts. War Kaspary im Beſitz der Schriftſtücke, ſo würde Mieſko, jede Hoffnung auf eine Belohnung von ihrer Seite verloren ſehend, keinenfalls ihr eine Botſchaft geſandt haben. So rückſichtsvoll war der Burſche ſicherlich nicht, ſie auf alle Fälle zu benachrichtigen, auch dann, wenn es ihm nichts einbrachte, ihn im Gegenteil ſogar noch einer Gefahr ausſetzte.

Wäre nur der Abend erſt dageweſen, der ihren Zweifeln ein Ende machen mußte! So ſehnſuchtsvoll hatte ſie noch nie dem Untergange der Sonne entgegengeblickt als an dieſem Tage. Dabei mußte ſie noch immer die Galanterien des Leutnants erdulden, den ſie nicht ſchroff behandeln durfte, da ſie nicht wußte, wie er ihr noch von Nutzen ſein konnte. Uebrigens wurden dieſe allmählich ſo auffällig, daß der Major bei der Abendtafel einigemal erſtaunt aufblickte und ſich vornahm, mit Fritz ein ernſtes Wort zu reden, damit dieſer die Trauer des Gaſtes beſſer ehre, als es bisher geſchehen.

Nach dem Abendbrot fand ſich dazu keine Gelegenheit mehr; dann, wie dies ſchon allmählich Sitte in Schloß Bredow geworden war, bot Fritz der Ruſſin nach Aufhebung der Tafel ſeinen Arm, um ſie noch auf ihrem Spaziergang durch den Park zu begleiten, während Gertrud, die durchaus keine Luſt verſpürte, dem Paar eine unwillkommene Begleiterin zu ſein, bei dem Onkel zurückblieb, der ſeine Zeitungen las.

„Findeſt du nicht auch, daß Fritz dem Fräulein ein bißchen ſtark die Cour ſchneidet?“ fing der Major plötzlich an, ſeine Zeitung beiſeite legend.

„Ich habe darauf nicht viel acht gegeben," antwortete ſie ausweichend.

„Wenn es ſogar mir auffällt, der ich doch andere Sachen im Kopf habe als Tändeleien zwiſchen jungen Leuten," fuhr er fort, „ſo muß es doch ſchon ziemlich arg ſein."

Sie ſchwieg. Die Sache war ihr um ſo peinlicher, als ihr Herz ſchon lange mit Schmerz erkannt hatte, wie dieſe Ruſſin Fritz gänzlich in ihre Netze zog.

„Ich kann mir gar nicht denken, daß es dir nicht auch aufgefallen wäre," ſuchte der Major mit der ihm eigenen Hartnäckigkeit ſie weiter auszuforſchen.

„Mir? Was geht es mich an?"

„Na, erlaube 'mal!" rief er nun ſeinerſeits etwas verdutzt. „Ich habe doch immer gedacht, du und Fritz, ihr würdet ein Paar werden, und ich noch einmal die Freude erleben —" er brach kurz ab und räuſperte ſich verlegen. „Wenn er dir nun plötzlich untreu wird —"

„Untreu?"

„Na, ich meine das nicht gleich im tragiſchen Sinne; ich weiß wohl, daß es ſich bei ihm bloß um eine vorübergehende Laune handelt, aber —"

„Wenn er mir untreu werden ſollte, müßte er mir doch erſt Treue ſchuldig ſein. Das iſt aber nicht der Fall — ganz und gar nicht," ſagte ſie beſtimmt.

Dem Major fiel vor Schreck faſt die Pfeife aus dem Munde. „Du weißt doch, wie gern Fritz dich hat," meinte er nach einer Pauſe. „Warum ſollte denn mein Lieblingswunſch, euch vereint zu ſehen, nicht in Erfüllung gehen?"

„Meinſt du nicht, lieber Onkel, daß doch auch in Betracht gezogen werden müßte, ob ich meinerſeits Fritz liebe?"

„Ja, warum denn aber nicht?"

„Warum nicht? Die Liebe fragt nicht nach dem Warum, lieber Onkel."

Er ſprang auf und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, wie er ſtets zu thun pflegte, wenn er in Erregung war. „Du biſt jetzt böſe auf ihn wegen ſeines dummen Courſchneidens," ſagte er, plötzlich vor ihr ſtehen bleibend. „Aber ihm ſoll ein Donnerwetter auf den Kopf fahren!"

„Meinetwegen braucht er ſich in keiner Weiſe zu genieren," antwortete ſie feſt.

„So magſt du ihn wirklich nicht?"

„Wenn er jetzt um meine Hand anhielte, würde ich ihn entſchieden zurückweiſen."

„So hole der Teufel dieſe Ruſſin, die ſeine Huldigungen in ihrem Falle, nach ſolchen Ereigniſſen, noch viel entſchiedener zurückweiſen ſollte! Morgen gebe ich ihr das Geld für die Jagdpacht wieder."

„Wenn ich dich bitten darf, thue das nicht, lieber Onkel."

„Warum nicht?"

„Erſtens mag ich nicht die Urſache ſein, daß dieſes nach allen Seiten ſo befriedigende Uebereinkommen wieder zu nichte wird, und zweitens wäre das auch eine Beleidigung deines Gaſtes."

„Du magſt recht haben. Aber mit dem Fritz ein ernſtes Wort zu reden, kann mir niemand verwehren."

„Ich möchte dich bitten, lieber Onkel, auch das zu unterlaſſen. Es würde ausſehen, als hätte ich dich aufgehetzt."

„Hm — ja. Aber nein — es geht nicht anders. Ich muß dem Jungen den Kopf zurechtſetzen."

„Willſt du mir die Bitte erfüllen, wenigſtens noch einige Tage damit zu warten, lieber Onkel?"

„Ich ſehe keinen Grund dafür."

„Ich glaube, daß in einigen Tagen Ereigniſſe eintreten werden, die jede Dazwiſchenkunft deinerſeits überflüſſig machen."

„So? Warum glaubst du das?“

„Erlaß mir die Antwort auf diese Frage. Ist es denn so schlimm, einige Tage zu warten, wenn ich dich recht herzlich darum bitte?“

„Ihr Frauenzimmer treibt gar zu gern Geheimniskrämerei. Nun, meinetwegen — ein paar Tage will ich mir die Sache noch mitansehen. Aber dann fahre ich dazwischen.“

„Du bist mein liebster, bester, alter Onkel!“ rief sie, ihn umarmend und einen herzlichen Kuß auf seine von rauhem Schnurrbart fast verdeckten Lippen drückend. Aber dann brach sie plötzlich in Thränen aus und verließ eilig das Zimmer.

Nachdenklich schaute der Major ihr nach. „Sie hat ihn doch lieb,“ brummte er endlich.

— — — — — — — — — — — —

Unmittelbar, nachdem sich Fritz v. Bredow entfernt hatte, trat Wesner hinter seinem Baum hervor.

„Hier ist die Botschaft von Miesko,“ sagte er, Wera den Zettel reichend.

Sie las ihn rasch durch und steckte ihn dann in die Tasche.

„Was soll ich ihm für eine Antwort bringen?“ frug er.

„Sagen Sie ihm, es sei gut,“ versetzte sie, sich nicht die Mühe gebend, ihren Widerwillen vor dem schmierigen Vagabunden zu verbergen.

„Das Fräulein ekelt sich vor mir,“ sagte Wesner grinsend, „und doch könnte ich Ihnen von großem Nutzen sein.“

„Inwiefern?“

„Miesko hat die Papiere nicht bekommen können, weil der Müllerfranz nicht zu Hause war. Er ist dageblieben und wartet auf ihn. Ich aber, ich bin ein Freund vom Müllerfranz, und ich weiß, wo er die Papiere versteckt hat. Miesko weiß es nicht.“

„Wie kommt es, daß Sie es wiſſen?“

„Als Mieſko ſie dem Müllerfranz gebracht hat, war ich gerade da. Sie ſchickten mich hinaus, weil der Mieſko nicht wollte, daß ich alles höre. Ich bin aber nicht weit gegangen, nur ſo weit, daß ſie mich nicht mehr ſehen konnten. Dann bin ich umgekehrt und habe gehorcht und durch das Schlüſſelloch geguckt, als der Mieſko weg war.“

„Und was haben Sie geſehen?“

„Wo der Müllerfranz die Papiere hingelegt hat.“

„Wohin denn?“

„Oho, Fräulein Gertrud, das ſage ich nicht ſo,“ lachte er in unverſchämtem Tone. „Erſt muß ich wiſſen, was dabei herausſchaut. Ohne Geld giebt's nichts.“

„Ah, Sie wollen ſich Ihr Geheimnis abkaufen laſſen?“

„Stimmt.“

„Und Sie meinen, ich würde Ihnen eine große Summe Geldes dafür geben?“

„Stimmt auch.“

„Das fällt mir aber gar nicht ein.“

„Na, dann nich. Es iſt Ihr Pech, nicht meins.“ Er wandte ſich zum Gehen. „Das andere Fräulein, die Ruſſin, die zum Beſuch hier iſt, die ſoll ſpendabler ſein, ſagt Mieſko.“

(Fortſetzung folgt.)

Das Maorimädchen.

Erzählung aus Neuſeeland. Von **Emil Koch.**

Mit Illuſtrationen von Alb. Richter.

(Nachdruck verboten.)

Im Jahre 1892 befanden wir uns auf der Suche nach Land in Neuſeeland. Unter „wir“ muß ſich der Leſer ein Viertelduțend junger deutſcher Einwanderer vorſtellen, die voll von Thatendrang und friſchen Mutes gekommen waren, um ſich in jener aufſtrebenden Kolonie ein Heim zu gründen. Wir hatten uns mit ausdauernden Pferden verſehen, Tieren, welche darauf eingerichtet waren, alle Hinderniſſe dieſer ſo außerordentlich durcheinander gerüttelten und geſchüttelten Bodenformation mit verhältnismäßiger Leichtigkeit zu nehmen; unſere Vorräte, ein großes Zelt und einige Küchengeräte waren einem tüchtigen Packpferde aufgebürdet worden, und ſo trabten wir denn fröhlich und wohlgemut in die Welt hinein.

Von Auckland, der reizenden Stadt am Waitemata-hafen, waren wir gegen Norden aufgebrochen. Wir wußten zwar, daß dort der Boden weit weniger fruchtbar iſt als im Süden, allein des herrlichen Klimas wegen wollten wir uns im Norden niederlaſſen. Auch war es uns aus verläßlichſter Quelle bekannt, daß man da nach langen

Strecken faſt ſterilen Bodens oft reizende Oaſen des fruchtbarſten Ackerlandes trifft. Eine ſolche Oaſe wollten wir auffinden und erwerben.

So rückten wir allmählich immer mehr gegen Norden vor, und je weiter wir kamen, deſto deutlicher konnten wir ſehen, daß unſere Annahme vollkommen richtig war. Die Nordſpitze Neuſeelands war vor grauen Jahren bedeckt mit unermeßlichen Wäldern der Kauriſichte, deren Ueberreſte noch heute in dem großen Puhipuhi- und Mangamukabuſche vorhanden ſind. Niemand weiß, welche gewaltige Kataſtrophen die Bäume hier ausgerottet haben, Thatſache iſt aber, daß weite öde Strecken keine Spur mehr vom Kauriholze aufweiſen. Aber das Harz, welches dieſe Bäume zwiſchen den Wurzeln ausſchwitzten, iſt noch immer da. Es liegt im verſteinerten Zuſtande im Boden und wird von einer eigenen Geſellſchaftsklaſſe, den Gumdiggern oder Harzgräbern, in bedeutenden Mengen ausgegraben.

In der Umgebung von Whangarei, einer gewerbsfleißigen Hafenſtadt, die lieblich zwiſchen Orangenhainen und Obſtgärten liegt, hatten wir verſchiedene Privat- und Kronländereien beſichtigt, aber nicht gefunden, wonach wir ſuchten. Wir wollten eine zum Weinbau günſtige Lage, die gegen die rauhen Südwinde geſchützt war, bei unſerer Erwerbung zur erſten Bedingung machen. Wir erfuhren jedoch, daß einige dreißig Meilen weiter ein Deutſcher anſäſſig ſei, der einen Weingarten beſaß. Derſelbe werde uns ſicherlich die beſte Auskunft geben können, hieß es, da er ſchon mehrere Jahre dort wohne und die ganze Gegend gründlich kenne.

Wir entſchloſſen uns daher natürlich ſofort, unſeren Landsmann aufzuſuchen. Durch Kamo und Hikurangi — zwei hübſche Flecken — führte unſer Weg und über lang hingeſtreckte, öde Flächen. Gegen Abend kamen wir in

ein Seitenthal, das ein klarer Bach durchſtrömte. Nach einer weiteren halben Stunde gewahrten wir in der That die Heimſtätte des Deutſchen, mit dem grün angeſtrichenen Staketenzaun ringsherum und dem Weingarten an der

Berglehne dahinter, ſo wie ſie uns beſchrieben worden war.

„Hallo, da drinnen! Kui!“

Den landesüblichen Buſchruf hatten wir in letzterer Zeit ſehr oft Gelegenheit gehabt zu üben.

Heraus kam zuerſt eine bildhübſche junge Maorifrau, die uns ein lächelndes „Tanākoe“ zurief, und hinter ihr

ein ſtämmiger Mann mit vor Geſundheit ſtrotzendem Geſichte, wohlbehäbig und von ruhig-freundlichem Gehaben, dem der Deutſche auf tauſend Schritte anzuſehen war.

„Iſt dies Herrn Knabes Anſiedelung?“ fragte ich.

„Jawohl. Nur herein, wenn's gefällig iſt.“

Ueberall durch das ganze Land dieſelbe herzliche ungekünſtelte Gaſtfreundſchaft. „Nur herein, wenn's gefällig iſt,“ das heißt du biſt willkommen, brauchſt dir aber keinen Zwang auferlegen.

Wir hatten bald unſere Tiere verſorgt und uns als Landsleute vorgeſtellt. In kürzeſter Zeit war von der ſympathiſchen Hausfrau der Tiſch mit appetitlichen Dingen beladen worden, und wir ſaßen um denſelben gemütlich plaudernd, fröhlich und guter Dinge.

Im Zimmer und im ganzen kleinen Hauſe ſah es reinlich und behaglich aus, ſo daß man ſich ſofort wohlig zu Mute fühlte. Die einfachen, aber bequemen Möbel waren mit Geſchmack geordnet, alles war blitzblank, und über dem Ganzen ſchwebte jener Hauch einer glücklichen Häuslichkeit, wie er nur dort zu treffen iſt, wo die Inſaſſen in vollkommener Harmonie und beſtem Einvernehmen miteinander leben.

Hier gab es allerdings dem Anſcheine nach nur zwei Hausgenoſſen, unſeren Landsmann, Herrn Knabe, und ſeine Frau, das ſchmucke junge Maoriweib. Daß ſich die beiden jungen Leutchen aufs innigſte liebten, konnte man ſofort ſehen. Ein ſtillbehagliches Lächeln und eine zeitweilige harmloſe Neckerei ſeinerſeits, ſowie ein häufiges freudiges Aufblitzen der feurigen Augen ihrerſeits verrieten die ganze Geſchichte. Sie ſprachen maoriſch miteinander, und wir erfuhren, daß die Frau dem Ngamatihiſtamme angehöre, der um die Rotoruaſeen herum im Wunderlande Neuſeelands angeſiedelt iſt. Sie verſtand zwar Engliſch, bediente ſich jedoch wie alle Eingeborenen mit Vorliebe

ihrer Mutterſprache, die in ihrem Munde ſehr melodiſch klang.

Ria — das war ihr Name — hatte eine feſtgefügte, tadelloſe Geſtalt, die etwas über die Mittelgröße hinausragte. Ihre Hautfarbe war ein lichtes Braun, das an den Wangen in den Schimmer eines dunkelroten Roſenblattes überging. Sie bewegte ſich graziös und ungezwungen, und ein ſchelmiſches Lächeln ſpielte ſtets um den etwas vollen, aber reizend geſchnittenen Mund, aus dem zuweilen prachtvolle Exemplare der berühmten Maorizähne in zwei perlglänzenden Reihen hervorguckten. In ihrem ganzen Gebaren drückte ſich unbewußt ein hohes Glücksgefühl und eine vollkommene Zufriedenheit mit dem eigenen Lebensloſe aus, und ſo war es denn kein Wunder, daß die Herzen der drei Landſucher ihr ſofort entgegenflogen.

Ein ſonderbarer Umſtand fiel uns jedoch ſofort auf. Ihre ganze Erſcheinung im ſchmucken einfachen Hauskleide hatte etwas unwiderſtehlich Feſſelndes — bis der Blick auf ihre Hände fiel. Furchtbare Schrammen und Narben durchzogen dieſe, und weiße Flecken und Striche, die alle ſo ausſahen, als hätte ſich die Frau einmal irgendwo arg verbrannt. Alle dieſe Wunden waren zwar jetzt vollkommen geheilt, und die Haut lag feſt darüber, aber die Hände waren dadurch ſeltſam verunſtaltet. Während ſie den Tiſch deckte und geſchäftig um uns herum hantierte, ſuchte ſie nach Kräften ihre Hände zu verbergen, konnte jedoch nicht verhindern, daß wir zuweilen verwunderte Blicke auf die armen mißhandelten Glieder warfen.

Unſer Hauswirt bemerkte dies und lächelte. Er ergriff die beſonders arg vernarbte Rechte ſeiner Frau und drückte einen leiſen Kuß darauf.

„An dieſe Hände knüpft ſich eine ſeltſame Geſchichte,“ bemerkte er, „und wenn es Sie intereſſiert, ſo will ich

Ihnen dieſelbe nach dem Abendbrote gerne zum beſten geben. Aber jetzt greifen Sie tüchtig zu, Sie müſſen nach Ihrem langen Ritte hübſch hungrig ſein.“

Nach dem Eſſen ſetzten wir uns um den offenen Kamin herum. Die Abende und Nächte ſind in Neuſeeland auch im Sommer häufig recht friſch, um nicht zu ſagen kühl, und die wärmeſpendende Flamme iſt dann hochwillkommen und erhöht die Behaglichkeit ungemein.

Die unvermeidlichen Pfeifen wurden geſtopft, die Gläſer mit dem ſelbſtgebauten, ſehr guten Weine unſeres Landsmannes gefüllt, und auf unſere Bitten begann derſelbe ohne weitere Einleitung ſeine Erzählung.

„Ich bin ſeit nun faſt acht Jahren in dieſem Lande, und je länger ich hier lebe, deſto beſſer gefällt es mir. Dies iſt ein Land, das bei näherer Bekanntſchaft immer gewinnt. Ich bin überzeugt, Sie werden das mit der Zeit ſelbſt erfahren. Es liegt etwas in der Luft, im Klima, in den ganzen Verhältniſſen, das unwiderſtehlich anzieht. Man fühlt ſich ſtets ſo friſch und geſund, iſt von größerer Lebensluſt erfüllt als anderwärts, und obgleich man ſich oft genug recht hart plagen muß, um ſich ehrlich und anſtändig durchs Leben zu bringen, ſo iſt man doch froh, hier zu ſein, und rackert ſich gerne. Denn man weiß, daß im Hintergrunde aller dieſer Arbeit die heißerſehnte Unabhängigkeit winkt, daß nach einer gewiſſen Zeit eine geſicherte Zukunft daliegt, und daß einem beim regelrechten und gewöhnlichen Laufe der Dinge ein langes, geſundes Leben bevorſteht.

Als ich hierher kam, hatte ich leider nicht viel Geld. Meine erſte Sorge war daher, lohnende Arbeit zu finden, ſo daß ich mir ein Sümmchen erſparen könnte, um damit weiter zu wirtſchaften.

Ich hatte gleich nach meiner Ankunft viel von dieſen Harzfeldern gehört. Man vernahm die widerſprechendſten

Dinge. Einige Berichte waren enthusiastisch, andere wieder besagten, es stecke nicht viel dahinter. Ich war dadurch neugierig gemacht worden und beschloß, selbst zu sehen und mein Glück in der Beschäftigung oder der Industrie — wie man hier sagt — des Harzgrabens zu versuchen.

Die Ausrüstung dazu ist die denkbar einfachste: ein Spaten und ein Speer. Wozu man den letzteren gebraucht, werden Sie ja bei Ihrem Ritte über die Felder gesehen haben. Man steckt den langen, dünnen, spitzen Eisenstab fortwährend in den Boden, der hier zumeist aus Pfeifenthon besteht. Wenn dann dieses Werkzeug an etwas Hartes stößt, so weiß der erfahrene Gräber am Klange zu sagen, ob da bloß ein Stein oder ein Stück Harz in der Erde liegt. Dieser zur Herstellung feiner Firnisse vielbegehrte Stoff hat die Eigentümlichkeit, oft in großen Haufen auf engem Raume beisammen zu liegen. Nicht alle Bäume schwitzen nämlich das Harz in nennenswerten Mengen aus, manche gar keines, andere wieder erstaunlich viel. Hat man nun das Glück, eine Stelle zu treffen, wo mehrere solche Bäume beisammen gestanden haben, so ist die Ausbeute eine große, und der glückliche Finder verdient dann an einem Tage viele hundert Mark.

Damals war das Land noch nicht so ausgebeutet und ausgegraben wie jetzt. Heutzutage ist wohl kein Fußbreit im ganzen Norden hier, der nicht umgewühlt worden ist. Und dennoch ist der Ertrag noch immer recht anständig, denn jetzt werden auch die kleinen Stücke sorgsam gesammelt, die früher achtlos beiseite geworfen wurden. Und dann findet man an vielen Stellen unter der jüngsten Harzschicht eine zweite und oft noch tiefer eine dritte bedeutend ältere Schicht. Das war den früheren Arbeitern unbekannt, denn sie hatten nicht viel Mühe, den Stoff einige Zoll von der Oberfläche entfernt zu finden. Man muß annehmen, daß nach der Zerstörung eines Waldes

nach einer gewissen Zeit auf den Ruinen des ersteren ein zweiter und noch später ein dritter wuchs. Es müssen enorme Zeiträume vergangen sein, seit dieser Prozeß begann, aber das Harz ist noch immer da.

Ich für meinen Teil beschloß, Buschgräber zu werden, das heißt einer, der im Walde arbeitet. Die Arbeit im Busche ist natürlich der dichten Schlingpflanzen, des oft fast unentwirrbaren Untergestrüppes und des weitverzweigten Wurzelwerkes wegen eine viel härtere, aber auch viel lohnendere als im offenen Lande. Letzteres ist meist nur mit Farnkräutern oder kurzem Manukagestrüpp bewachsen, weil auf dem armen, sterilen Boden nichts anderes fortkommt. Es erscheint fast unglaublich, daß derselbe Boden so große Wälder trug, aber die Kaurifichte liebt gerade diesen im Sommer harten und im Winter sumpfigen Pfeifenthon und erreicht darin eine enorme Größe, und zu ihren Füßen, in dem durch ihre Nadeln gebildeten dünnen Humus, wuchert mit unglaublicher Lebenskraft das ganze Heer der Schlingpflanzen und der scharfen, wie Rasiermesser schneidenden Gräser.

Ich ließ mich also im Puhipuhiwalde nieder, den Sie ja in der Entfernung gesehen haben. Ich hatte das Glück, einen älteren Landsmann zu treffen, der viel Erfahrung in dieser Beschäftigung besaß; er gab mir die ersten unschätzbaren Winke und Ratschläge, wie man am besten zu Werke gehen muß. Später fand ich mich überraschend schnell in dieses Geschäft.

Ein prachtvoller Forst, dieser Puhipuhiwald! Hundert Quadratkilometer groß, mit nur wenigen Lichtungen damals. Jetzt haben verheerende Feuer schon einige bedeutende Lücken hineingebrannt. Zwei Jahre lang führte ich dort das einsame Leben eines Waldmenschen; es brachte mich aber zum gewünschten Ziele, ich erwarb mir eine ganz stattliche Summe dabei. Und noch jetzt denke ich

mit großem Vergnügen an jene Zeit zurück. Diese Art Existenz hatte einen eigenen Reiz. Es war nicht nur der fortwährende Verkehr mit einer großartigen Natur, sondern auch die Wechselfälle in der Ausbeute und dem damit verbundenen Gewinn, welche die Sache so interessant gestalteten.

Ich hatte mir eine nette Hütte — „Warri" nennt man's hier — gebaut und mit einer gewissen Behaglichkeit eingerichtet. Der frühe Morgen sah mich schon zumeist zur Arbeit hinauswandern, das frugale Mittagsessen nahm ich stets mit, und abends keuchte ich gewöhnlich unter einer schweren Ladung heim. Gegen Ende meines dortigen Aufenthaltes fing jedoch meine Gesundheit an zu leiden. Ich hatte mich sonst immer eines außerordentlich guten Wohlbefindens erfreut, aber der Weg führte des Morgens durch das taunasse, mannshohe Untergestrüpp, so daß ich oft keinen trockenen Faden am Leibe hatte, wenn ich meine eigentliche Arbeit begann. Diese selbst war auch keine leichte, denn bevor man hier ans eigentliche Graben gehen konnte, mußte erst das starke Wurzelwerk mit der Axt weggehauen werden. Es war also nicht zum Verwundern, daß sich bei mir starker Rheumatismus einstellte.

Dazu kam folgendes. Neuseeland ist vollkommen frei von reißenden Tieren und giftigen Schlangen. Das einzige giftige Tier ist eine winzige rötliche Spinne, die Katipo. Sie ist aber ziemlich selten, und man hört nur wenig von durch sie verursachten Unglücksfällen. Wenn der Biß vernachlässigt wird, so kann wohl auch der Tod eintreten, aber bei nur einiger Sorgfalt kommt man rasch über die schädlichen Folgen der kleinen Wunde hinweg. Eigentümlicherweise betraf es unter den vielen zerstreut wohnenden Harzgräbern im Busche nun gerade mich, daß ich von diesem Tierchen eines Tages, als ich im Schatten

einer mächtigen Kaurifichte Mittagsruhe hielt, gebiſſen wurde, und zwar ins rechte, ohnedem ſchon vom Rheumatismus angegriffene Bein. Dieſes ſchwoll raſch erſtaunlich an, und ich konnte nur noch knapp über ſo viel Kräfte gebieten, um das Haus des Kaufmannes zu erreichen, bei dem ich meine Bedürfniſſe einkaufte, und der gewöhnlich mein Harz erhandelte. Dieſer ſchickte mich auf ſeinem Wagen raſch nach Whangarei hinein.

Der Doktor hatte mich glücklicherweiſe bald außer aller Gefahr. Den Rheumatismus, der ſich durch die Vergiftung verſchlimmert hatte, konnte er aber nicht bezwingen, ſondern meinte, ich müſſe das Harzgraben für einige Zeit aufgeben. Am beſten für mich wäre es, wenn ich nach Rotorua zu den heißen Quellen ginge, um darin zu baden. Dieſe Quellen ſeien von wunderbarer Wirkung, und ich würde ſehr raſch hergeſtellt und von allen üblen Folgen befreit ſein. Dieſen Rat befolgte ich. Ich hatte in der That einige Raſt und Ruhe ehrlich verdient. Mit dem nächſten Dampfer fuhr ich nach Auckland." . . .

In dieſem Momente ließ ſich im Nebenzimmer ein ſchwacher Kinderſchrei hören. Herr Knabe hatte alſo einen Sprößling, und es gab hier drei Hausbewohner, nicht, wie wir vermuteten, zwei. Ria erhob ſich und verſchwand, um die mütterlichen Pflichten zu erfüllen. Herr Knabe benutzte dieſe Unterbrechung, um ſich ein wenig die Kehle anzufeuchten, und fuhr dann in ſeiner Erzählung fort:

„In dem Gaſthauſe, in welches ich mich für kurze Zeit einlogierte, wohnte zufälligerweiſe auch Wiremu, einer der Maorihäuptlinge des Rotoruaſtammes. Er war mit Frau und Tochter zur Stadt gekommen, um in den ſtaunenswerten Dingen der europäiſchen Ziviliſation zu ſchwelgen, einige notwendige Einkäufe zu machen und ſich im allgemeinen zu überzeugen, wie ſehr die Pakeha (Weißen) den Maoris „über" ſind.

Die Eingeborenen des neuſeeländiſchen „Wunderlandes“, wie man die Thermenregion nennt, und von dem Sie ja gewiß ſchon gehört haben, ſind ſehr wohlhabend. Denn die meiſten und merkwürdigſten Naturwunder daſelbſt befinden ſich auf Grund und Boden, welcher den Maoris gehört. Um die Merkwürdigkeiten beſichtigen zu können, muß eine Art Taxe entrichtet werden, und da ſich der Fremden- und Touriſtenverkehr von Jahr zu Jahr ſteigert, ſo fließt den glücklichen Beſitzern, die unter ſich eine Art Zunft oder Ring bilden, auf dieſe Weiſe ein ſtetig ſchwellender Goldſtrom zu.

Wiremu war der Typus eines echten Maoris, ein Mann von herkuliſchem Gliederbau und mächtigen Körperkräften. Dabei hatte er den mildeſten Geſichtsausdruck und die ſanfteſten Manieren, die man ſich denken kann. Dies und ein ungezwungenes natürlich-würdevolles Benehmen machten ihn zu einer ſehr intereſſanten Perſönlichkeit. Er ſprach das Engliſche tadellos. Um den Mann iſt es wirklich ſchade — er ſtarb mir zu früh. Auch ſeine Frau war eine ſehr ſympathiſche Erſcheinung mit regelmäßigen Zügen. Aber die Tochter! Nun, Sie kennen ſie ja — Ria, mein Weib.“ Mit einem liebevollen Nachdrucke ſprach er dieſes Wort aus.

„Sie war damals ſechzehn Jahre alt und ſchön wie eine dunkle Roſe. Wir lernten uns raſch kennen, und bald war ihr der Fritz — wie ſie mich mit Vorliebe anſtatt Fred nannte, obgleich ſie den Ziſchlaut nur ſchwer herausbrachte — bald war ihr der Fritz der liebſte Geſellſchafter.

Eigentliche Liebe war es meinerſeits damals noch nicht, die kam erſt ſpäter. Sie werden hören, warum und wieſo. Damals dachte ich überhaupt noch nicht ans Heiraten, und dann hätte ich es auch für unmöglich gehalten, ein Maorimädchen zur Frau zu nehmen. Ich

wußte eben nicht, welchen Schatz ich an Ria beſitzen ſollte, ich wußte nicht, daß es in der Ehe nicht ſo ſehr auf die Hautfarbe als aufs Herz und den Charakter ankommt. Alſo, wie geſagt, verliebt war ich damals noch nicht; ich konnte Ria recht gut leiden, ſie jedoch liebte mich ſchon vom erſten Momente an.

Meine Beine waren noch immer in einer ſchlimmen Verfaſſung, beſonders das gebiſſene. Ich konnte mich kaum rühren und lag meiſt im Leſezimmer auf einer Chaiſelongue und las die Zeitungen, wenn Ria nicht da war. Sie benutzte aber jeden freien Moment, um zu kommen, und ſchwatzte und plauderte vergnüglich über dies und das und vertrieb mir die Grillen und die Schmerzen mit ihrem ſonnigen Weſen.

Wiremu und ich hatten beſchloſſen, in Rotorua und auf der Reiſe dahin beiſammen zu bleiben. „Du mußt in meinem Hauſe wohnen, Fred," ſagte er. „Platz iſt genug da, und ich will deine Beine bald in Ordnung bringen. Ich kenne die beſten Bäder für dieſe Leiden, und du wirſt ſehen, in einigen Wochen kannſt du wieder einen Jig tanzen." Ich nahm dieſes freundliche Anerbieten gerne und dankbar an, und nach einigen weiteren Tagen fuhren wir auf der Eiſenbahn dem Wunderlande entgegen.

Rotorua! Voll und energiſch klingt das Wort, nicht wahr? Roto = der See und rua = zwei, alſo auf deutſch etwa der Doppelſee. Es iſt eine merkwürdige Gegend, die dieſen Namen führt. Was ſoll ich ſagen, um ſie kurz zu beſchreiben? Sie werden ſie ja ſicherlich bald mit eigenen Augen ſehen, darum will ich nicht viel Worte darüber machen. Nur ſo viel ſage ich: man glaubt, man hätte auf einmal das Innere unſerer Erdkugel betreten, wo noch alles glüht und kocht und ſiedet und brodelt. Ueberall heißes Waſſer, Dämpfe, Gaſe, welche ſich durch mehr oder weniger garſtigen Geruch bemerkbar

machen, Springbrunnen, die in kolossalen Säulen plötzlich in die Luft steigen, kurz, der ganze Hexenkessel der unterirdischen Gewalten unter den freien blauen Himmel versetzt. Und dies alles in einer landschaftlich schönen Gegend, die sich im übrigen von anderen schönen Gegenden nicht viel unterscheidet. Auf jedem Tritt und Schritt findet man bei näherer Untersuchung indessen etwas Neues, Ueberraschendes, Wunderbares. Das Merkwürdigste, das bei aller Erhabenheit sogar einen Stich ins Lächerliche hat, ist, daß der Mensch sich in diese für den Neuling unheimlichen Verhältnisse hineingefunden, ja diese scheinbar unüberwindlichen Naturgewalten zu seinen eigenen Zwecken in den Dienst gestellt hat. So sieht man zum Beispiel oft eine Maorifamilie, die in ihrer Hütte einen kleinen Vulkan besitzt. Dieser liefert ihr im Winter unentgeltlich die Heizung und kocht im Sommer Suppe und Pudding. Es sind natürlich wohlerzogene, gutmütige Hausvulkane mit den sanftesten Manieren und liebevollster Dienstbereitheit. Aber wehe, wenn sie losgelassen! Daran denken indessen die Leute nicht.

Wiremu lebte in dem Flecken, welcher den etwas langen Namen Whakarewarewa führt. Man geht den Puarengabach entlang, und gerade gegenüber der Brücke liegt das Dorf. Hier giebt es drei großmächtige und eine Menge kleinerer Geiser und außerdem Sinterterrassen, kochende Kieselbassins, Schlammvulkane und eine große Anzahl von Heilbädern der mannigfachsten Art.

Mein Gastfreund besaß da ein hübsches Haus, das sehr behaglich eingerichtet war. Es ist erstaunlich, wie schnell sich die Maoris die europäische Kultur angeeignet haben. Bei Wiremu sah es aus wie etwa daheim in einer wohlhabenden Bürgersfamilie. Sogar ein Piano war da, und Ria spielte darauf sehr hübsch. Mein Freund war übrigens ein großer Häuptling, der etwas auf Re-

präſentation gab, denn beim gewöhnlichen Volke ſah es noch primitiv genug aus.

Sobald ich bequem im Hauſe inſtalliert war, begann Wiremu mit mir die in Ausſicht geſtellte Kur. Er und eine alte behäbige Waihina (Frau), die Aerztin des Stammes, hochangeſehen und weithin berühmt als eine Heilkünſtlerin erſten Ranges, kneteten mit wichtigen Mienen vorſichtig an mir herum, ließen mich ſchwitzen, trugen mich ins Bad und behandelten mich überhaupt, als ob ich ein lieber Angehöriger ſei. Merkwürdigerweiſe beſſerte ſich aber mein Zuſtand nicht im geringſten. Das Bein blieb nach wie vor geſchwollen, und jeder Verſuch zum Gehen verurſachte mir greuliche Schmerzen. Die Miene Wiremus drückte von Tag zu Tag größere Verwunderung, die der würdigen Maoriärztin ſogar Entrüſtung aus. Ein ſolcher Fall war ihr augenſcheinlich noch nicht vorgekommen. Umſonſt ſammelte ſie auf langen Spaziergängen allerlei Heilpflanzen, aus denen ſie verſchiedene Aufgüſſe bereitete, umſonſt brachte ſie die geheimſten Kniffe ihrer Kunſt ins Spiel — der Krankheitszuſtand blieb nahezu auf demſelben Punkte ſtehen, auf dem er war, als ich anlangte.

So vergingen zwei Wochen, und mein Zuſtand fing an, mir Beſorgnis einzuflößen. Auf die Gefahr hin, meinen Hausfreund tödlich zu beleidigen, hatte ich nachgerade den Entſchluß gefaßt, nach Rotorua überzuſiedeln, wo eine Staatsheilanſtalt beſteht, und die europäiſche Heilkunſt in Anſpruch zu nehmen. Aber der ſchlaue Wiremu ſchien meine Abſicht zu ahnen und kam mir zuvor.

„Ich weiß, was ich mit dir thue, Fred," ſagte er. „Wir gehen nach dem Tarawerafee. Ich kenne dort eine warme Quelle, der kein Rheumatismus, ſei er auch noch ſo ſchlimm, widerſtehen kann. Dort wirſt und mußt du geſund werden. Morgen überſiedeln wir dahin."

Ich fügte mich dieser Entscheidung. Offen gestanden, ich hatte mehr Vertrauen zu den Maoris als zu den europäischen Aerzten. Man konnte viel von gut verbürgten,

geradezu fabelhaften Kuren hören, welche die ersteren zu stande brachten. Und warum auch nicht? Sie kennen ja die verschiedenen Bäder seit Menschengedenken und sind intelligente, scharfe Beobachter. Ueberdies stehen ja so viele Heilmittel im Dienste der ärztlichen Kunst, die von sogenannten wilden Völkern oder ungebildeten Laien zuerst entdeckt wurden.

Wir erreichten nach einer kleinen Reise, die uns wieder durch neue merkwürdige Erscheinungen führte, den Tarawerasee am Fuße des gleichnamigen Berges, und hier erlebte ich etwas so Grauenhaftes, so von unirdischen Schauern Volles, daß die Erinnerung daran mir stets gegenwärtig bleiben wird und sollte ich auch hundert Jahre lang leben." . . .

Der Erzähler hielt einen Augenblick inne und blies ein paar starke Rauchwolken in die Luft. Dann fuhr er fort:

„Der See lag friedlich da, ein geheimnisvolles, rings von Bergen eingeschlossenes spiegelglattes Becken, aus dessen Tiefe das Bild des blauen Himmels heraufguckte. Auf der einen Seite der majestätische Berggipfel, weiter die berühmte rote Terrasse, ein Meisterwerk der ewig schaffenden und doch immer wieder zerstörenden Natur. Rings umher die originelle neuseeländische Flora: riesige Natabäume mit roten Blumen übersät, cypressenähnliche Rimus, graziöse Nikaupalmen, Farnbäume mit schwarzgeschuppten saftreichen Stämmen und der unvermeidliche Manukabusch mit seinen zarten weißen Blütensternchen.

Die Maoriansiedelung befand sich eine kurze Strecke an der Lehne des Tarawerabergs hinauf, und dort fanden auch wir bequeme Unterkunft. Ein Haus herzustellen ist für die Maoris eine Kleinigkeit. Alle Hände griffen rasch zu; einige fällten Bäume, andere trugen die Pfosten herbei, wieder andere schnitten eine Menge Blätter von den

Nikaupalmen ab, um damit die Wände zu flechten und das Dach herzustellen, und nach wenigen Stunden schon stand ein niedliches „Warri" da, groß und bequem, mit breitem Kamin, und auf dem Fußboden reinliche Matten. Es war in drei Zimmer abgeteilt, von denen das mittlere und größte als Familienraum diente, rechts davon wohnte ich, links Wiremu mit Frau und Kind.

Meine Kur wurde nun an der neuen Heilquelle sofort wieder energisch in Angriff genommen, und in der That fühlte ich schon nach einigen Tagen eine merkliche Besserung. Wer kann das geheimnisvolle Walten der Naturkräfte ergründen, zwischen denen Sympathie und Antipathie ebenso fesselos herrscht wie bei uns armseligen Menschenkindern? Hier mußte im Wasser irgend ein Bestandteil vorhanden sein, der die Krankheit siegreich überwand. Ich freute mich natürlich außerordentlich über diese günstige Wendung, und meine Festesstimmung wurde noch erhöht, als ich nach und nach in die Lage kam, kleine Spaziergänge unternehmen zu können.

Ich humpelte zwar noch schauderhaft, aber Ria bot mir meist ihren jungen kräftigen Arm, und so gingen wir vorsichtig Schritt für Schritt dahin. Die Bewegung that mir nach dem langen Stilliegen entschieden gut.

Wir schlenderten meist zum See hinunter, wo wir uns im Schatten eines großen Natabaumes niedersetzten und ein wenig rasteten. Von da ging es dann gewöhnlich einen allmählich ansteigenden Pfad hinauf zu einem reizenden Plätzchen an der Bergseite, von dem man eine herrliche Rundsicht genoß. Hier befand sich unter einer mächtigen Felsplatte eine ziemlich geräumige Grotte. Im Hintergrunde derselben träufelte frisches Quellwasser herab, sammelte sich in einem kleinen Becken und verschwand wieder im Erdboden. Ueppig wucherten ringsum die zierlichsten Farnkräuter und bildeten einen weichen Teppich,

auf dem es sich behaglich sitzen ließ. Der ganze Platz lud förmlich zur Ruhe und zum beschaulichen Träumen ein. Zwischen dieser Grotte und der Maoriansiedelung befand sich eine von dem in der Regenzeit niederstürzenden Wasser ziemlich tief eingerissene Schlucht. Dieselbe sollte von großer Bedeutung für uns werden.

Es waren köstliche Tage. Immer besser und besser lernte ich das kindlich einfache und harmlose Wesen Rias kennen und lieben. Ihre unverwüstliche Heiterkeit und ihr sonnenklares Gemüt wirkten unwiderstehlich bestrickend. Wir plauderten von allem möglichen. Sie erzählte mir von ihren in Auckland verlebten Schultagen und von den Ereignissen ihrer Jugend. Ich dagegen schilderte ihr Europa und Deutschland mit seinen alten Städten und neuen Industriewundern. Ihr naives Erstaunen war reizend. Sie ist eben ein gutes, unverdorbenes Naturkind.

So war denn um uns und in uns alles eitel Glück und Sonnenschein, bis plötzlich und ganz unerwartet jenes grauenhafte Ereignis eintrat, von dem ich Ihnen nun berichten muß, und das einen Wendepunkt in meinem Leben bezeichnet. Aber vor allem anderen müssen wir erst noch einen Trunk thun."

Die Gläser wurden gefüllt, und unserem interessanten Landsmanne Bescheid gethan; dann nahm dieser den Faden seiner Erzählung wieder auf.

„Ria und ich waren an einem schönen Abende wieder einmal wie gewöhnlich zu unserem Katabaume am Wasserrande hinuntergegangen und hatten ein wenig nach Aalen zu angeln versucht, die in großer Menge den See belebten. Es wollte aber keiner anbeißen. Wir waren eben im Begriffe, die Sache aufzugeben und nach der Grotte zu gehen, um von dort aus den Anblick des Sonnenunterganges zu genießen, da gewahrten wir, daß der Boden unter unseren Füßen leise zitterte, wie wenn unweit ein

ſchwerer Gegenſtand über eine harte, holperige Straße vorübergefahren werde. Zu gleicher Zeit ließ ſich in der Ferne ein dumpfes Dröhnen hören. Ich blickte verwundert meine Führerin an, die wie erſchrocken den Finger an den Mund legte und angeſtrengt horchte.

„Korero te Maunga — es ſpricht der Berg," ſagte ſie leiſe.

Das dumpfe Geräuſch und das Erdbeben hörten ebenſo plötzlich auf, wie ſie gekommen waren, und wir ſtiegen langſam den Berg hinan. Bei der Grotte angelangt, ſetzten wir uns plaudernd nieder und genoſſen den immer von neuem wieder intereſſanten Anblick der Landſchaft und des Niederganges der Sonne.

Allmählich lagerten ſich die Schatten der Nacht über die Berggipfel, und wir begannen unſeren Abſtieg. Wir waren indeſſen noch nicht am Fuße des Berges angelangt, als ich ungefähr in der Mitte des Sees einen roten Ball zu bemerken glaubte. Derſelbe vergrößerte ſich raſch, und zugleich begann ein wunderbarer roſiger Schimmer ſich über die Gegend auszubreiten.

„Welch eine ſeltſame Erſcheinung iſt denn das nun wieder?" dachte ich, während Ria ſtarren Auges auf das Waſſer blickte und das Wachſen des rätſelhaften roten Gegenſtandes zu beobachten ſchien. Aber nach einigen Momenten ſtieß ſie einen unterdrückten Schreckenslaut aus und wandte ſich um.

Inſtinktiv that ich dasſelbe, und da ſah ich denn, daß der rote verſchwommene Ball im Waſſer bloß das Spiegelbild des Berggipfels war. Der Vulkan Tarawera war in Thätigkeit, und eine Flammengarbe loderte über dem Krater desſelben. Ruhig brannte das rieſige Feuer mit ſeltſamer intenſiv roter Farbe und tauchte alles ringsum in ein zauberhaftes zartroſiges Licht.

Wie gebannt blickten wir auf dieſes Bild, das ſich

wie ein plötzlicher überraſchender Theatereffekt ausnahm. Aber urplötzlich änderte ſich die Lage. Ein Krachen erſchütterte die Luft, ſo überwältigend und ungeheuerlich, als wären tauſend ſchwere Geſchütze abgefeuert worden. Zu gleicher Zeit ſtieg eine enorme Feuerſäule hoch zum Himmel empor, und ein Dröhnen ließ ſich unausgeſetzt hören, wie wenn tief, tief unten eine gigantiſche Orgelpfeife ertöne. Die Nacht war plötzlich in den hellſten Tag verwandelt. Und auf einmal begann die Erde in kurioſen Wellenbewegungen zu ſchwanken, wie das vom Orkan gepeitſchte Meer, ſo daß wir Mühe hatten, aufrecht ſtehen zu bleiben. War das wirklich die geliebte Mutter Erde, die wir als den Inbegriff des Feſten, Unerſchütterlichen zu betrachten gewöhnt waren? Und es wurde mir plötzlich ganz deutlich, ganz klar, daß nur eine jämmerliche dünne Kruſte uns von der glühenden Hölle unter uns trennte.

Doch was war das? Von der Maorianſiedelung her ertönte auf einmal ein durchdringendes Angſtgeſchrei. Wir ſahen unmittelbar hinter dem Dörfchen eine große Dampfwolke in die Höhe ſteigen, wir hörten das Rauſchen der emporquellenden kochenden Waſſermenge, dazwiſchen kurze, markerſchütternde Schreie der zu Tode Gebrühten, und dann kam es wie ein Gießbach in der erwähnten Schlucht heruntergeſtürzt, die Häuschen und die Leichen unſerer Freunde mit ſich führend und weit in den See hinauspeitſchend. Wäre dieſe Schlucht in der Bergſeite nicht geweſen, ſo hätte uns dasſelbe Schickſal betroffen.

Und an hundert anderen Stellen fing nun der Berg zu berſten an. Hier war es ein Schlammvulkan, dort glühende Lavaſtröme und anderwärts wieder kochendes Waſſer und Dampf, die mit unglaublicher Heftigkeit zu Tage traten. In der dunkelroten Feuerſäule, die den Krater mit dem Himmel zu verbinden ſchien, erſchienen

blendendweiße Flecken. Weißglühende kolossale Felsstücke waren es, die, durch die Lüfte geschleudert, über unsere Köpfe hinweg rings um uns und in den See fielen, wo sie ein Zischen und Gurgeln verursachten, das die Nerven mehr in Erregung setzte als selbst der Knall von vorhin.

Wir standen regungslos da und sprachen kein Wort. Das Schauspiel war von solcher überwältigenden Grauenhaftigkeit, daß es uns völlig bannte und lähmte. Unsere Sinne waren dabei so geschärft, daß keine Einzelheit uns entging. Unauslöschlich sind dieselben meinem Gedächtnisse eingeprägt.

Da fuhr auf einmal ein Felsstück unweit von uns nieder und bohrte sich tief in die Erde. Das rüttelte uns auf. Wir mußten fliehen. Aber wohin sich wenden? „Zur Grotte!“ rief ich Nia zu und begann, ihre Hand ergreifend, den wohlbekannten schmalen Pfad hinanzueilen. Allein mein krankes Bein versagte mir den Dienst; im Moment der größten Not ließ es mich schnöde im Stiche. Ein Gefühl der völligen Taubheit und der Lähmung machte sich darin bemerkbar, und einige unbeholfene taumelnde Schritte nach vorwärts machend, fiel ich plump wie ein Mehlsack zu Boden.

Doch mein Mädchen war eine Heldin. Keinen Moment war sie ratlos. Die Schrecken der Situation raubten ihr nicht die Kräfte, sie erhöhten dieselben. Ihre treue Liebe that das übrige. Sie nahm mich in ihre Arme und trug mich zur Grotte hinan*). Ringsherum wüteten die entfesselten Dämonen der Unterwelt. Steine und Felsblöcke schwirrten umher, träge wälzte sich hier ein breiterer, dort ein schmälerer dickflüssiger Lavastrom den Abhang hinunter, ein ganzes feuriges Netz über den Berg bildend. Dazwischen zischten die siedenden Wassermassen, brauste der

*) Siehe das Titelbild.

plötzlich befreite Dampf, und nun begann es auch fein, fein herunterzurieſeln wie ein grauer Schleier und drang in Augen, Naſe und Mund ein — Aſche.

Durch alle dieſe Schrecken jedoch ſchritt Ria bedachtſam und ſicheren Schrittes mit ihrer Laſt und erreichte ohne den geringſten Unfall die Grotte. Dort bettete ſie mich ſachte und fürſorglich auf den weichen Teppich der Farnkräuter.

Wir waren nun in verhältnismäßiger Sicherheit. Wenn ſich nicht der Boden unter unſeren Füßen öffnete oder ein Lavaſtrom durch die Bergſeite hervorbrach, waren wir gerettet. Denn vor den fallenden Steinen ſchützte uns die dicke Felsplatte über uns.

Ria ſetzte ſich nieder und brach in Thränen aus. Sie gedachte ihrer ſo plötzlich hinweggerafften Eltern.

Im übrigen aber bewahrte ſie ihre ruhige und beherrſchte Haltung. Ich, der ich ſo hilflos dalag, konnte nicht umhin, mit wahrer Bewunderung zu dem einfachen, heldenmütigen Mädchen emporzublicken, das eine derartige Seelenſtärke bekundete. Und wie ich ſie ſo anſah, da jubelte mein Herz laut auf, einen ſolchen Preis gewonnen zu haben.

Sie ſetzte ſich an meiner Seite nieder und legte den Kopf an meine Bruſt. Unausſprechliches Glück war in uns inmitten der tobenden Gewalten. Tod? Was für Schrecken hatte er für uns? So vereint dem ewigen Schlaf entgegenzugehen war ja die höchſte Seligkeit. Nein, wir fürchteten den Tod nicht. Mochte kommen, was da wollte.

Ich weiß nicht, wie lange wir ſo regungslos blieben. Aber als ich aus einem ohnmachtähnlichen Schlafe erwachte, war es lichter Tag. Die Eruption dauerte noch immer ungeſchwächt fort. Es fielen zwar nicht mehr ſo viele Steine, allein der Aſchenregen war dichter und kleidete

die Gegend wie dicker Höhenrauch in ein trübseliges Grau. Von meinem Platze aus konnte ich sehen, daß das schöne Wairoahotel am See niedergebrannt war. Hie und da ragte bloß ein geschwärzter Balken in die Luft. Die Landschaft sah entsetzlich aus. Die malerischen großen Baumgruppen waren umgestürzt, alles versengt, alles verkohlt, und vom See her tönte fortwährend ein mächtiges Zischen und Explodieren, da dort ein breiter Lavastrom, der den Fuß des Berges erreicht hatte, in das Wasser stürzte. Aber wo war denn die weithin berühmte rote Terrasse, dieses Meisterwerk der Natur, an dem Jahrtausende gebaut? Total zerstört, tausendfach geborsten und von Lava überströmt. Der See hatte seinen landschaftlichen Reiz vollkommen verloren. Nackte Klippen standen dräuend da, wo noch gestern alles im lieblichsten frischesten Grün prangte, und so weit das Auge reichte, war alles grau von der stetig niederfallenden feinen Asche.

Seufzend wandte ich mein Auge von diesen Schauerscenen weg, da fiel mein Blick auf Ria, die im Hintergrunde der Grotte kauerte und ihre Hände in das dort merkwürdigerweise noch immer niederträufelnde Wasser hielt. Und wie sahen diese Hände aus! Schwärzlich, wie verkohlt. Das Fleisch hing in unförmlichen blutrünstigen Fetzen herunter, und an vielen Stellen waren die Knochen sichtbar.

Ich war eine Weile keines Wortes fähig. „Ria!“ brachte ich endlich hervor. „Um Gottes willen, was ist denn geschehen?“

Sie wendete den Kopf und lächelte schwach. „Das Feuer wollte hereinkommen, und ich wehrte es ab,“ sagte sie einfach.

Und jetzt sah ich, was geschehen war. Während ich ruhig schlief, hatte dieses junge Mädchen einen neuerlichen heldenhaften Kampf mit den wütenden Elementen erfolg-

reich gekämpft und so innerhalb weniger Stunden zum zweitenmal mein Leben gerettet.

Ein Lavastrom war dicht bei der Grotte vorbeigeronnen, und da der Boden derselben sich gegen das Innere zu neigte, war ein Teil der überfließenden glühenden Masse zu uns hereingekommen. Ria hatte rechtzeitig die Gefahr bemerkt und aus schnell zusammengerafftem Gerölle, das reichlich umherlag, am Eingange der Höhle einen kleinen Damm gebaut. Sie hatte sich zwar die Hände und das Gesicht so viel als möglich durch ins Wasser getauchte Tücher zu schützen gesucht, aber Haare und Augenbrauen waren trotzdem versengt, und die nasse Leinwand, welche die Hände bedeckte, und die der entsetzlichen Glut ganz nahe kommen mußte, hielt nicht stand, sie war in kurzer Zeit in Flammen und mußte weggeworfen werden. Den gräßlichsten Schmerzen zum Trotze vollendete sie aber das Werk, Stein um Stein zusammentragend und in unmittelbarer Nähe der weißglühenden Lava in die richtige Stelle einfügend, und erst als der schützende Wall vollendet war, gewahrte sie, welche furchtbare Verletzungen sie davongetragen hatte. Zum Glück war klares Wasser in Fülle da, in welchem sie die verstümmelten Hände unablässig badete. Dies hielt die schlimmsten Folgen ab.

Zwei unendlich lange, fürchterliche Tage blieben wir in der Grotte. Endlich wurde der Lavaerguß schwächer, und auch Asche warf der Vulkan nicht mehr aus. Am dritten Tage begann es zu regnen, wie es nur in Neuseeland regnen kann. Ein achtstündiger ununterbrochener Wasserschwall. Wir begrüßten denselben freudig. Gegessen hatten wir zwar die ganze Zeit hindurch bloß Wurzeln der Farnkräuter — eine uralte und beliebte Speise der Maori —, die ich nach Rias Angabe auf demselben Lavastrome röstete, der uns beinahe zu Tode gebracht hatte, wir waren aber doch bei leidlich guten Kräften, da diese

Wurzeln ziemlich nahrhaft sind, und es uns an Wasser nicht mangelte. Sowie der kalte Regen daher begann, eine genügend dicke harte Kruste auf den kreuz und quer dahinziehenden Lavabächen zu bilden, machten wir uns auf und begannen den Abstieg.

Es würde zu weit führen, wenn ich Ihnen ausführlich erzählen wollte, unter welchen Gefahren wir dies vollbrachten. Meines kranken Beines wegen ging es natürlich außerordentlich langsam, aber es ging. Wir erreichten den Fuß des Berges und waren so glücklich, ein im See halb versunkenes kleines Kanoe zu entdecken. Ich machte dasselbe flott und flocht aus dünnen Natazweigen ein Ruder zurecht. Im Boote sitzend, konnte ich meinen Mann stellen und den mir nun zufallenden Teil unseres Errettungswerkes gehörig vollbringen, denn meine Arme waren gesund und stark. Wir fuhren ans gegenüber liegende Ufer, und durch einen kleinen Bach, den Ria kannte, kamen wir in die Kette der sogenannten kalten Seen.

Von hier zur nächsten Ansiedelung zu gelangen, war ein leichtes. Man brachte uns nach Whakarewarewa zurück, wo wir wie zwei aus dem Grabe Gestiegene angestaunt und mit Freuden begrüßt wurden. Hier hörten wir denn auch in der Folge, welche große Anzahl Menschenleben dem entsetzlichen, nunmehr historischen Tarawera-ausbruch zum Opfer gefallen waren, dem wir wie ein Wunder entgingen."

Eine lange Pause trat ein, während welcher der Erzähler gedankenvoll in das Feuer blickte. Auch wir waren von dem Gehörten tief ergriffen.

Herr Knabe fuhr sich endlich, wie aus einem Traum erwachend, über die Stirne und sprach leise, mehr wie zu sich selbst: „Rias Hände waren in einem bösen Zustande, und es war zweifelhaft, ob sie nicht etwa ab-

genommen werden mußten. Auch meine Kräfte waren ſo ziemlich erſchöpft, und wir ſuchten ſofort das öffentliche Krankenhaus auf. Einige bange, trübe Wochen folgten. Aber das geſunde junge Blut, das in unſeren Adern rollte, ſiegte doch zuguterletzt. Rias Hände vernarbten, und auch ich erlangte mein Gehvermögen wieder.

Wir hatten beide genug vom Wunderlande, und ich kaufte hier im Norden dieſe beſcheidene, aber ausreichende Heimſtätte von meinem eigenen Gelde. Was Wiremu hinterließ, iſt für Ria und das Kind ſicher angelegt. Ich brauche es nicht.

Und hier ſeht ihr mich, liebe Landsleute," rief unſer Gaſtfreund mit ſeinem früheren behaglichen Lächeln aus, „hier ſeht ihr mich nach einigen Jahren tüchtigen Schaffens

als einen der glücklichſten Menſchen, die es auf dieſer Erde giebt.“

In demſelben Momente erſchien auf der Schwelle des Nebenzimmers die Hausfrau, einen reizenden kleinen Jungen auf dem Arme tragend. In dem lieben Geſichtchen desſelben waren die polyneſiſchen und germaniſchen Schönheitslinien aufs bezauberndſte vereinigt.

Wir ſahen, in dieſem Hauſe wohnte in der That das Glück.

— — — — — — — — — — — —

Mit Herrn Knabes Hilfe gelang es uns drei Landſuchern ſehr bald, ein liebliches Fleckchen Erde zu entdecken und zu erwerben. Unſere drei Heimſtätten ſehen ſchon ſehr hübſch aus, und wir hoffen in einigen Jahren unter dem eigenen Weinſtocke und unter dem eigenen Feigenbaume die Früchte unſeres Fleißes genießen zu können.

Die Wunder der Gartenkunst.

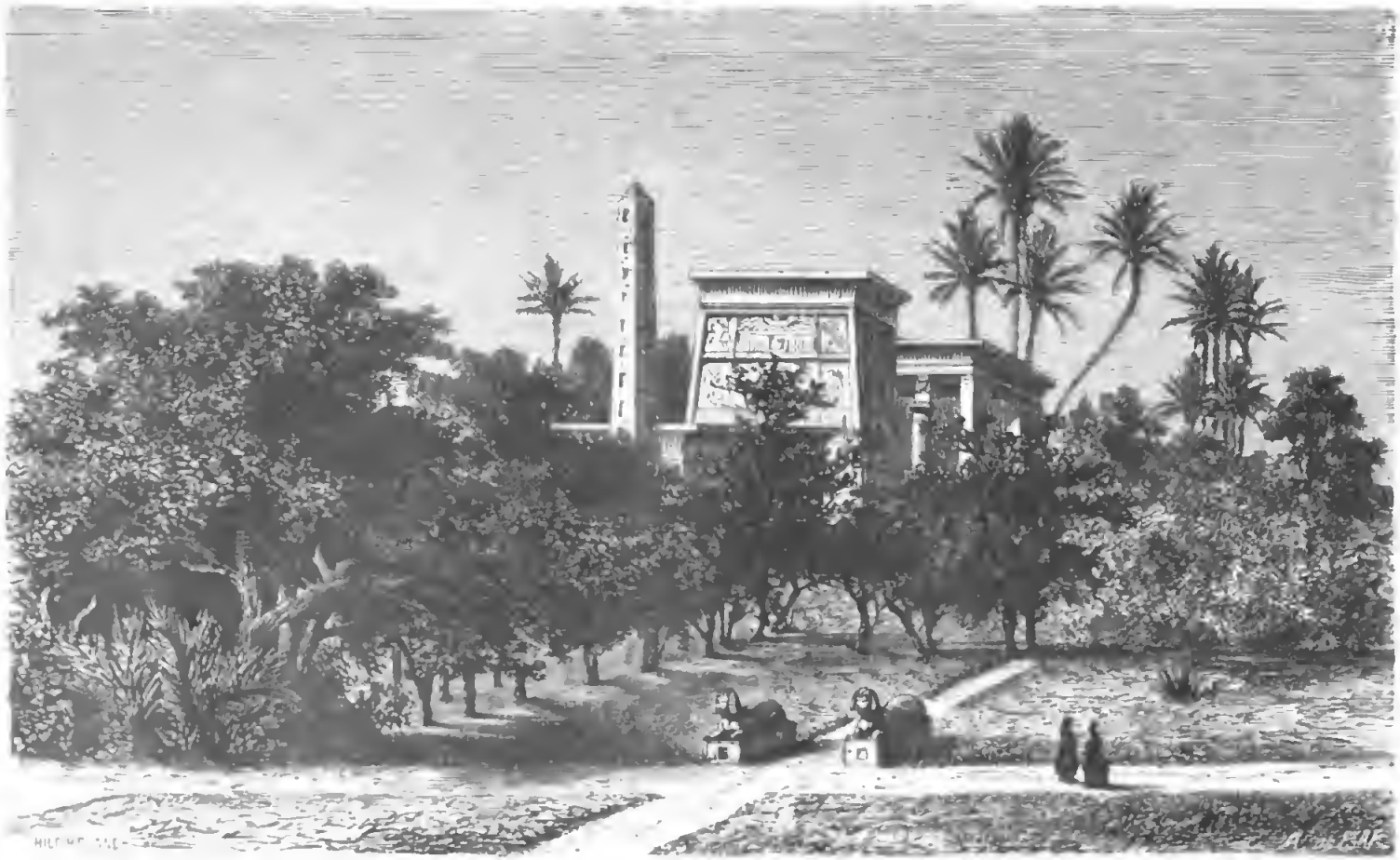
Kulturgeschichtliche Wanderungen. Von **Adolf Classen.**

Mit 13 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Seit Jahrtausenden bereits ist die Gartenkunst geübt worden, und wir dürfen sie wohl als eine der ältesten menschlichen Künste bezeichnen. Mag ihr auch der Name „Kunst" im höchsten Sinne nach den strengen Gesetzen der Aesthetik nicht zukommen, so hat sie doch, namentlich mit Unterstützung der Wasserkunst, der Architektur und Plastik, in den verschiedensten Ländern wahre Wunderwerke geschaffen, welche das Auge erfreuen und das Gemüt erheben. Aegypter und Assyrer, Inder und Chinesen, Griechen und Römer, Araber, Italiener, Franzosen, Engländer, Holländer und Deutsche sind auf diesem Gebiete einander gefolgt und haben je nach den vorherrschenden Grundformen als Ergebnisse ihres besonderen, auf die Natur angewandten Kunstgeschmacks verschiedene Gartenstile geschaffen.

Im Grunde lassen die letzteren jedoch nur zwei maßgebende Unterschiede hervortreten: nämlich den regelmäßigen oder geometrischen und den unregelmäßigen oder natürlichen Stil. Innerhalb des ersteren unterscheidet man, abgesehen von den Gartenanlagen der antiken Kulturvölker, die wir nur aus Abbildungen oder Beschreibungen kennen,



Altägyptische Gartenanlage

einen mauriſchen oder arabiſchen, einen römiſchen oder italieniſchen, einen franzöſiſchen und einen holländiſchen Gartenſtil; innerhalb der zweiten Gattung einen chineſiſchen und einen engliſchen. Später wurde dann, unter weſentlicher Mitwirkung deutſcher Fachmänner und Liebhaber, eine Vereinigung des regelmäßigen mit dem unregelmäßigen Stil angeſtrebt, und daraus iſt die neuere oder moderne Gartenkunſt entſtanden.

Das alte Aegypten iſt es, welches auch hier den Reigen der Kulturländer eröffnet. Aus den Malereien und Basreliefs der altägyptiſchen Bauwerke können wir uns eine ziemlich genaue Vorſtellung von den Gartenanlagen machen, welche ſich an die Häuſer der Reichen und Vornehmen ſchloſſen oder die Tempel umgaben. Sie laſſen eine Einförmigkeit erkennen, welche auf zwei Urſachen, eine moraliſche und eine phyſiſche, zurückzuführen iſt: erſtens auf die Neigung des ägyptiſchen Geiſtes, alles nach einem gewiſſen hieratiſchen Typus zu regeln, und zweitens auf die Gleichmäßigkeit des auf beiden Seiten von Bergen eingeſchloſſenen Nilthales. Gewöhnlich war der Grundriß viereckig; Holzpaliſſaden ſchloſſen den Garten ein, der von regelmäßigen Alleen durchſchnitten wurde. Ueberall Reihen von bemalten Säulen, die oben durch daraufgelegte Hölzer verbunden waren; Sphinxe, Obelisken, Pylonen u. ſ. w. — kurz das Urbild des architektoniſchen Gartens.

Im aſiatiſchen Orient ſehen wir erſtmals das Terraſſenmotiv auftauchen, als deſſen Typus wir die hängenden Gärten der ſagenhaften Semiramis betrachten dürfen, die Strabo, Diodoros und Philo von Byzanz beſchrieben haben. Auf alten aſſyriſchen Monumenten ſind die Gärten von Ninive dargeſtellt, in deren Mitte ſich die Wohnſtätten der Großen erhoben. Ein Basrelief im Britiſh Muſeum zu London veranſchaulicht den Garten eines Königs: in der Mitte führt eine lange Allee zu einem

Antiker Garten im griechiſchen Archipel.

Altar; Kanäle durchschneiden das Gelände in regelmäßigen Zwischenräumen. Auf anderen Darstellungen aus derselben Zeit (1200 v. Chr.) sind auch Nebenpflanzungen zu sehen, überragt von Cypressen und Palmen; Grotten und Pavillons unterbrechen die durch Wasserkünste belebten Anlagen.

In Persien, dem wir eine große Anzahl unserer schönsten Zierblumen verdanken, bestand schon in den ältesten Zeiten eine ausgesprochene Vorliebe für Pflanzenkultur. Die mächtigsten Könige verschmähten es nicht, wie wir namentlich aus Xenophons Berichten wissen, selbst Pläne zu Gartenanlagen zu entwerfen und eigenhändig darin Bäume und Blumen zu pflanzen. Die riesigen Wildgehege der persischen Monarchen und Großen, welche die Griechen, als sie solche zu sehen bekamen, „Paradeisa" nannten, dienten ursprünglich bloß praktischen Zwecken, wurden aber später durch künstlerische Baumanordnung in Parke umgeschaffen. In ganz Kleinasien gab es eine Menge solcher „Paradiese", und jeder Satrap besaß mehrere davon. Das ausgedehnte Gelände eines solchen wurde von einem Wall oder einer Palissadierung eingehegt; lange Alleen durchschnitten es, geschmückt mit Pavillons und Fontänen, bewässert von rauschenden Quellen; auch zahlreiche Beete mit seltenen Blumen und Obstbäumen aller Art fehlten nicht. In den Schilderungen der altindischen Dichter spielen die Gärten eine große Rolle. Kalidasa zeigt uns Sakuntala mit ihren Gefährtinnen in den Bosketten einer Einsiedelei, wie sie die Sträucher und Blumen begießen; sie nennen die letzteren bei Namen wie geliebte Gespielen und atmen ihren Duft wie eine stumme Antwort ein.

Höchst anschaulich wird uns in der „Odyssee" der Garten beim Palaste des Alkinoos, Königs der Phäaken, beschrieben:

„Außer dem Hof erſtreckt ein Garten ſich, nahe der Pforte,
Eine Huf' ins Geviert, und rings umläuft ihn die Mauer.
Dort ſind ragende Bäume gepflanzt mit laubigen Wipfeln,
Voll der ſaftigen Birne, der ſüßen Feig' und Granate,
Auch voll grüner Oliven und rotgeſprenkelter Aepfel."

Rebenpflanzungen mit ſchwellenden Trauben ſchließen ſich an und ſchönprangende Beete, und eine Quelle durchzieht in Schlangenwindungen den ganzen Garten.

Das Thor der Gerechtigkeit in der Alhambra.

Immerhin iſt es aber nur ein Nutzgarten, in den der Vater Homer uns ſchauen läßt; Kunſtgärten ſcheinen in Griechenland wie in Europa überhaupt erſt aufgekommen zu ſein, als von der Zeit Alexanders des Großen an ſich orientaliſche Einflüſſe geltend machten. Auch der Garten nahm damit an jener umwälzenden Bewegung teil, die in der geſamten damaligen Kunſt zu Tage tritt.

Vom Oſten empfing Europa den architektoniſchen Garten und mit ihm eine Fülle von bis dahin unbekannten Blumen

und Bäumen. Die herrlichſten Gärten jener Epoche entſtanden auf den Inſeln des griechiſchen Archipels, bei deren Anlage durch die unregelmäßige Geſtaltung des Geländes auf dieſen vulkaniſchen Eilanden und die immerwährenden Ausblicke auf das Meer jede ermüdende Gleichförmigkeit von vornherein ausgeſchloſſen war. Auch in Syrien ließ die Miſchung des orientaliſchen Geſchmacks mit dem helleniſchen bei den reichen Städten der Seleukiden herrliche Gartenanlagen entſtehen, durch die namentlich Antiochia berühmt war.

Zu den Römern gelangte die Gartenkunſt von den Griechen und erreichte dort in der Kaiſerzeit in Verbindung mit den Villen der Vornehmen eine hohe Blüte. Berühmt waren in Rom ſelbſt vor allem die Park- und Gartenanlagen des Lucullus, Salluſt, Hortenſius, Pompejus, Cäſar, Mäcenas, ſowie die der verſchiedenen Kaiſer, die ſich gleich einem rieſenhaften Kranzgewinde um den Oſten und Norden der Siebenhügelſtadt zogen. Was jene Anlagen im großen boten, wurde auch im kleinen vielfach nachgeahmt, und wir finden in jener Zeit auch ſchon allerlei Künſteleien und Schnörkeleien, die ſpäter eine ſo große Rolle ſpielen ſollten. „Das in den kleinen Säulenhof des römiſchen oder pompejaniſchen Wohnhauſes eingezwängte Gärtchen," berichtet Dr. A. Jllg, „prangte mit verſchnittenen Cypreſſen, Buchs- und Taxushecken, welche Bauformen, Vaſen, Figuren und Tiere vorſtellten. Statuen und Baſſins durften nicht fehlen, und geometriſch mit Blumen gefüllte, oft ſogar Namenszüge enthaltende Beete waren an der Tagesordnung. Des jüngeren Plinius berühmte Gärten von Tusculum und Laurentinum entſprechen dieſem Charakter. Ein gewiſſer Matius unter Kaiſer Auguſtus aber ſoll das Beſchneiden der Bäume eingeführt haben. Auf den Landgütern des Römers, wo der praktiſche Geſichtspunkt ein Hauptwort mitzureden hatte, wechſelte indes

eine ſolche künſtliche Anlage mit freieren Partien, welche zugleich dem Gemüſe-, Obſt- und Weinbau gewidmet waren und auch Wäldchen umſchloſſen, ja, es wird behauptet, daß Nero und Hadrian Parke von landſchaftlicher Anlage geſchaffen hätten. In den Fällen hingegen, wo die Steinarchitektur der Mittelpunkt des Ganzen war, wich das kunſtſinnige Auge der Alten von ſeinem Linienfluß auch in der Gartenanlage nicht ab."

Die Araber, deren Kultur vom 8. bis zum 14. Jahr-

Der Park von Chapultepek (Mexiko).

hundert ihre Blütezeit hatte, waren namentlich Meiſter darin, ihre Gartenanlagen durch Waſſer zu beleben. Noch heute nötigen die Ueberbleibſel mauriſcher Gartenkunſt in Granada jedem Beſucher die höchſte Bewunderung ab. In der Alhambra, deren eigentlichen Eingang das Thor der Gerechtigkeit bildet, iſt die Architektur überall von Garten- und Parkanlagen eingerahmt, in denen auf Schritt und Tritt das Waſſer als Fontäne oder Kaskade rieſelt. Faſt noch mehr haben die der Alhambra gegenüber liegenden Gärten des Generalife (ehemaliges Sommerluſtſchloß der Königinnen von Granada) den phantaſtiſchen Reiz des arabiſchen Geſchmacks bewahrt. Sie ſind terraſſen-

förmig angelegt und werden durch Mauern, Treppen oder Thore aus Bronzefiligran in kleinere Abteilungen geschieden. Tropische Blütenfülle haucht ihre betäubenden Düfte aus; Lorbeeren und Orangen, Granaten mit ihren Feuerblüten und Magnolien mit ihren weißen Blumenglocken überschatten die mosaikgepflasterten Wege, die um einige Zoll höher liegen als die Blumenbeete, damit letztere leichter bewässert werden können. In zahllosen Rinnsalen strömt das Wasser vom Berge herab, um in Rinnen von buntglänzenden Azulejos (Fayenceplatten) bis in die entferntesten Teile des Gartens geleitet zu werden.

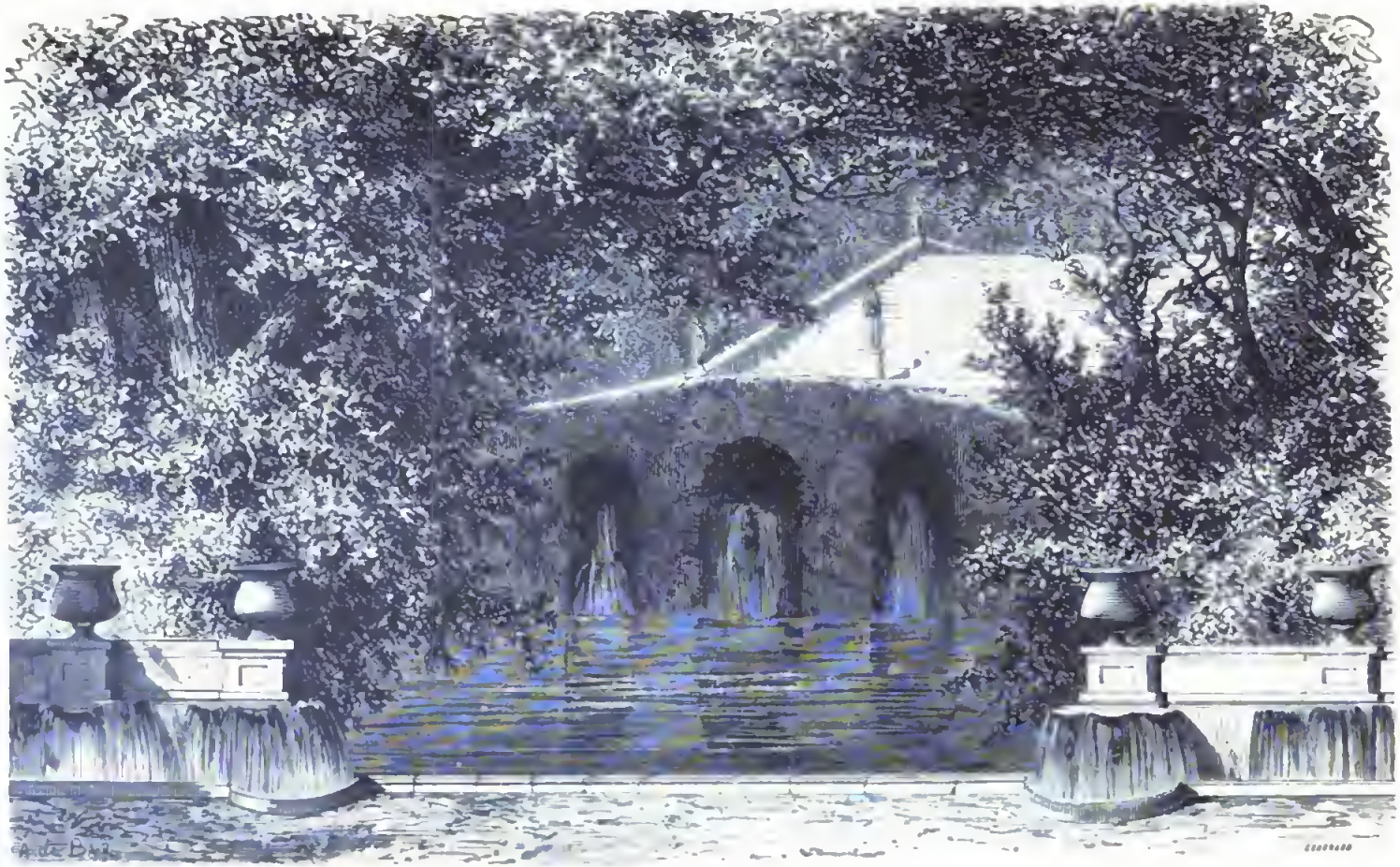
Als die spanischen Eroberer im 16. Jahrhundert nach Mexiko kamen, fanden sie auch dort Schlösser mit großartigen Park- und Gartenanlagen vor, welche die hochentwickelte Kultur der Azteken und Tezkukaner geschaffen hatte. Besonders beliebt war der Terrassenbau, wie man ihn noch jetzt in den Parkanlagen von Chapultepek antrifft. Diesen Namen trägt ein Porphyrhügel dicht bei Mexiko, der mit der Hauptstadt durch eine Cypressenallee in Verbindung steht. Seinen Gipfel krönte einst ein Palast Montezumas, an dessen Stelle seit 1785 ein Schloß der spanischen Vizekönige trat. Gegenwärtig dient das eine prachtvolle Aussicht bietende Gebäude als Nationalsternwarte. Am Fuß des Hügels und auf seinen Hängen ziehen sich prächtige Park- und Gartenanlagen hin, die vielleicht noch Ueberreste der sonst gänzlich verschwundenen altmexikanischen Gartenkunst enthalten.

In Europa erhoben sich während der Zeit des Mittelalters in Italien als Nachahmungen der altrömischen Villen prächtige Landsitze mit Gärten von feenhafter Ausstattung. Die italienische Gärtnerei entwickelte die römischen und orientalischen Muster weiter fort und erreichte gegen Ende des Mittelalters ihre höchste Blüte. Das Wesen der Gärten der Renaissance, welche das Ziel verfolgte, die antike Kunst

Partie aus den Gärten der Villa Borgheſe in Rom.

zu neuem Leben zu erwecken, beſtand darin, daß ſie als architektoniſches Beiwerk der Villen und Paläſte betrachtet wurden. Meiſt waren es auch die Architekten, die neben dem Palaſtbau zugleich die Ausführung der Gartenanlagen übernahmen. Letztere ſtanden daher im engſten Zuſammenhange mit der Architektur; die Werke der Bildhauerkunſt und die Waſſerkünſte traten hinzu, um ihren Reiz zu erhöhen; charakteriſtiſch ſind beſonders die großartigen Treppen- und Terraſſenbauten, die faſt immer auch durch fließendes, im Springquell aufſteigendes oder in Kaskaden herniederrauſchendes Waſſer belebt werden; ferner künſtliche Ruinen, Grotten u. ſ. w.

Als Beiſpiele ſolcher Renaiſſancegärten ſeien erwähnt: der Giardino di Boboli hinter dem Palazzo Pitti in Florenz, angelegt von Nic. Tribolo; dann die Anlagen bei der Villa d'Eſte in Rom, bei Frascati, und bei den Villen Borgheſe und Doria-Pamfili, gleichfalls in der Siebenhügelſtadt. Die Anlagen der Villa Borgheſe bilden das Lieblingsziel der abendlichen Spazierfahrten der Römer wie der Fremden. Kardinal Scipio Borgheſe, der Neffe Pauls V., legte dieſe Beſitzung an, deren Ankauf um 3½ Millionen Lire die römiſche Gemeindebehörde vor kurzem beſchloſſen hat. Dadurch ſind nicht nur dieſe berühmten Anlagen dauernd der Gefahr entzogen, eines Tages der Bauſpekulation zu verfallen, ſondern es kann nunmehr auch die Ausführung des langgehegten Planes als geſichert gelten, die Villa Borgheſe mit dem Monte Pincio durch eine Fahrſtraße zu verbinden. Damit würde dann für Spaziergänge und -fahrten ein ſo umfangreiches Gelände gewonnen ſein, wie es kaum eine andere europäiſche Großſtadt beſitzt. Mit der Villa Borgheſe wetteifert die Villa Doria-Pamfili an Schönheit; ſie iſt neben jener der Lieblingsort der römiſchen Welt und der Fremden und wird auch Belreſpiro genannt. Ihr Gründer war Fürſt Camillo



Aus den Gartenanlagen der Villa Doria-Pamfili (Rom).

Pamfili, Neffe Innocenz' X.; Algardi entwarf die Pläne zum Garten wie zu dem Kasino, von dessen Loggia man einen entzückenden Blick über den ganzen herrlichen Park und die Sabiner und Albaner Berge bis zum Meere hin genießt.

Nach Art der italienischen Gärten wurden dann auch in Frankreich unter Franz I. und Heinrich IV. die Gartenanlagen bei den Schlössern zu St. Germain und Fontaine-

Der große Kanal im Park von Fontainebleau.

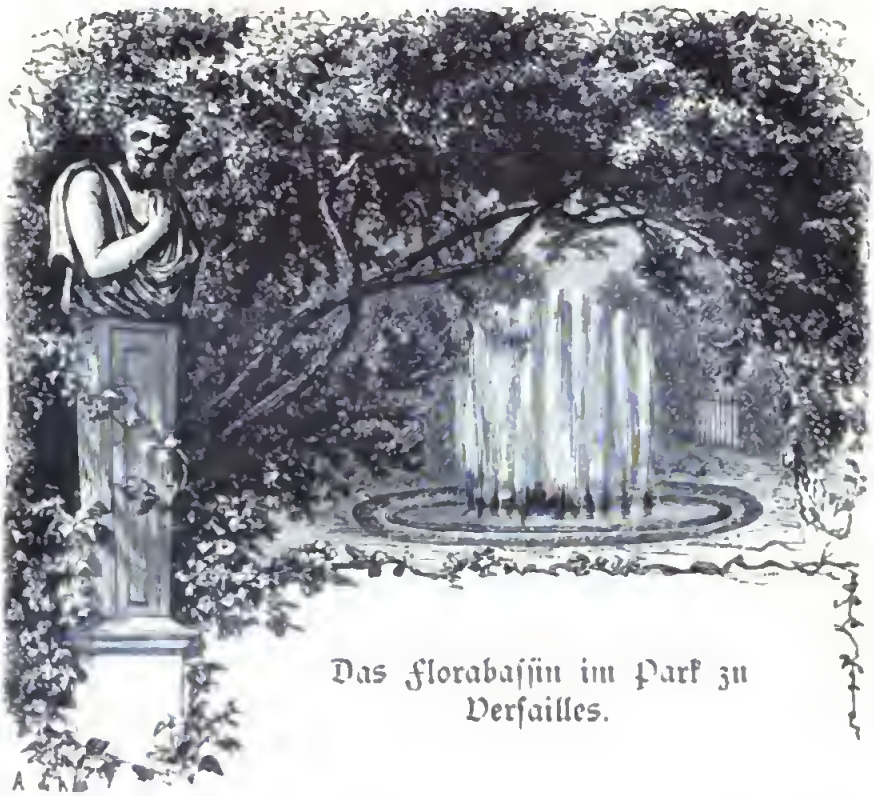
bleau ausgeführt. Letzteres Schloß, das seine Gründung Ludwig VII. verdanken soll, ließ Franz I. durch italienische und französische Künstler von Grund aus umgestalten, womit auch seine nächste Umgebung ähnliche Umänderungen erfuhr. Wie den Versailler Park, durchschneidet auch den zu Fontainebleau ein großer Kanal; wie im Versailler Park eine Galerie der Diana sich befindet, so ist auch im Park zu Fontainebleau ein Garten der Diana angelegt. Sehr hübsch ist der Fontänenhof, neben dem sich ein Teich mit riesigen Karpfen befindet. Auf der Insel in diesem Teich steht ein Pavillon, der dadurch eine gewisse Denkwürdigkeit erlangt hat, daß sich in ihm Peter der Große bei seinem Besuche des Schlosses ganz gewaltig betrank.

Dieſe Nachahmungen des italieniſchen Stiles dünkten jedoch dem „Sonnenkönig“ Ludwig XIV. ohne die romantiſchen Umgebungen der römiſchen Gärten zu kleinlich und für ſeine rieſigen Schloßbauten wenig paſſend. Für dieſe ſchuf André Le Nôtre einen neuen Stil, dem bei einer gewiſſen Steifheit und bei aller Unnatur doch ein Zug ins Einfache, Klare und ein großartig wirkender monumen-

Der Garten der Diana (Fontainebleau).

taler Charakter nicht abzuſprechen iſt, den namentlich ſeine Hauptſchöpfung Verſailles zeigt. Bei allen Schöpfungen in dieſem franzöſiſchen Stil beherrſcht das Ganze der Palaſt, von deſſen Höhe aus ſich mit einem Blick der ganze künſtliche Plan der Anlage überſchauen läßt. Vorn der zugeſtutzte Ziergarten, weiter hinten Waldpark, bis zu deſſen Beginne mächtige Terraſſen hinabſteigen. Durch ihn hindurch zieht ſich ein langer Kanal; geradlinige Straßen durchſchneiden den Park, der vorn nach dem Parterre zu

durch Heckenwände oder Gitter abgeschlossen wird und dessen einzelne Abteilungen im Innern bald ein Labyrinth, ein Rondell, bald eine Grotte, ein Bassin oder dergleichen bergen. Ueberall Statuen und Fontänen; die Wasserkünste von Versailles übertrafen ja alles bis dahin Dagewesene und werden noch heute bewundert, wenn sie



Das Florabassin im Park zu Versailles.

spielen. Aehnliche Anlagen gelangten in Frankreich zur Ausführung in Meaux, Marly, zu Paris im Tuilériengarten, zu Clugny, Chantilly, St. Cloud, Meudon und Sceaux.

Wie aber die ausländischen Höfe sich beeiferten, den Prunk und das Zeremoniell von Versailles nachzuahmen, so wollte man auch den berühmten Schloßgarten kopieren, und Le Nôtre wurde daher mehrfach nach dem Auslande berufen, um dort Gärten in demselben Stile anzulegen. Von ihm rühren die Entwürfe zu den Parks von St. James

und Greenwich bei London her, und nach den von ihm aufgeſtellten Regeln ſind unter anderen auch die Gärten von Schönbrunn bei Wien, von Sansſouci bei Potsdam, von Schwetzingen bei Mannheim, von Herrnhauſen bei Hannover, von Nymphenburg und Schleißheim bei München und von Ludwigsburg bei Stuttgart ausgeführt worden.

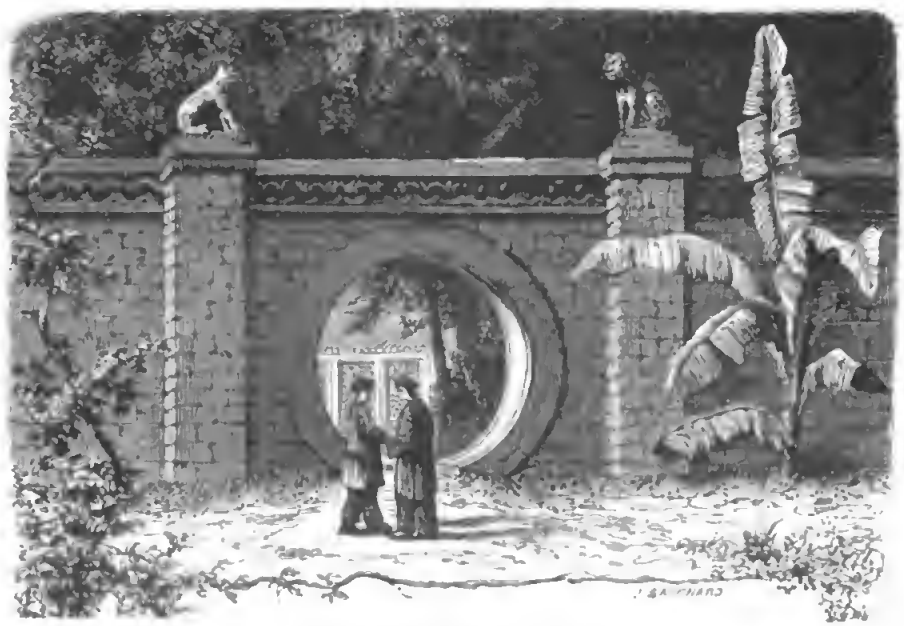
Eine ins Bizarre übergegangene Spielart des franzöſiſchen Stils waren die holländiſchen Gärten, in denen

Brücke in einem chineſiſchen Park.

Bäume und Sträuche mit der Schere nicht nur eine Zuſtutzung zu architektoniſchen Formen erdulden, ſondern ſogar Tier- und Menſchenfiguren darſtellen mußten. Hindurch ſchlängelten ſich ſchmale Pfade in Spiralen, mit farbigen Glasſcherben und Muſcheln beſtreut.

Von England ging die erſte nachdrückliche Oppoſition gegen die bisherige Richtung aus. Dort hatte ſchon Lord Francis Bacon (1561—1626) die ſteifen Linien, geſchorenen Bäume und geraden Kanäle, die übermäßige Verwendung von Figuren u. ſ. w. ſcharf getadelt und dagegen empfohlen, in den Gärten mehr die freie Natur

zur Darstellung zu bringen. Doch erst im 18. Jahrhundert verschafften Kent und nach ihm Repton dieser Richtung allgemeinen Eingang. Ihr Ausgangspunkt waren die schon lange auch in Europa durch die Berichte der Reisenden bekannt gewordenen chinesischen Gartenanlagen, deren freie landschaftliche Gestaltung einen schroffen Gegensatz zu dem italienischen und französischen Architekturgarten darstellte.



Chinesisches Parkthor.

Eigenartig, wie alles im „Reiche der Mitte", sind die Brücken in den Parks, die Thore, wie die Lusthäuser, Pagoden und so weiter. Auch auf Ceylon und auf Java findet man sehr bemerkenswerte Garten- und Parkanlagen. Anfangs glaubte man in England auch die den chinesischen Gärten eigentümliche übertriebene Anhäufung von künstlichen Felsen mit Wasserfällen, von Ruinen, Seen, kleinen Tempeln und so weiter nachahmen zu müssen, sowie die zahlreichen Windungen der Wege auf kleinem Raume. Der von diesen Auswüchsen gereinigte englische Gartenstil aber kennzeichnet sich durch Freiheit und Ungezwungenheit, vor-

Partie aus dem Park von Kew.

nehme Einfachheit und Ruhe. Bezeichnend ist die malerische Verwendung von Bäumen und Buschwerk, das Abwechseln von Blumenbeeten und grünen Flächen, die Anhöhen mit sanften Abhängen und hübschen Fernsichten, die silberhellen Teiche und langgestreckten Wegezüge.

Ein Garten auf Java.

Als mustergültig galten die von William Kent und Repton geschaffenen Anlagen in Carlton House, Claremont, Essex, Rousham, Croome und Fisherwick. Den von Kent begonnenen Park von Kew (an der Themse in der Grafschaft Surrey) vollendete Chambers und schmückte ihn mit Tempeln und Pavillons. Der dortige botanische Garten wurde im 18. Jahrhundert auf Kosten des damaligen Prinzen von Wales angelegt, ging aber 1840 in den Besitz der englischen Regierung über und wurde seitdem unter Leitung von W. J. Hookers zu einer Sehenswürdigkeit ersten Ranges. In großartigen Gewächs- und Treibhäusern findet man dort die seltensten Pflanzen und Blumen aller Zonen vereinigt.

Der neue englische Gartenstil fand auch in Frankreich Beifall und Nachahmung, so zum Beispiel bei den Anlagen von Klein-Trianon zu Versailles; auf den gleichen Grund-

ſätzen beruhen in deutſchen Landen die Parks und Gärten von Wörlitz bei Deſſau, Laxenburg bei Wien, Wilhelmshöhe bei Kaſſel, Charlottenburg bei Berlin, um nur einige der bekannteſten Beiſpiele anzuführen. Neue Führer gewann dann die von England ausgegangene freie Richtung in Deutſchland an dem bayeriſchen Hofgärtner v. Sckell und dem Fürſten Pückler, dem Beſitzer von Muskau.

Friedrich Ludwig v. Sckell (1750—1823) legte, nachdem er ſieben Jahre in Frankreich und England geweſen war, 1789 in München den Engliſchen Garten an, in dem ihm auch ein Denkmal errichtet wurde. Ferner ſind von ihm die Anlagen zu Schönbuſch bei Aſchaffenburg, Birkenau an der Bergſtraße und Monbijou in der Pfalz. Als der hervorragendſte Gartenkünſtler der neueren Zeit muß Fürſt Pückler-Muskau (1785—1871) bezeichnet werden, der in fünfunddreißigjähriger Arbeit ſeine Güter Muskau und Branitz zu Muſtergärten des 19. Jahrhunderts geſtaltete. Sein Schüler war Eduard Petzold (1815 bis 1891), der eine große Menge hervorragender Anlagen geſchaffen hat und deſſen Schriften das Alpha und Omega für die moderne Gartenkunſt geworden ſind. Nicht unerwähnt bleiben dürfen auch Peter Joſeph Lenné (1789 bis 1866), der den Berliner Tiergarten in ſeiner heutigen Geſtalt und die herrlichen Potsdamer Anlagen ſchuf, ſowie ſein Schüler Guſtav Meyer (1816—1877), der Gartendirektor der Stadt Berlin, und der ausgezeichnete Pariſer Ingenieur Alphand, der eigentliche Begründer der Gartenanlagen innerhalb der Großſtädte.

Der Türkenveit.

Eine Geſchichte aus dem Donaulande.

Von **Guſtav Johannes Krauß.**

---

1. (Nachdruck verboten.)

Aus den mächtigen Waldungen des Hoheneggſteins kommt ein ſchmales Fahrſträßlein, das am Donauſtrande nach dem Dörfchen Eggſtein hinabführt. Auf dieſer Straße zog im läſſigen Feierabendſchritt ein Trupp Waldarbeiter heimwärts. So ſchön rot das ſchräge Licht der Abendſonne um das altersgraue, zerklüftete Gemäuer oben auf dem Berge flackerte, ſo märchenprächtig es auf den breit hinrauſchenden Waſſern des majeſtätiſchen Stromes rann, gleich zerfließenden Roſen — die Augen in den wetterbraunen Geſichtern wandten ſich weder hinauf noch hinab.

Die Leute hatten das alles viel zu oft geſehen, um es ſonderlich zu beachten. Auch hatten ſie den langen, heißen Tag über mit den Aexten und Sägen, die ſie jetzt geſchultert trugen, wie der Soldat ſein Gewehr, ſo ſchwer gearbeitet, daß ſie nunmehr an nichts anderes dachten als an die häuslichen oder auch wirtshäuslichen Genüſſe des Abends.

Als sie aber jetzt an der armseligen Hütte vorüberkamen, die sich weit von den übrigen Häusern des Dorfes an den Wegrand hingekauert hatte, wie ein mürrischer Kamerad, der sich von seinen Genossen gern fern hält, lugten sie doch hinüber. Mancher that's mit abergläubischen Schauern, neugierig alle.

Richtig hockte da wieder das uralte „Manderl", der Türkenveit, vor seiner Hausthür und guckte so starr nach dem Hoheneggstein hinauf, als wären seine hundertjährigen Augen scharf genug, auf diese Entfernung noch die Turmfalken zu erspähen, die um den verfallenen Burgturm da oben ihre Kreise zogen.

Einige von den Arbeitern rückten ihre Mützen und riefen dem schlohweißen, in sich zusammengesunkenen Männchen einen guten Abend zu. Der Veit aber antwortete nicht. Vielleicht war er wieder einmal so tief in seine wunderlichen Gedanken vergraben, daß er die freundlichen Grüße gar nicht hörte, vielleicht wollte er bloß nicht wieder grüßen.

Die Männer, deren Gruß unbeachtet blieb, zogen ein schiefes Gesicht, die anderen lachten. Sie hatten ja nicht an die Mütze gerührt und lieber an der Pfeifenspitze gesogen, als den Mund zu einem freundlichen Zuruf aufgethan. Sie waren die Klügeren gewesen und konnten sich also die Schadenfreude schon gönnen. Wieder andere, die es mit beiden Parteien nicht verderben wollten, ereiferten sich über die Unhöflichkeit des Türkenveit.

„Tirkenveit?" fragte ein lang aufgeschossener Bursche, der aus Böhmen stammte. „Warum heißt e' denn su? Ise su alt, daß e' schon auf die Welt g'west, wie die Tirken sein's kummen?"

Ein paar von den Leuten lachten, einer der Grauköpfe unter ihnen aber antwortete belehrend:

„Dös natürli' nit, Böhm. Da müaßt 'r ja zwahundert

Jahr alt ſei', d'r Türkenveit. Na, und ſo was giebt's do' gar nit, ka Spur nit, naa! — Aber hundert Jahr hat er af'n Buckel, ja, die hat 'r. Na, und warum ſ' 'n 'n Türkenveit hoaßen — ja du mein, wer kann's halt wiſſen? 'leicht weil er ſo alt is. Bei uns da hoaßen ſ' all's, was recht alt is, nach'n Türken. Ob'r weil er gern von die Türkenzeiten red't, von denen ihm, wie er 'n kloans Bübel war, ſei' Aehnl ſo viel verzählt hat. Ob'r weil er ſo lang fort war in ſeine Mannjahr', daß er ganz guet bis zu die Türken hat abikummen können — waß m'r's denn?"

Die übrigen hörten dieſe Auseinanderſetzung des Alten mit dem Reſpekt an, der ſeinen grauen Haaren und ſeiner Stellung als Vorarbeiter zukam, fuhren dann aber fort, zu erörtern, was ſie am Türkenveit zumeiſt intereſſierte.

„Ob's wahr is, daß er ſo ſchreckbar viel Geld haben thut?"

„Koa Spur! Was er von der G'ſellſchaft kriegen thut, hat er. Weiter nix."

„Ah na... dös glaub' i nit, dös nit. Der is nit für umſunſt ſo alt wor'n. Wann der oans braucht, hext er oans."

„G'waſch! Hexen wann er kunnt, der Türkenveit, wär' der Niederbauer ſcho' lang an d'r Auszehring g'ſtorben. Gall' g'nua hat 'r auf eahm, der Alte."

Dieſer Einwand hatte etwas für ſich. Wenn der Türkenveit die geheimen Künſte, die man ihm zuſchrieb, verſtanden hätte, wäre der Nieder gewiß ſchon längſt dem Siechtum und ſonſtigen Uebeln erlegen, die einem mittels der Sympathie angethan werden können. Alſo war der „Alte am Hoheneggſtein", wie Veit auch noch genannt wurde, wohl kein Hexenmeiſter.

Während die Leute dieſen Gedanken erwogen, rief plötzlich die Stimme, die zuvor den Türkenveit beſchuldigt

hatte, ſich die Fünfguldennoten nach Bedarf in die Taſche zaubern zu können, in triumphierendem Tone: „Na, Mauner, was moant's, geht's 'm Rieberbauer leicht nit ſchlecht g'nua? Lang macht er's nimmer, ſo verganten ſ' eahm Haus und Hof."

Jetzt wurde der Redner aber ausgelacht. „Aber Hieſel! — Was ſchön Dumm's haſt jetzt daherg'redt, du. — Daß m'r oan 's Fieber ang'hext hat, is ſcho' dag'weſen, und 's Viechſterben, und Hagelſchlag aufs Feld, oder ſo. Aber d' Hypotheken aufs Haus, die kann koaner hexen. Da muß der Hauſer ſcho' ſelb'r zum Doktor geh'n und zum Grundbuchamt, daß er dö 'naufkriegt. Und wann a Bauer zu die Trabrennen auf Wean einifahrt, wie der Rieder, und hernacher mit de Stadtherrn um groß's Geld karteln thut, aft braucht 'r koan Hexenmaſter und koa Hex, daß er d' Hypotheken aufs Haus kriegt."

„'leicht kunnt der Rieder do' bald 'n Hexenmaſter brauchen dazue. G'hören ja ſcho' die Rauchfäng' nimmer fei'. Gar aufs Storchenneſt, was auf ſein' Stadel 'naufbaut is, is er ſcho' fünf Gulden ſchuldi'! Möcht' wiſſen, wer dem no' a Geld leihen thät'!"

Damit hatte ſich das Geſpräch endgültig vom Türkenveit abgewandt. Denn wenn unter den Eggſteinern die Rede einmal auf die ſeit einiger Zeit täglich offenkundiger werdende Notlage des größten Bauern auf drei Meilen in die Runde gekommen war, ſo ging ſie von dieſem über alles intereſſanten Gegenſtand nicht ſo leicht wieder ab. —

Der Türkenveit auf ſeiner Bank an der Hüttenwand hätte indeſſen immerfort nach dem abendroten Berge hinaufgeſtarrt und dazu das ausgedorrte, von mindeſtens acht Tage alten, ſchneeweißen Bartſtoppeln beſtandene Kinn unheimlich raſch auf und ab bewegt, daß es ausſah, als ob der im Schatten der ungeheuren Naſe tief eingeſunkene Mund etwas zerkaue. Ein abergläubiſches Ge-

müt hätte bei dieſem Anblick auch unter Schaudern meinen können, der Türkenveit, dem man ohnehin „ſo allerhand“ nachſage, bete da gerade ein recht böſes Wetter zuſammen.

Es war aber weder ein Kauen noch ein Beten, was dieſes uralte Kinn ſo raſtlos auf und ab tanzen ließ, ſondern ein halblautes Selbſtgeſpräch, das der Alte in ſeltſamen, halb röchelnden, halb pfeifenden Tönen vor ſich hin redete. Der Inhalt dieſes Selbſtgeſprächs war freilich gruſelig genug. Wie das wüſte Gefaſel eines Irrſinnigen klang's.

„Ja, ja, ja, ja, ja ... heut haben ſie's wieder einmal! Heut fliegen ſ' wieder um den Turm wie nit g'ſcheit. Mauerfalken, ſagen d' Leut', Mauerfalken, hihihihi! — Sein halt gar ſo viel g'ſcheit, die Leutelu von heuntingstags, ja, gar ſo viel g'ſcheit. — Von d' armen Seelen woll'n ſ' nix wiſſen, die koan' Ruh nit finden können, ſo lang 's Geld, was ſ' verſteckt haben, nit ausg'raben is. — Ja, ja, ja, ja — d' Leut'! Kummt halt nit zu ihnen, 's blaue Lichtel, alle Nacht und wiſpert: „Erlös mi'! Erlös mi'!“ — Aber i thu's nit, i. Hängt Blut dran, grauslich viel Blut. Erſt die hundert vom Hoheneggſtein und dann ... damals ... auf'm Waſſer ... im Mon'ſchein — —!“

Er hielt erſchreckt inne und wandte den häßlichen Kopf auf dem dürren Halſe nach rechts und nach links, wobei er ausſah wie ein ſtruppiger, uralter, weiß gewordener Rabe.

„Pſcht!“ ziſchte er; „daß koaner nix hört! — Aber wie ſ' da droben wieder fliegen und jammern!“

Er ſpähte und horchte mit ſchräg gehaltenem Kopfe nach der Höhe. Es war viel zu weit bis zu dem alten Mauerturm, daß das ſchärfſte Auge, das feinſte Ohr die Falken, die wohl um dieſe Ruine flogen wie um andere Ruinen auch, von hier unten aus hätte kreiſen ſehen und

kreiſchen hören können. Der Türkenveit aber ſah ſie oder meinte ſie wenigſtens zu ſehen, und er lauſchte ihren mißtönigen Stimmen. . . . Auf einmal fuhr er aus der Horcherſtellung empor. Die waſſerblauen Augen unter den buſchig überhängenden weißen Brauen ſchoſſen Blitze, ſeine braunen, knochigen Hände, die ausſahen wie mit borkenartiger Haut bezogene Handſkelette, ballten ſich.

„Kimmt ſ' wieder da vorbei, die Sündenbrut?"

Vom Walde her rollte auf zwei hohen Rädern ein leichter Wagen heran, gezogen von einem wunderſchönen glänzenden Rappen. Ein Renntraber war's, das ſah man auf den erſten Blick an dem gleichmäßigen, langen Ausgreifen der federnden Beine. Wie aber kam der Mann auf dem Wägelchen, der trotz der feinen Kleidung, die er trug, den Bauern nicht verleugnen konnte, zu der koſtſpieligen Liebhaberei, ein ſolches Tier zu fahren?

Wie ein Blitz jagte das Gefährt an dem Alten vorbei. Ein paar Schlammklümpchen aus der Pfütze, die gerade vor der Hütte auf der Straße ſtand, flogen dem Türkenveit ins Geſicht, dann war der Wagen vorbei.

Der Alte wiſchte ſich mit der Linken eines der Klümpchen, das ſich ihm an die Braue gehängt hatte, aus dem Geſicht und ſchüttelte die rechte Fauſt drohend dem davonſauſenden Wagen nach.

„Hund! Lump!" krächzte er mit vor Wut überſchnappender Stimme, „wirſt es noch billiger geben, du! Die Sünden der Väter ſollen ja heimg'ſucht wer'n bis ins vierte Glied . . . und deine eigenen noch dazu, das is ein ſchön's Packerl zum Abbüßen, ja. — Was fahrſt denn gar ſo narriſch g'ſchwind, Niederbauer? Sein ſ' 'leicht ſcho' her hinter deiner, die vom G'richt, und du haſt Angſt, daß d' dei' Rapperl und 's Brieftaſchel mit'm Spielgeld a no' hergeben mueßt?" Er lachte höhniſch auf. „Ja, wenn du wüßteſt, was i waß, thät' dir paſſen, gelt

ja? — Könnt'ſt di' loseiſen von alle deine Schulden, ſo viel als ſ' ſein, und no' zehn ſolche Röſſer kaſen . . ."

Er verfiel in ein erſchöpftes Murmeln, dann ſchwieg er ganz und horchte und ſpähte wieder nach der Ruine hinauf.

„Alle hundert ſein ſ' wieder da. Der Ulrich, der Georg, der Kuno . . . und die andern alle. Der geiſtli' Herr Burgpfarrer is aa dabei. Nur der alte Ritter nit, der Peter v. Hoheneggſtein, der is nit mit da droben. Der is da bei mir, der Peter, ja. Und wenn i's anrühr', hackt 'r mir d' Augen aus. Aber i rühr' nit dran, i nit." Er hob den wackelnden Kopf, ſpähte in die Runde und rief dann mit dünnen, ſonderbar pfeifenden Tönen: „Peter! — Peeeter! — Peeeeeter!!"

Nach dem dritten Rufe raſchelte es in dem Holunderbuſch neben der Hütte. Auf den Alten kam ein ſonderbares Geſchöpf zugekollert, das man ob ſeiner unerhörten Art ſich fortzubewegen zunächſt für irgend ein Märchentier hätte halten können. Genaueres Hinſehen ließ einen gewöhnlichen Turmfalken erkennen. Dem Vogel hing die rechte Schwinge gelähmt hernieder. Da er beim Hüpfen mit der linken krampfhaft ſchlug, kamen die ruckweiſen, in kleinen ſchiefen Bogen kollernden Sätze zu ſtande, die auf den erſten Blick einen ſo wunderlichen Eindruck machten.

„Peterl!" lockte der alte Mann und hielt dem Vogel den Arm hin. Das Tier ſträubte die Kopffedern, lugte tückiſch aus den runden Vogelaugen und ſchien bedeutend mehr Luſt zu haben, den Schnabel in die runzlige Knochenhand zu hacken, als den ſo freundlich angebotenen Sitz auf dem Rockärmel einzunehmen. Endlich aber folgte es der Einladung doch und hüpfte auf den Arm des Türkenveit.

Der humpelte nun murmelnd und kichernd in die Thür der Hütte. Den Arm hielt er dabei wagerecht von ſich

gestreckt, denn Peterl hatte die freundliche Gewohnheit, hie und da einen Schnabelhieb nach dem Gesicht seines Beschützers zu führen, wenn ihm dieses erreichbar nahe kam.

Aus dem Zimmer, dessen Thür der Alte nun aufstieß, quoll ein scheußlicher Geruch, aber der Türkenveit merkte offenbar gar nicht, wie verdorben die Luft in seinem Wohnraum war. Er stapfte in der tiefen Dämmerung, die das niedrige, verräucherte Gemach erfüllte, schnurgerade auf die Sitzstange des Falken zu, die an der Wand neben dem kleinen Fenster angebracht war, und ließ Peterl auf diese hinübersteigen. Dann zündete er die kleine Petroleumlampe an, die sofort sich schwelend bemühte, ihr berußtes Glas noch mehr zu schwärzen.

Im Scheine dieses Lichtes holte sich der Türkenveit, der sich übrigens trotz des beinahe wagerecht nach vorn gebeugten Rückens erstaunlich rasch hin und her bewegte, aus der Tischlade ein angeschnittenes Brot, einen altersgrauen, vor Trockenheit zerbröckelnden Käse und ein Messer hervor und hielt nun seine Abendmahlzeit. Während er mit beängstigender Beweglichkeit des Unterkiefers kaute, sah er starr ins Licht und nickte und wackelte mit dem Kopfe, als hielte er mit dem trübseligen Flämmchen eine stumme Zwiesprache.

Als fertig gegessen war, wanderten Brot und Käse wieder in die Tischlade, und der Alte humpelte auf einen ziemlich großen Sack zu, der an der Wand hing. In den griff er und brachte eine Handvoll Wurstreste, Käserinden und ähnliches hervor, das er unter den Tisch und unter den Schrank streute, wie ein Säemann das Saatkorn streut. Dabei nickte er dem Falken, der, in das Licht blinzelnd, auf seiner Stange saß, freundlich zu.

„Daß d' moring*) halt 'n Frühstück haben thust, Peterl."

*) Morgen.

Peterl trat von einem Ständer auf den anderen und knurrte irgend etwas Unfreundliches. Der Alte aber ſchleppte aus der Küche drei mäßig große Töpfe herein, deren einem er drei Hölzchen entnahm. An jedem war ein Stückchen ranzigen Specks mit Bindfaden befeſtigt. Zur Erde niedergekauert, baute der Greis nun mit den Töpfen und Hölzchen ſehr geſchickt drei Mauſefallen auf: die eine unter dem Tiſch, die zweite neben dem Schranke, die dritte im Winkel hinter dem ungeheuren Kachelofen.

„Uff!! — 's Niederbucken gang ſcho' no', wann nur 's Aufſteh'n nit gar ſo ſchwar ſei' thät'."

Endlich ſtand er doch auf den Beinen. Er ſchöpfte einen Augenblick Atem, ſtützte ſich recht kräftig auf den Handſtock und wartete, bis ſeine Kniee aufhörten zu wanken. Dann rutſchte er auf den Wandkalender zu, der an der Hinterwand der Stube neben dem ungeordneten Hundelager aus altem Stroh und Lumpen, das der Türkenveit ſein Bett nannte, feſtgenagelt war. Zur Seite des Blattes baumelte an einer Hanfſchnur ein Endchen Bleiſtift. Danach tappte der Alte, feuchtete die Spitze auf der Unterlippe an und zog einen dicken Strich durch den vollendeten Tag. Es war der erſte Juni. Veit rieb ſich, das Mumiengeſicht zu einer ſonderbaren Art lautloſen Lachens verzerrend, die Knochenhände.

„Hihihihi . . . der erſchte Juni! Die Verſicherung mueß wieder zahlen. Wer'n ſi' ſchön giften, die Herrn drin in Wean . . ."

Er rechnete eine Weile, die Lippen lautlos bewegend, an den Fingern, dann ſchlug er die Hände entzückt zuſammen und lachte wieder, aber diesmal laut und meckernd.

„Na, das is guet! — Is wahrhafti' guet, dös! — Jetzt hab'n ſ' mir mit dem Mal mein' Tauſender, was i einzahlt hab', grad ſechsmal außerzahlt. — Mueß do'

glei' zum Pfarrer geh'n, daß er mir 's Lebenszeugnis schreiben thut. — Glei' mueß i geh'n."

Bis er seinen Hut fand, dauerte es eine Weile. Endlich entdeckte er ihn neben dem Bette auf der Erde. Er raffte ihn auf, stülpte ihn, ohne ihn erst von dem anhaftenden Kehricht zu reinigen, auf den Schädel, blies das Lämpchen aus, das sich dafür durch eine mächtige Wolke fettig-brenzligen Dampfes, mit der es das Zimmer erfüllte, rächte, und stapfte dann zur Thür hinaus. Sein Haus ließ er unversperrt. Vor unberufenen Eindringlingen schützte es ja die abergläubische Angst, die alles ringsum vor den beiden Einwohnern der Hütte hegte.

Der Weg ins Dorf hinein war nicht allzu kurz, aber der Hundertjährige ging einen tüchtigen Schritt, der freilich nicht wenig an die Bewegungsart seines Stubenvogels gemahnte. Der Gang des Türkenveit war ein kurioses Gemisch von Trippeln, Vorwärtsfallen und Rutschen. Unheimlich genug sah das aus, aber es förderte, und der Greis brauchte kaum mehr Zeit für die Strecke als zuvor die rüstigen Holzarbeiter. Als der Alte in die finstere Dorfstraße, in die nur die Fenster rechts und links rote Lichtzungen hinausreckten, einbog, schlugen alle Hunde an; erst die in dem Gehöft, an dem er gerade vorbeiging, einen Augenblick später fielen die der Nachbarn antwortend ein, und bald hörte man es ganz weit unten verhallend nachkläffen. Das Hundegebell störte den Türkenveit nicht; selbst wenn aus einem Hofthor ein Köter auf die Straße herausgeschossen kam und den Wanderer bellend umkreiste, fuchtelte er nur so oberflächlich mit dem Stocke nach ihm hin. Kam aber ein Mensch die Straße herauf, so blieb der Alte stehen und drückte sich an eine Hauswand, um erst wieder weiterzugehen, wenn der andere vorbei war.

So gelangte er endlich an den stattlichen Pfarrhof,

ſchmiegte ſich in die Thürniſche und klingelte. Die alte Wirtſchafterin des geiſtlichen Herrn öffnete ihm.

„Herrjeſus!“ rief das runde Weiblein, „der Türkenv— der Schallngruber! — Na, kommt nur herein, der Herr Pfarrer is noch auf. Aber immer ſo ſpät!“

Veit Schallngruber zerkaute ein unverſtändliches Gemurmel, das offenbar als Antwort auf die redefertige Begrüßung gemeint war, zwiſchen den zahnloſen Kiefern und trat eilig ein. Er drückte die Hausthür hinter ſich behend ins Schloß und ſtand nun vor der alten Frau, im hellen Lichte der Küchenlampe, die die Wirtſchafterin in der Hand hielt, blinzelnd wie eine weißgefiederte Eule, den ſchmierigen Hut in der Hand. Er ſah ſo unheimlich aus, daß ihn Frau Iſabella — auf dieſen wohlklingenden Namen hörte die Dame — ſofort in das Studierzimmer des Herrn Pfarrers ſchob, ganz gegen ihre ſonſtige Gewohnheit, die darin beſtand, die Leute, die in Geſchäften zu dem hochwürdigen Hausherrn kamen, erſt zu längerem Geſpräche im Hausflur feſtzuhalten.

Beim Eintritt des Beſuches hob der Herr Pfarrer, auch ſchon ein weißhaariger Mann von wenigſtens ſiebzig Jahren, den Kopf von dem Buche, in dem er beim Scheine der Studierlampe geleſen hatte, nahm den Zwicker von der mageren Naſe und erkannte nun, wer ihn da noch beehrte.

„Ah, der Schallngruber! — Na, wie geht's? Kommt gewiß um das Lebenszeugnis, weil heut der erſte Juni war? Sonſt findet Ihr ja den Weg zu Eurem alten Pfarrer nicht. — Na, nur her mit den Papieren. Nehmt Euch doch einen Seſſel.“

Der Türkenveit ließ ſich auf dem Stuhle, den ihm der Pfarrer heranrückte, umſtändlich nieder, klemmte den Hut zwiſchen die Kniee und begann in den Taſchen ſeines Rockes nach den Papieren zu kramen; da es ihm ſchicklich

dünkte, die Pause durch eine höfliche Rede auszufüllen, sagte er dabei in mühsamem Hochdeutsch: „Ja, ja — um ein Lebenszeugnis thät' ich halt recht schön bitten, Hochwürden Herr Pfarrer!"

Als das letzte Wort des möglichst langsam gesprochenen Satzes heraus war, hatte der Alte die gesuchten Papiere auch gefunden und reichte sie nun dem Pfarrer hin. Der besah sie, wandte sich dann zu seinem Schreibpult zurück, griff nach der Feder und bestätigte auf einem der Formulare von Pfarramts wegen, daß der hiesige Einwohner Veit Schallngruber, geboren zu Holling am 2. Juli 1792, Inhaber der Rentenversicherungspolice Nr. 370, am Abend des 1. Juni 1892 noch am Leben gewesen sei. Dann fertigte er eine Quittung aus, mit der Veit Schallngruber der Versicherungsanstalt in Wien bestätigte, den Betrag von zweihundert Gulden als dreißigste Jahresrente richtig erhalten zu haben.

Während der alte Herr an dieser Quittung schrieb, hörte er hinter sich einen sonderbaren prustenden Ton. Er wandte den Kopf zurück und rief, als er einen Blick auf den Türkenveit geworfen hatte, in ehrlichem Erstaunen: „Nein — so was! Der Schallngruber lacht!"

„Herr Pfarrer," meinte der Besuch, wie um sich zu entschuldigen, „Herr Pfarrer, heut hab' ich's mir ausgerechnet, mit die zweihundert Gulden haben s' mir mein' Tausender grad sechsmal außerzahlt."

Der Pfarrer sah einen Moment kopfrechnend vor sich hin, dann nickte er bestätigend. „Stimmt. Da hab' ich Euch also nicht schlecht geraten damals, als ich Euch überredete, Euch einzukaufen, was?"

Das verschrumpfte Eulengesicht des Türkenveit verzog sich. Es paßte dem Alten offenbar nicht recht, sich da so plötzlich einer Dankespflicht gegenüber zu sehen. Vorsichtig die einzelnen Worte abwägend, sagte er: „Ja, ja —

ich küſſ' auch brav d' Hand dafür, Herr Pfarrer. Sie waren damals freilich — entſchuldigen ſchon, Herr Pfarrer! — ein blutjung's Bürſcherl, kaum vierzig, und ich hab' ſchon mein' Siebziger af'n Buckel g'habt. Wär' ich ein paar Täg' drauf g'ſturben, wär' der ſchöne Tauſender hin g'weſt . . ."

„Das konnte Euch doch gleich ſein," warf der Pfarrer ein. „Ihr wart ein alter Mann, ohne Kind und Kegel."

„Freilich, freilich," beſtätigte der Alte beſchwichtigend. Um von dem Thema möglichſt raſch abzuſchwenken, fuhr er grinſend fort: „Die werden ſich aber giften bei der Verſicherung, nit, Herr Pfarrer?"

„Keine Spur," antwortete der Geiſtliche; „freuen werden ſie ſich, wenn Sie noch zwanzig Jahre lang leben, Schallngruber. Du lieber Gott, was einer ſo großen Geſellſchaft an zweihundert Gulden jährlich liegt! Und mit dem Beiſpiel, das Ihr gebt, wie lang einer ſo eine Rente beziehen kann, werben ihre Agenten andere Kunden an."

Der Ausdruck der Freude in dem uralten Bauerngeſicht erloſch plötzlich und machte einer grämlichen Miene Platz. Der Türkenweit fand offenbar keinen Gefallen daran, daß ſein langes Leben die Herren in Wien nicht ärgere, ſondern gar freuen ſollte.

Der geiſtliche Herr ſah mit mißbilligendem Kopfſchütteln auf ſo viel Bosheit und Verhärtung des Gemüts. Dann ſagte er vorſichtig: „Wenn Ihr aber ſchon zugebt, daß ich Euch damals in weltlichen Dingen gut g'raten hab', Schallngruber, ſo ſolltet Ihr doch in den geiſtlichen Sachen mehr auf mich hören, die ja meines Amtes ſind. Ihr werdet nun bald hundert Jahre alt, da wär's doch die höchſte Zeit, an Eure ewige Seligkeit zu denken. Ihr kommt aber ſo ſelten in die Kirche, und bei der heiligen Beicht' hab' ich Euch überhaupt noch nit g'ſehen "

Der Greis schüttelte abwehrend den Kopf. „I kann nit, Hochwürden Herr Pfarrer," greinte er. „Können Sie's machen, daß die Buben nit herrennen hinter meiner und pfeifen und Steiner schmeißen?"

„Das kann ich freilich nicht. Ich kann sie nur von der Kanzel herab verwarnen und sie in der Schule strafen lassen . . ."

„Und dann thoan sie's doch," fiel ihm der Türkenveit in die Rede. „Und mit der heiligen Beicht' is's auch so eine Sach', Hochwürden Herr Pfarrer. Sie sein z' jung für mi', Sie haben no' z' weng erlebt in der Welt, Sie glauben ja nit einmal an die armen Seelen, daß s' umgeh'n thun . . ."

„Wollt Ihr mir wieder mit Euren blauen Lichteln kommen?" brauste der Pfarrer ein wenig ungeduldig auf. „Wie oft soll ich Euch sagen, daß das Unsinn ist, daß es so was nicht giebt?"

Der Türkenveit zog die buschigen Augenbranen hoch, spitzte den welken Mund und saß da wie der leibhaftige Bote einer anderen Welt. „Giebt's, Herr Pfarrer!" raunte er. „Heut nacht erst is wieder eins in meiner Stuben g'hüpft, ganz blau und blaß, und auf mein Bettrand is 's niederg'sessen. Dasmal war ein jung's Weiberl drin in dem kalten blauen Licht; anzogen war's wie eine Rittersfrau und hat immer fort 'pispert und g'jammert: Komm mit! Erlös mi'! — Erlös mi'! Kumm mit! . . ."

„Habt Ihr Euch alles nur eingebildet," sagte der Pfarrer ärgerlich.

„Seh'n S', Hochwürden," sagte der Türkenveit mit scheinbarer Trauer, hinter der sich aber irgend eine boshafte Freude zu verbergen schien, „dadrum kann ich zu Ihnen nit in d' heilige Beicht' kummen. Sie glauben ja an nix. Wenn ich Ihnen beichten thät', möchten S' immer sagen, ich bild' mir das alles nur ein."

Mit einem ärgerlichen Achſelzucken wandte ſich der Seelſorger von dem alten Starrkopf ab und ordnete die ausgefertigten Papiere auf dem Schreibtiſch. „Die Quittung müßt Ihr unterzeichnen, Schallngruber.“

Das war nun ein ſchweres Stück Arbeit für die hundertjährigen Finger, aber es ging doch. Während der Alte mühſam und zitternd ſeinen Namen auf das Papier malte, fragte der Pfarrer:

„Ihr ſeid doch einverſtanden, daß ich das Geld wieder an die Gemeinde ſchicken laſſ', die Euch dann Euer Wochengeld davon giebt?“

„Freili', freili', thät' gar ſchön bitten drum!“ grinſte der Alte. „Wenn ich das viele Geld im Haus hätt', thäten's die Spitzbuben bald ausg'ſpürt haben, und dann wär's auf einmal weg.“

„Wird beſorgt werden. Und nun geht mit Gott, Schallngruber.“

Der geiſtliche Herr war ſichtlich mißgelaunt und wünſchte den Beſuch offenbar beendet zu ſehen. Türkenveit merkte es ganz wohl, ſchien aber noch etwas auf dem Herzen zu haben. Er wand und krümmte ſich auf ſeinem Stuhl, blieb aber ſitzen.

„Wollt Ihr noch etwas?“ fragte ihn endlich der Pfarrer.

„Ich thät' halt gern wiſſen — komm' ja mit kein' Menſchen mehr z'ſamm' — wenn S' mir halt ſagen thäten, Hochwürden Herr Pfarrer, wie's mit'm Niederbauern ſteht.“

Der Pfarrer ſah den Alten unwillig an und ſagte ſcharf: „Wie Euch der Haß wieder aus den Augen ſprüht! Ihr ſeid ein unchriſtlicher alter Mann, Schallngruber. — Und die Leute haben Euch doch gar nichts gethan.“

„Aber, aber, Hochwürden Herr Pfarrer! Da thoan S' mir aber Unrecht, meiner Seel', Herr Pfarrer. Warum

sollt denn ich ein' Haß haben auf die Niederleut'? Haben mir wirli' nix 'than. Im Gegenteil! Mir kommt's manchmal so vor, als wär' ich der Aehnl-Onkel von der ganzen Bag— . . . der ganzen Gesellschaft. Sie wissen ja, Hochwürden Herr Pfarrer, daß mei' Bruder Wastel, der vor fünfundsiebzig Jahr' so elendig in der Donau ersoffen is, versprochen is g'wesen mit der Himmelbauern Anna, die dann 'n alten Nieder g'heirat' hat, den Großvater vom heutigen Niederbauern und 'n Urgroßvater von der Rosel."

Der Pfarrer sah ein wenig zweifelhaft in das verschrumpfte Gesicht des Türkenveit. Aber ebensogut hätte er von einem Stück rissiger, zerklüfteter Baumrinde etwas ablesen können als von diesem uralten Gesicht, in dem sich die Augen unter den breit vorfallenden Lidern verbargen, und der zahnlose Mund so tief eingesunken war, daß er aussah wie ein kreisrundes, faltig zusammengezogenes Löchlein. Eigentlich wollte er dem schadenfrohen Alten, der besonders auf die Familie Nieder einen unbegreiflichen Haß geworfen zu haben schien, die Freude nicht machen, ihm zu erzählen, wie übel es um jenes Haus stand. Aber der gutmütige Herr war schon in jenen Jahren, in denen es dem Menschen schwer wird, etwas, was ihm nahe geht, zu verschweigen. Und die Niederschen Angelegenheiten gingen dem Herrn Pfarrer sehr nahe. So begann er denn zu erzählen, erst langsam und zögernd, dann mit immer wachsendem Eifer.

„Schlecht steht's da, mein lieber Schallngruber. Herzlich schlecht. Und wenn das wahr ist, was ich g'hört hab', dann is's bald ganz und gar vorbei. Die gräfliche Vermögensverwaltung soll dem Nieder die Hypothek künden wollen. Die bringt er dann nimmer an, und das Anwesen, 's schönste weit und breit, kommt unter'n Hammer. Ein rechtes Elend und Herzeleid, so was!"

Der Türkenveit hatte dem geistlichen Herrn die Worte

förmlich von den Lippen geleſen. Jetzt wackelte er beſtätigend mit dem Kopfe: „Halt ja, halt ja, ein Jammer, daß ſo Leut' nit beſſer wirtſchaften thun."

„Der Jetzige kann nit einmal ſo viel dafür," warf der Pfarrer in eifriger Abwehr des Vorwurfs ein. „Der hat den Hof ja ſchon ordentlich verſchuldet übernommen. Und daß er dann dem Halsabſchneider, dem Fuchs, in die Händ' g'fallen is, du mein Gott, das war halt ſein Unglück."

„Freilich is ſchon der vorige Rieder ein Nixnutz g'weſen," krächzte Schallngruber; „immer hinter die Weibsleut' her, Kugel g'ſchoben auf der Bahn, den Kegel um 'n Gulden, und erſt die Jagerei! Die richt' ein' Bauern, der ſich einlaßt mit ihr, allemal z' Grund. Aber das war halt deswegen, weil ſeine Mutter, meinem Bruder ſeine Braut, Gott geb' ihnen all zweien die ewige Ruh', nachher den Knecht von ihrem Vater g'heirat' hat. Wie das damals nur kommen ſein mag, daß ſ' den Kerl g'nommen hat, d' Anna? Ja, ja, ja — die Sünden der Eltern werd'n an den Kindern heimg'ſucht bis ins vierte Glied."

Wenn der leibhaftige Gottſeibeiuns den Verſuch unternommen hätte, in die Studierſtube des Pfarrers zu bringen, ſich in den bequemen Rohrarmſtuhl des hochwürdigen Herrn zu ſetzen und ihn mit ſalbungsvollen Redensarten zu verhöhnen, in denen ſich die ganze hölliſche Schadenfreude des unlauteren Geiſtes verbarg, er hätte ungefähr ſo ausgeſehen wie der alte Türkenveit, und ſeine widrige, meckernde Stimme ungefähr ſo geklungen. Der Pfarrer fühlte das auch und ſchalt ſich im ſtillen tüchtig aus, daß er nun doch von der Notlage des Rieder geredet hatte. Nun konnte der widerliche alte Menſch da ſeine ekelhafte Freude kaum verbergen. Der würdige Herr, der ſonſt keiner Fliege etwas zu leide thun konnte, entledigte ſich in ſeinem Grimm in beinahe unhöflicher Weiſe des Be-

suchers, der nicht übel Lust zu haben schien, noch sitzen zu bleiben und unter der Maske der Teilnahme für den Bedrängten, der ja bei ordentlichem Verlauf der Dinge sein Großneffe hätte sein müssen, behaglich weiter zu lästern.

Der Türkenveit hatte sich kaum mit einem demütigen „Küß d' Hand, Hochwürden Herr Pfarrer!" zur einen Thür des Studierzimmers hinausgeschoben, als sich auch schon die andere aufthat, und der Graukopf Frau Isabellas neugierig hereinlugte.

„Na, wie war's heut mit ihm, Herr Pfarrer?"

Der Pfarrer schüttelte bedenklich den Kopf. „Immer derselbe verstockte alte Sünder. Und immer der gleiche Faselhans."

„Hat er wieder von den blauen Lichteln g'redt?" fragte die Wirtschafterin. Ihrer Stimme hörte man's deutlich an, wie wohlig es sie gruselte bei der Frage.

„Natürlich," antwortete der geistliche Herr ärgerlich. „Genau dieselbe Geschichte war's wie immer. Und das seltsamste an der Sache ist für mich, daß ich absolut zu keiner festen Ansicht kommen kann, ob der Alte an die Geschichten selber glaubt oder ob er sie nur mir vorredet. Bald scheint mir's so, bald so. Ich darf mir doch sonst einbilden, einige Menschenkenntnis zu besitzen. Da ist es dann eine peinliche Beschämung, solchen alten Burschen über dreißig Jahre lang unter den Augen zu haben und immer noch nicht zu wissen, ob man's mit einem wirklichen Narren zu thun hat oder mit einem argen Sünder, der etwas ganz Böses auf dem Kerbholz hat und sich hinter dem Anschein der Narrheit verschanzt, um sich nicht in die Karten sehen zu lassen." —

Während sich die beiden alten Leute so über den Türkenveit die Köpfe zerbrachen, war der schon ziemlich weit weg vom Pfarrhofe. Aber nicht nach seiner Hütte am Waldsträßlein hatte er sich gewandt, sondern nach dem

anderen Ende des Dorfes, wo der ſtattliche Riederhof lag. In dem anſehnlichen einſtöckigen Gebäude waren ſchon alle Fenſter dunkel bis auf eines im erſten Stock. Hinter dem warf ein Licht ſeinen freundlichen Schein auf die herabgelaſſene weiße Gardine, über die ſich manchmal ein Schatten hinbewegte. Den Umriſſen dieſes Schattens nach war's ein junges Mädchen, das da oben noch auf und ab ging, weil Jubel oder Trauer das junge Herz nicht zur Ruhe kommen ließen.

Der Alte ſtand, gedeckt vom tiefen Schatten eines breitwipfligen Nußbaumes, am Zaune des dem Riederhof gegenüber liegenden Anweſens, ſtarrte nach dem hellen Fenſter hinauf und redete dazu aufgeregt mit ſich ſelbſt. Bald ſchloß er bei dieſem Selbſtgeſpräch die Hand zur Fauſt und ſchüttelte ſie haßerfüllt nach dem Hauſe hinüber, bald fuhr er ſich wieder mit zitternden Fingern über die Stirne und durch das dünne weiße Haar.

„Sündenbrut! — Mit euch is's bald aus nnd gar. Und ich derleb's no'. Herrgott im Himmel droben, i dank' dir, daß d' mi' das haſt derleben laſſen, wie das Volk vom Hof herunterg'jagt wird, auf dem's ſo breit g'ſeſſen is — — hihihihi, wenn d' Jungfer Anna mit'm Bündel und mit'm Steckerl fortgeh'n muß . . . Aber d' Leut' ſagen ja Roſel zu ihr — — ah was, die Leut'! Sie is do' die Anna, die wieder herauf hat müſſen aus'm Fegfeuer, ihre Sünden abbüßen. — Wenn wegen ſo einer ein Bruder den andern in d' Donau wirft — — wie's da unten rauſcht und rinnt im Mon'ſchein . . . und die Fiſch' recken die Köpf' mit die glaſernen Augen und ſperren die Mäuler auf und ſchnappen. Hihihi . . . heunt giebt's was, ja, heunt giebt's was! — Nur z'weni' is's, z' weni'! Nur von dem ein'n. Die andere mußt ich ihm ja nachwerfen, hat ja immer ſo feſt zu ihm g'halten. Aber die liegt z' Haus im reichen Himmelbauernhof und

ſchlaſt unter die Federn. Was liegt ihr dran, wenn ihrer wegen ein armer Bub' den andern umbringt, gar ſein' leibeigenen Bruder? Nimmt ſ' halt einen dritten. — Bei der Hand is er ja, Knecht auf ihr'm Vatershof. Und er nimmt ſ', die ſchlechte Dirn. Er grauſt ſi' nit. O du mein, wär' no' ſchöner, wenn's ein'n armen Knecht grauſen thät' vor einer Großbauerntochter. — Aber ſiehſt, Dirnderl, er hat dir do' kein Glück bracht. So haſt wieder 'runter müſſen vom Himmi oder 'rauf aus der Höll', daß d' di' kannſt ausjagen laſſen aus dein'm Vaternhaus und mit'n Bettelſtecken davon geh'n. — Gelt, Annerl, das haſt dir nit denkt, daß wir uns no' einmal ſeg'n? Aber lang is's her ſeit'n letzten Mal, mei' Dirnderl, du mein ſüß's, herzig's. — Du mein Schatzerl, mein rotblühets Roſerl ... ſo lang is's her! — Ein ganz alter Kracher bin ich wor'n derweil, ein Kinderſchrecker ... Aber ſchau, Annerl, wenn d' mi' halt do' gern haben kunnt'ſt ... ſchau, da wär'n wir erlöſt all zwei ... und die armen Seelen auch, die immer im blauen Lichtel zu mir kommen. ... Annerl! ... Mei' Annerl!!"

Seine Stimme, die erſt ſo heiſer und haßerfüllt geklungen hatte, war zu einem wunderlichen Girren und Gluckſen geworden, das ſchauerlich-komiſch klang. Jetzt brach ſie ſich gar in einem jähen und trockenen Aufſchluchzen.

Da fuhr der Nachtwind in die Krone des Nußbaumes, daß ſeine Blätter zu rauſchen und zu ſauſen anfingen wie tauſend geſchwätzige Zungen, und die Aeſte ſich knackend beugten. Aus der Ferne klang ein dumpfer, knarrender Ton. Der Nachtwächter tutete die Stunde aus.

Die wehende Kühle ließ den Alten unter dem Baum zuſammenſchauern, das Rauſchen und Raſcheln, das Knarren und Aechzen, vor allem aber der Hornton weckte ihn aus ſeinem ſonderbaren Zuſtand. An den Stamm des Baumes

geduckt, spähte er scheu und ärgerlich nach rechts und links die schweigende Dorfstraße entlang.

„Na, na," greinte er zu sich selbst, „was für ein alter Tapp als ich bin. Steh' ich schon wieder da in der stockdüstern Nacht. — Wenn mi' jetzt oaner da siecht und moring geben d' Küh' im Dorf weniger Milli oder ein Stückel Vieh wird krank, glei' wer'n d' alten Weiber wieder sagen, der Türkenveit hätt's verhext. — Schau, daß d' hoam kimmst, alter Esel!"

In seinem kuriosen Schritt huschte er, immer an die Häuser und Zäune gedrückt, die Straße hinauf. Wer ihn so gesehen hätte, hätte nicht gerade ein altes Weib zu sein brauchen, um beim Anblick dieses unheimlichen Wesens, das verkrümmt und verhutzelt wie ein Zwerg der Unterwelt, mit glühenden Augen und wehenden weißen Haarsträhnen durch die Finsternis dahinglitt, an einen bösen Nachtkobold zu denken. Dazu grinste das Gespenst. Der Alte dachte nämlich an den Pfarrer, dessen Angriff auf seine verschanzte Stellung er wieder einmal glücklich abgeschlagen hatte.

„Natürli' — beichten wer' i geh'n! — Könnt' mir einfallen, so was! Lossprechen kann er mi' do' nit. Müßt erst an 'n Bischof schreiben oder gar an 'n Papst in Rom, und dann thät's hoaßen, der Brudermörder soll erst losg'sprochen wer'n, wenn er sich der weltlichen Gerechtigkeit ausliefert. Und mein Schatz, von dem thät' i ja reden müssen, den nehmet dann der Kaiser für seine Soldaten. Da könnt's aber lang warten! So dumm is der Schallngruber nit! — Siebzig Jahr' lang hab' i die Sach' g'hüt', wie der Lindwurm im Berg auf sein' Goldschätz' liegt, und hab' nix nit g'habt davon — nit ang'rührt hab' i's — soll's liegen bleiben da unt' auch nach mein' Hinsterben. — Und lossprechen muß er mi' do'... bei der letzten Oelung, hihihi! Da giebt's kein

lang's Fragen und Umzerren zum Biſchof und zum Papſt, wenn der arme Sünder zum Erlöſchen is, da heißt's: Absolvo te. Amen! — Und i ſag' eahm nur mei' große Sünd', von dem Gold und Silber red' i nix. — Was geht's mi' an? Eingraben hab' i's nit, ausgraben aa nit . . ."

Dieſe Gedankengänge kaute er immer und immer wieder mit wackelndem Kinn und pfiffigem Grinſen durch, ſich manchmal mit einem heiſeren, meckernden Auflachen unterbrechend. Er lag längſt ſchon auf ſeinem Lumpenlager, focht noch mit den mageren Händen in der Luft und kicherte in die Finſternis ſeines Stübchens, daß der Peter auf ſeiner Stange unruhig wurde.

Dann ſchwieg der Alte auf einmal. Er horchte auf das unermüdliche Getrappel zahlloſer winziger Füßchen, das über den Boden hinfegte, auf das leiſe Piepſen und Pfeifen in den Ecken.

„Heut tappſen ſ' wieder einmal ordentlich," murmelte er entzückt. „Der Peterl wird morgen ein gut's Frühſtück haben."

Klapp! klang es dumpf aus der Ecke hinter dem Ofen. Ein verzweifeltes, durchdringendes Pfeifen erfolgte. Und der Alte im Bett rieb ſich vergnügt die Hände.

„Eine hat ſich ſchon g'fangt, eine. Herr Ritter Peter v. Hoheneggſtein, morgen giebt's ein Bratel . . ."

Draußen wälzte die unüberſehbar breite Donau ihre Wogen langſam an der Hütte vorbei. Der ſpäte Mond ſchwamm am Himmel und ließ ſein unſicheres Licht auf die raſtlos rinnenden Waſſer niederglänzen. Vom Berge herab grüßten die alten Wälder mit ihrem Rauſchen, und die Wellen ſangen ihr ewiges Lied. Was ſie ſeit der grauеſten Vorzeit an den Ufern des Stromes ſich hatten zutragen ſehen, war kunſtreich hineinverwebt in die uralte Weiſe mit den ewig wechſelnden Verſen. Der Nibelungen

Digitized by Google

Not kam darin vor und die Ballade von dem armen Bauernsohn, der den eigenen Bruder in rasender Eifersucht erschlug.

2.

Am nächsten Morgen saßen sich der Großbauer Franz Rieder und seine Tochter Rosel in ziemlich gedrückter Stimmung am Frühstückstisch gegenüber. Die Sonne lachte golden durch das helle Fenster in die Stube herein, deren Einrichtung eher in ein Herrenschloß als in eine Bauernwohnung gepaßt hätte, stand doch sogar ein Pianino in der Ecke. Der Kaffee duftete gar lieblich aus den feinen Porzellanschalen empor, der Tisch war zierlich gedeckt und mit allerlei guten Dingen beschickt, die beiden, die daran saßen, fanden aber offenbar kein Behagen daran. Das graue Gespenst der Sorge saß als drittes unsichtbar mit ihnen an der Tafel, streute ihr bitteres Salz auf das süße Gebäck und goß ihren Wermut in die Tassen.

Der Bauer hatte eben ausgetrunken und wollte sich entfernen, als sich die weiße Hand der Tochter bittend auf das feine Tuch seines Rockärmels legte.

„Ich hätt' mit Ihnen zu reden, Vatter."

Rieder sah scheu in das blasse Gesicht seines Kindes. Was stand ihm da nun wieder bevor? Eine beklemmende Furcht schnürte ihm den Hals zusammen. Am liebsten hätte er derb losgepoltert, um dieser ekelhaften Stimmung Herr zu werden und zugleich einer höchst wahrscheinlich unerquicklichen Unterredung vorzubeugen. Vor diesen bleichen Wangen, den sorgenvollen blauen Augen seines Kindes fand er aber nicht den Mut dazu.

„So red halt," murrte er unwirsch.

„Sie waren gestern wieder in der Stadt, Vatter," begann das Mädchen zögernd, um gleich darauf erschrocken ob der eigenen Kühnheit hinzuzufügen: „Glauben S' nur nit, daß ich da was drein reden will. Sie haben in der

Stadt z' thun, da fahren S' halt hinein, das verſteh' ich. Aber es is nur, weil ich wieder mit dem Ferdinand mich hab' ärgern müſſen."

Nun hatte Rieder endlich einen Gegenſtand, an dem er ſeinem verhaltenen Unmut Luft machen konnte. Zornig fuhr er auf: „Was war denn ſcho' wieder mit dem Tagdieb? Dem ſoll doch . . ."

„Die ganzen Leut' hat er geſtern in die Weingärten g'ſchleppt," berichtete Roſel, „wo doch jetzt wirklich nichts ſo Dringendes z' thun is. Und auf den Wieſen draußen liegt 's Heu. Ich hab' ihm g'ſagt: „Ferdinand, fahren S' lieber 's Heu ein. Wenn ein Regen kommt, ſind viel hundert Gulden hin." Darauf ſchnauzt er mich an, ich ſollt' lieber Klavier ſpielen, als mich um Sachen kümmern, die ich nicht verſteh'. Das Heu iſt draußen 'blieben. Heut früh aber war das Barometer ordentlich g'fallen, und hinter'm Hoheneggſtein ſteht ein Gewölk, das ſchaut arg verdächtig aus. Wenn wir 's Heu verlieren, weiß ich nimmer aus noch ein. Geſtern ſind wieder drei Rechnungen 'kommen und ein Mahnbrief."

Um die letzten Worte nicht hören zu müſſen, war der Bauer ſchon ans Fenſter geſtürzt und hatte es aufgeriſſen. „He, Loisl!" ſchrie er die kleine Viehmagd an, die eben mit einem Stalleimer voll Waſſer über den Hof ging. „Is der Ferdinand da?"

„Grad is er mit'm erſten Heuwagen eing'fahren," ſchallte es herauf.

„Dann renn und ruf ihn. Er ſoll zu mir kommen in d' Stuben."

Er ſchlug das Fenſter wieder zu, daß die Scheiben klirrten, und begann mit dröhnenden Schritten im Zimmer auf und ab zu gehen. Roſel ſaß mit im Schoße gefalteten Händen und ſah ihm ſorgenvoll zu. Sie kannte dieſe Art an ihm, ſich ſelbſt in die Wut hineinzuhetzen, bis ſie

dann ſinnlos ausbrach, wie an einem wilden Tiere. Und wenn ſie die dickgeſchwollenen Adern auf ſeiner Stirn, wenn ſie ſeine finſter zuſammengezogenen Augenbrauen anſah, ſo ſtieg eine lähmende Angſt in ihr auf vor dem Auftritt, der nun bevorſtand.

Zitternd überlegte ſie, was ſie thun ſollte. Dableiben? Dann konnte ſie ſich ſchlimmſten Falls zwiſchen die beiden Männer werfen. Der Großknecht war frech, in der letzten Zeit viel frecher noch als früher, und der Vater — — — Aber andererſeits war es vielleicht doch beſſer, ſie ging. Wenn der Vater unter vier Augen eine kecke Antwort erhielt, brachte es ihn vielleicht nicht ſo fürchterlich auf, als wenn es vor ihr geſchah. Unſchlüſſig erhob ſie ſich von ihrem Sitze.

Der Bauer fragte ſie rauh: „Wo willſt hin?“

„In . . . in die Küche ſchau'n. Ich . . . ich . . .“

„Da bleibſt!“ fuhr ſie der Vater an. „Gegen dich hat ſich der Galgenſtrick ſo eine Keckheit verlaubt, ſo mußt auch dabei ſein, wie er ſein Fett kriegt.“

Roſel ſetzte ſich gehorſam und regte ſich nicht, bis ſie den Vater gepreßten Tones murmeln hörte:

„Das Böſeſte is, der Hund kriegt noch ein Geld von mir. Bei dreihundert Gulden . . .“

Erſchrocken fuhr ſie zuſammen. Das hatte ſie nicht erwartet. Darum alſo — —

„Das müſſen S' ihm gleich auszahlen, Vatter!“ entfuhr es ihr.

Der Bauer lachte grimmig auf. „Jawohl — wenn ich könnt'.“

Roſel rang die Hände. „Aber Vatter! — Sie haben doch geſtern erſt fünf Hunderter ins Brieftaſchel g'ſteckt . . .“

„Die ſind beim T . . . — na, weg ſind ſ' halt. — Zwei Zehner, das is 's Ganze, was ich no' hab'. Ich . . . ich . . . Zahlungen hab' ich g'habt . . . in der Stadt . . .“

Der hübsche Blondkopf des Mädchens fiel auf die Brust herab. Es sah aus, als wolle das arme Kind ohnmächtig werden. Daß der Vater gespielt hatte, regte sie nicht so auf. Das war sie nicht anders gewohnt von Kindheit an. Sie betrachtete das Verschwinden dieses letzten Geldes eben wie ein Unglück, etwa wie Hagelschlag für das Feld oder Feuer auf dem Scheunendach. Welcher Schicksalsschlag, daß der Vater fünfhundert Gulden verlieren mußte, in einem Augenblick, da er es so nötig gehabt hätte, tausend dazu zu gewinnen!

In diesem Augenblick ging die Thür auf, und der Großknecht Ferdinand, ein vierschrötiger Mensch mit rotem, an den Schläfen bereits angegrautem Haar, das häßliche Gesicht von Pockennarben zerrissen, trat mit trotziger Miene über die Schwelle.

Rosel saß auf ihrem Stuhle wie festgebannt. Sie sah wie durch einen Schleier, hörte die zornigen Worte der Männer wie aus weiter Ferne herübergrollen — aber so deutlich trotzdem, so schreckbar deutlich! Sie sah die Wut aus dem dunkelroten Gesicht ihres vollblütigen Vaters flammen, ihr entging keine Miene in dem brutalen, frechtrotzigen Gesicht des Knechtes. Und wie hochfahrend der Mensch auf die zornigen Worte seines Brotherrn antwortete:

„I hab' mi' nit dazue verdingt, daß i mir von ein' Frauenzimmer soll was g'fallen lassen, gar von ein' Weibsleut', was in der Stadt is erzogen wor'n. Die soll Klavier spiel'n und Bleamerln gießen. In der Wirtschaft anschaffen is 'n Bauern sei' Sach', wann der nit da is, is der Großknecht der Herr, und der Großknecht bin i."

„Du Lump, du elendiger!" donnerte der Bauer, außer sich über diese Widersetzlichkeit. „Und wenn heut a Wetter kimmt, he? Wenn 's ganze Heu hin is? Fünfhundert Gulden Schaden hab' i z' mindest . . ."

Die grünlichen Augen des Knechtes ſchoſſen Blitze. Er reckte ſich in den Hüften empor, ſeine Fäuſte ballten ſich. „Was?“ ſchrie er. „Schimpfen aa no'? Ah — da hört ſi' ja alles auf! I geh' — auf der Stell' geh' i. Aber mein Lohn will i z'erſt. So was! Wer is denn nachher der Lump? Der ſi' die Knochen abrackert bei der Arbeit und ſein' blutigen Lohn erſt no' verlieren mueß, oder der ander', der derweil in der Stadt in die Wirtshäuſer umlottert und ſei' Geld verkartelt? Sei' Geld! Daß i nit lach'! — Was g'hört denn no' dei', du feiner Bauer du? 's G'wand am Leib, jeder Ziegel af'n Dach, gar d' Rauchfäng' biſt . . .“

Ein brüllender Wutſchrei, ein krachender Schlag, gefolgt von einem Berſten und Splittern, dann ein lautes Stöhnen — — —

„Vatter! — Ums Jeſu Chriſti willen — Vatter!!“

Der lähmende Bann war von dem Mädchen gefallen, ſo daß ſie mit einem durchdringenden Schrei aufſpringen und ſich dem Wütenden in den Arm hängen konnte. Aber es war zu ſpät, das Unglück bereits geſchehen. Die Unterlippe zwiſchen die Zähne gezogen, leichenblaß im Geſicht, mit fieberhaft arbeitendem Bruſtkorb ſtand der Bauer, den abgeſprengten Hals der Waſſerflaſche noch in der Hand, und ſtarrte aus weit vorquellenden Augen auf den Gegner, an deſſen Schädel er die Karaffe zerſchmettert hatte.

Der lehnte auf ſchwankenden Beinen an der Wand und wiſchte ſich mit beiden Händen über das Geſicht, um Mund und Augen von dem aus den Kopfwunden niederſtürzenden Blute frei zu kriegen. Dazwiſchen röchelte und gurgelte er matt hervor:

„So . . . ſo . . . recht ſo . . . haſt recht . . . du . . . du . . . du . . . gar . . . to— totſchlagen die . . . Leut' . . . Na wart . . . ins . . . ins Kriminal kommſt . . .“

Nun knickten die schwankenden Beine ein. Der Verwundete glitt an der Wand herab und fiel lang auf die Erde. Aus seinen Kopfwunden rann ein dunkles, träges Bächlein und befleckte den hellen Teppich, der die Diele bedeckte.

Dem Mädchen wurde bei dem Anblick so übel, daß es den Vater los lassen und sich mit beiden Händen auf die Tischkante stützen mußte.

Nieder aber ging an die Stubenthür und riß sie auf. „Hiesel! — Franz! — Kathi!!" donnerte er in den Flur hinaus. „Ja zum ... wo steckt denn das G'sindel? G'wiß haben s' alle g'horcht hinter der Thür und jetzt, wo man s' braucht, is kaner da."

Endlich kamen zwei Burschen angeschlichen, die beim Anblicke des regungslos Daliegenden sich bedenklich hinter den Ohren kratzten und mit offenen Mäulern bald auf den Bauern, bald auf den Verwundeten schauten.

„Schafft's den da außer!" befahl der Bauer, mit verächtlicher Gebärde auf den Hingestreckten weisend. „Legt's 'n wo in eine Kammer, wo ich 'n nit seh'. Einer rennt zum Bader — oder zum Doktor, wann er im Dorf is. Der Ferdinand kann im Haus liegen bleiben, bis ihn seine Füße wieder tragen. Dann kann er zum G'richt geh'n oder zum Teufel — wo er hin will."

Als die Knechte ihre Last schweren Schrittes hinausgetragen hatten, wandte sich der Bauer an seine Tochter.

„B'hüt dich Gott, Rosel," sagte er finster. „Ich muß ausfahr'n und Rat schaff'n, daß dem Kerl sein Geld heut abend noch p'rat liegt."

Ohne seiner Tochter ins Gesicht zu sehen, verließ er das Zimmer. Rosel saß stumpfsinnig vor sich hin brütend, bis sie den Vater unten im Hofe mit dem Stallknecht schelten hörte, der ihm nicht schnell genug einspannte. Dann erst verließ sie der Zustand krampfähnlicher Starr-

heit, in den das schreckliche Ereignis sie versetzt hatte. Laut aufweinend floh sie aus dem blutbesudelten Zimmer, in dem sie zu ersticken meinte in dem schweren, dumpfen, süßlich-faden Blutgeruch.

Sie stürzte die Treppe hinab, ohne recht zu wissen, wohin sie wollte, und lief dem Arzte fast in die Arme, der glücklicherweise ganz in der Nähe gewesen war. Beim Anblick des runden, weingeröteten Gesichts des jovialen Herrn fiel's ihr wie ein Stein vom Herzen.

„Um Gottes willen, Herr Doktor — schau'n S' nur, daß er davonkommt, der Ferdinand, sonst muß der Vater ins Kriminal!"

Der Doktor lachte und tätschelte ihr die runde, thränenfeuchte Wange. „Nananana! — Nur ruhig, Kinderl, immer ruhig! So schlimm wird's nicht gleich werden. Ein Hieb mit einer Wasserflasche, nicht? — Du lieber Gott, den hält so ein Bauernschädel schon noch aus. — Wenn das nicht wär', gäb's nach jeder Kirchweih mehr Leichen wie nach einer Schlacht. — Wo liegt es denn, das arme Opfer der Volkswut?"

Am Bette des Verwundeten, der noch immer bewußtlos war, ließ der Herr Doktor die schlechten Witze aber sein, und als er erst das Loch im Schädel des Knechts untersucht hatte, sah er die zitternde Rosel so unwirsch an, als hätte sie die Wunde geschlagen.

Als er sah, wie ängstlich das arme Ding ihm auf den Mund sah, wurde seine Miene freilich weicher, aber er schüttelte bedenklich den dicken Kopf.

„Eine böse Geschichte!" brummte er. „Und noch böser hätt's werden können. Ein Millimeter tiefer die Wunde, und der Mann war hin. Ein paar Wochen festliegen wird er auch so. Das wird ein schönes Stück Geld kosten, ihm den Mund zu stopfen, wenn er erst so weit ist, daß er reden kann . . ."

Rosel fühlte ihre Kniee wanken. Du guter Gott! Ein schönes Stück Geld! — Und pressen würde der Ferdinand, dafür kannte sie ihn. — — —

Während die arme Kleine drinnen unter der Last ihres Unglücks zusammenbrechen wollte, hatte ihren Vater draußen im Hofe ein neues getroffen. Der Bauer wollte gerade sein Steirerwägelchen zum Hofthor hinauslenken, als in diesem der Landbriefträger erschien. Der reichte dem Großbauern mit mitleidigem Gesicht ein umfangreiches Schreiben nebst Bestellschein und Bleistift auf den Kutschbock hinauf.

„Is rekommandiert. Unterschreiben, bitt' schön!" sagte er dabei.

Rieder erbleichte, als er den Brief als ein Gerichtsschreiben erkannte. In nervöser Hast kritzelte er seinen Namen auf die Quittung und wühlte dann in der Hosentasche, bis ihm ein Sechser zwischen die Finger geriet, den er dem Beamten mit dem unterfertigten Empfangsschein hinabreichte.

Der Beamte dankte mit ein wenig verwundertem Gesicht. Der Bauer nickte ihm zu, als wolle er sagen, daß er dem Boten deshalb seinen gewohnten Lohn nicht verkürzen wolle, weil er einmal eine üble Botschaft bringe. Dann schob er den Brief uneröffnet in die Tasche, tippte mit der Peitsche auf den glänzenden Rücken seines Rappen und fuhr davon.

Erst draußen auf der Landstraße, als die letzten Häuser des Dorfes weit hinter ihm lagen, zog er den Brief wieder hervor und starrte ihn an. Eine Unglücksbotschaft ... was sollte ihm sonst vom Gericht kommen? Unschlüssig wendete er das Schreiben hin und her, bis er über sein eigenes Zögern ungeduldig wurde und den Umschlag ungestüm aufriß.

Als er einen Blick auf das entfaltete Blatt geworfen hatte, zog er die Unterlippe zwischen die Zähne und wurde

leichenfahl im Geſicht. Dann lachte er heiſer auf, zerknüllte mit zornigem Griff das grobe Papier und fuhr damit in die Rocktaſche.

„Hüh, Rapperl, hüh! Heut fahrſt noch ein' Bettelmann, bald, bald ein' Baron oder ein' Bankier... das heißt, wenn ich dich nit lieber z'ſamm'ſchieß', eh' ich dich verauktionieren laſſ'. — Da kann einer freilich böſ' eingeh'n dabei. Vernichtung einer Sach' aus der Konkursmaſſe — —"

Als der erſte Grimm verraucht war, ließ er die Zügel, die er bis dahin ſtraff genommen hatte, ein wenig locker, ſteckte die Peitſche fort und dachte nach.

Uebel genug war ſeine Lage. Graf Ennsberg beziehungsweiſe die gräflich Ennsbergſche Vermögensverwaltung hatte ihm die Hypothek gekündigt, die als erſte auf ſeinem Hofe eingetragen war, noch von Vaters Zeiten her. Dreißigtauſend Gulden, die er in einem Vierteljahr hinauszahlen mußte. Woher die nehmen? Von ſeinem „Freunde" Fuchs, zu dem er jetzt fuhr? Das war ein gefährlicher Herr. Außerdem hatte er gerade genug auf dem Riederhofe ſtehen, um ganz damit zufrieden ſein zu können, wenn ein anderer als er es auf ſich nahm, den Bauern von ſeinem Gute zu jagen. Für ihn wurde das hineingeſteckte Geld dann flüſſig, ohne daß ihm jemand einen Vorwurf machen konnte....

Rieder ſeufzte tief auf, als er das alles ſo überlegte. Die Sorge machte ihn hellſichtig, daß er in die Welt und die Menſchen hinein- und durch ſie hindurchſah, als wären ſie von Glas. Erfreuliches war es nicht, was er dabei entdeckte.

Da waren einmal ſeine Vorfahren. Der Großvater freilich, der arme Knecht, der auf den Hof gekommen war, indem er das einzige Kind des reichen Himmelbauern zum Weibe bekam, das war ein rechter Mann ge-

wesen. Sein Glück hatte ihn nicht übermütig gemacht. Fleißig war er geblieben, fleißig und sparsam, dabei den Seinen und seinem Gesinde ein richtiger Hausvater. Der hätte noch von unverschuldetem Unglück reden können. Und dessen hatte er genug. Das große Hagelwetter Anno dreißig, von dem ganz alte Leute in der Gegend heute noch zu reden wissen, schlug ihm die Gesamternte des Jahres in den Grund. Und dann das ewige Kindersterben. Zehn wurden geboren, und nur das älteste blieb am Leben. Die kranke Bäuerin dazu, die jahrelang hinsiechte und dann endlich starb, zu früh und zu spät, wie man's nehmen will.

Für den Hof freilich wäre das Kindersterben ein Vorteil gewesen. So brauchte er wenigstens nicht geteilt zu werden und fiel einem einzigen Erben zu, der niemand etwas herauszuzahlen hatte. Wenn dieser einzige Erbe nur ein anderer gewesen wäre. Aber so ... Trotz der schlechten Zeiten, die der Großvater gehabt hatte, war das Gut unverschuldet auf den Vater gekommen; der aber hatte es dem Sohne, dem Franz Rieder, ziemlich schwer belastet übergeben, obwohl er gute Zeiten darauf gehabt hatte.

Der Bauer wußte sich noch ganz gut zu entsinnen, woher das gekommen war. Der Vater war eben ein „leichtes Tuch" gewesen. Die Karten, der Wein und die Jagdliebhaberei.

„Ich hab's geerbt von ihm," murmelte der Bauer bitter, „'s Geld ausgeben auf Dummheiten — und die Karten, die verflixten Karten. Gestern fünfhundert Gulden verkartelt, und heut fahr' ich zum Wucherer, mir 's Geld ausleihen, daß ich ein' stutzigen Knecht auszahlen und 'nauswerfen kann. — Weit hast es 'bracht, Franz Rieder! Von ein' Lumpen, den du vor zehn Jahr' aus Gnad' und Barmherzigkeit aufg'nommen hast, weil er

ſchnurgrad aus'm Strafhaus is kummen, mußt dir ins G'ſicht ſagen laſſen, daß d' ihm ſein' Lohn nit zahlen kannſt, weil d' dein Geld in die Karten verſpielſt, und wenn d' ihn auch niederg'haut haſt, den Lumpen, recht hat er do' . . ."

Bei der Erinnerung an den Auftritt mit dem rothaarigen Knecht kam eine gewaltige Aufregung über ihn. Was war aus dem Menſchen geworden? War er tot oder ſchwer verwundet? Denn eine leichte Verwundung war ausgeſchloſſen, das wußte er. Mit zu fürchterlicher Wucht hatte er den Schlag geführt.

Die nachträgliche Angſt hatte ihn ſo gewaltig gepackt, daß er das Pferd herumriß. Er wollte im Galopp nach Hauſe jagen und nachſehen, wie es um den Verwundeten ſtand. Der Rappe hatte aber den Wagen kaum halb gewendet, als er zu ſeiner großen Verwunderung den Zügeldruck verſpürte, der ihn wieder in die eben verlaſſene Richtung zurückzwang. Sein Lenker war auf andere Gedanken gekommen. Wozu umkehren? Er erfuhr früh genug, welches Unheil ihm bevorſtand. Ein Unheil war's auf jeden Fall. War der Knecht tot, ſo kamen die Gendarmen und holten den Bauer. Kam der Menſch mit dem Leben davon, ſo verkaufte er ſein Schweigen über die Sache nur um teures Geld. Wo aber das Geld hernehmen?

So war denn der Kreis geſchloſſen, und die gequält hin und her irrenden Gedanken waren wieder bei Valentin Fuchs, dem Bauern und Bauernwucherer in Großſiegling, angelangt, dem einzigen Manne, von dem Rieder hoffen durfte, daß er ihm noch Geld vorſtrecke. Aber ſo viel Geld? Dreißigtauſend für die Hypothek, vier- bis fünftauſend an Schweigegeld für den verwundeten Knecht, zweitauſend für die laufenden Bedürfniſſe, bis die Ernte unter Dach und Fach und wieder verkauft war . . . Rieder ließ entmutigt den Kopf hängen.

Digitized by Google

Er sah ihn deutlich vor sich, diesen Valentin Fuchs, lang, dürr, auf dem ein wenig nach vorn gebeugten Körper ein kleiner Kopf mit faltigem, rasiertem Gesicht, das eher einem Schauspieler als einem Bauern und Geschäftsmann anzugehören schien. Und die Augen, diese Augen! Es war schlimm, mit allen seinen Hoffnungen von einem Manne abzuhängen, der so kalte, scharfe, grausame Augen mit dem gewissen tückischen Zug in den Lidwinkeln hatte.

Die Lebensgeschichte des Valentin Fuchs strafte diese Augen nicht Lügen. Vor fünfzehn Jahren noch war er einer der kleinsten Besitzer in dem wohlhabenden Großsiegling gewesen. Sein Anwesen trug den Spottnamen „Der Hungerhof", denn alles Lebendige darauf war zaunsteckendürr, der Bauer, die Bäuerin, der Sohn, die einzige, bejammernswerte Magd, ein Findelkind, das Vieh und das Geflügel. Nur die Tauben waren fett und rund. Die brauchen ja keine Fütterung, sondern fliegen ab und zu und picken ihr Körnchen auf allen Nachbarhöfen. Der Hofhund aber, dem man sein Weniges hatte hinstellen müssen, lag eines Morgens verhungert an der Kette. So geizig war der Bauer. Ein paar hundert Gulden hatte er freilich aus seinem Anwesen schon herausgescharrt und auf die Sparkasse gelegt, aber dafür verfaulte ihm in guten Heujahren das Futter in der Scheune. Er war zu geizig, billig zu verkaufen, und wiederum zu geizig, das Heu an sein armes Vieh zu verfüttern, das immer nur so in den dürren Knochen, in der schlottrigen Haut hing. Die Großsieglinger pflegten spottend zu sagen, der Hungerhöfer würde vor lauter hausen*) noch von seinem Hause kommen.

Da erbte Valentin Fuchs von einem alten Onkel in der Stadt, an den niemand mehr gedacht hatte, ein Kapi-

*) Sparen.

tälchen von etlichen tausend Gulden. Sowie er die in der Hand hatte, offenbarte sich sein eigentliches Talent. Er wucherte damit. Und wie wucherte er! Die verrufensten Halsabschneider konnten's ihm nicht gleich thun darin. Freilich hatte er einen Vorteil vor ihnen voraus, das Vertrauen, das er genoß. Dem städtischen Geschäftsmann gegenüber ist der Bauer mißtrauisch. Aber einem seinesgleichen, wenn der auch nicht im allerbesten Ruf steht, geht er leichter ins Garn.

Ein thatkräftiger Verbündeter des Valentin Fuchs war die Reblaus. Vor zehn Jahren etwa hatte zuerst das Unglück angefangen. Da und dort im weingesegneten Donaugelände trat die Phylloxera auf und fortan von Jahr zu Jahr häufiger. Wo sie einen Weinberg anfiel, mußte der Boden von Grund aus umgerodet werden. Die verpesteten Weinstöcke wanderten bis auf das letzte Wurzelfäserchen ins Feuer, an ihrer Stelle wurden die widerstandsfähigen amerikanischen Reben eingesetzt. Das alles aber kostete Geld, und das leichtlebige Völkchen der Weinbauern, das die Kunst, in den guten Tagen für die schlimmen zu sparen, niemals gelernt hatte, besaß kein Geld. Da mußte dann Valentin Fuchs heran, der allezeit bereite Helfer. Er kam auch; erst bereitwillig mit einem süßlichen Lächeln im glattrasierten Gesicht, dann zögernd und mürrisch, und schließlich ungerufen, mit der Pfändungskommission. . . .

„Hopla, Rapperl! — Was fallt denn dir ein?" fuhr der Bauer aus seinen trüben Gedanken empor. Er sah um sich. Das Pferd war von der Landstraße auf einen holperigen Feldweg abgebogen, der den Weg nach Großsiegling um eine beträchtliche Ecke kürzte.

„Hoho!" lachte Rieder bitter auf. „Kennst du den Weg zum Fuchs schon so genau? Na ja, hast ihn ja schon oft genug machen müssen. Wunder is's keins."

Er blickte zum Himmel. Da ſtand zwar die Sonne noch in leuchtender Klarheit, aber ſie ſtach mit der gewiſſen bedenklichen, feuchten Hitze hernieder, und der halbe Himmel war ſchon von drohenden Wolken bedeckt.

„Mein arm's Heu!“ ſeufzte der Bauer. „Geſtern hat's der Ferdinand aus Eigenſinn nit einfahren wollen, heut liegt er mit einem Loch im Kopf, braucht ein paar von den Leuten zur Pfleg', und draußen is keiner, der kommandieren und anſchaffen kann, denn der Bauer muß ja Geld ſuchen fahren. — Ah was, das nutzt jetzt alles nix, und wann mit dem Heu ich ſelber naß werd', ſo iſt's um nix beſſer.“

Er ſchlug auf das Pferd und fuhr im ſchlanken Trabe in Großſiegling ein. Hinter ihm her murrte der Donner.

Valentin Fuchs ſtand gerade vor ſeinem Hauſe und ſah nach dem Wetter, als Rieder angefahren kam. Der Wucherer winkte dem in der ganzen Gegend angeſehenen Großbauern ſchon von weitem entgegen. „Grüß di' Gott, Freunderl!“ ſchrie er mit ſeiner hohen, krähenden Stimme. „Schön von dir, daß d' wieder einmal kommſt, mi' heimſuchen!“ Dabei ſchielte er aus den Augenwinkeln nach ein paar Kleinbauern, die auf der anderen Seite der Straße mit ſcheu abgewandten Geſichtern dahinſchlichen, ob die auch merkten, auf welchem vertraulichen Fuße der vielverſchimpfte Valentin Fuchs mit dem Rieder aus Eggſtein ſtand.

Der Rieder aus Eggſtein antwortete ein wenig einſilbig auf die wortreiche Begrüßung und fuhr in den Hof ein. Ein mürriſch blickender Knecht nahm ihm da die Zügel ab und ſpannte den Rappen aus, während der Beſuch dem Hausherrn in die Stube folgte.

Die beiden hatten ſich kaum geſetzt und die herkömmlichen Redensarten über das Wetter, den Weg und das beiderſeitige Befinden ausgetauſcht, als es draußen jäh-

lings finſter wurde, ein Donnerſchlag die Wände des Hauſes erzittern machte und ein heftiger Platzregen, mit Hagelkörnern untermiſcht, gegen die Fenſterſcheiben praſſelte.

Rieder blickte bekümmert nach dem Fenſter der Stube. „Mein arm's Heu!“ ſeufzte er.

„Ja, haſt denn du no' ein Heu draußen g'habt?“ fragte Fuchs mit lauerndem Erſtaunen. „War ja 's ſchönſte Heuwetter die Täg' her.“

„Freilich hab' ich's noch draußen g'habt,“ antwortete Rieder gepreßt. „Ich ... ich hab' viel in der Stadt z' thun g'habt, die Wochen, und der Ferdinand hat ſi's in'n Kopf geſetzt g'habt, daß er grad jetzt mit allen Leuten im Weinberg arbeiten muß. Mei' Roſel hat ihm abg'raten, er ſoll doch lieber Heufahren, da is er keck mit ihr wor'n. Heut früh hab' ich ein' ordentlichen Auftritt g'habt mit ihm deswegen. Und ſtell' dir vor, Fuchs — gar mit mir hat der Kerl, der ungute, wörteln woll'n. Ich hab' ihm aber d' Waſſerflaſchen auf'n Schädel g'haut, daß er jetzt halbtot z' Haus liegt.“

Fuchs ſah ſeinem Beſuch mit einem raſchen, ſpähenden Blick ins Geſicht und kniff die dünnen Lippen ein. „Wird ein ſchönes Geld koſten, die G'ſchicht,“ meinte er nach einer Pauſe trocken.

Rieder nickte. „Halt ja, koſten wird's ordentlich was.“ Und haſtig, wie um mit der Schilderung ſeiner Lage zu Ende zu kommen, bevor der andere ungeduldig wurde, fügte er hinzu: „Dazu hat mir der Graf Ennsberg die Hypothek 'kündigt — dreißigtauſend Gulden — und ſonſt brauch' ich auch noch eine Menge. Die Leut' rennen mir mit den Rechnungen 's Hausthor ein.“

„Da willſt alſo ein Geld von mir?“ fragte der Hausherr mit langem Geſicht.

„Na freilich,“ antwortete Rieder mit einem erzwungenen Verſuch, die Sache leichthin und heiter zu nehmen.

Digitized by Google

„Wer ſoll mir denn weiterhelfen, wenn's wieder einmal Matthäi am Letzten is, wie der reiche Fuchs? Die andern hab'n ja nix."

Valentin Fuchs war aber heute zum Scherzen nicht aufgelegt. Er erhob ſich mit ſehr ernſter Miene, ſchlürfte an den alten Schreibtiſch, der in der Ecke des Zimmers ſtand, ſchloß ihn bedächtig auf und kramte eine Weile in einem Stoß von Papieren. Dann kehrte er mit einem langen Zettel in der Hand zurück.

„Da hab' ich mir die Sitawazion vom Riederhof aufg'ſchrieben," ſagte er, während er den horngefaßten Kneifer auf die magere Naſe klemmte. „Für jeden Gutsbeſitzer, mit dem ich z' thun hab', leg' ich mir ſo ein' Zettel an, auf dem ich ſeine ganzen Schulden notier'. Weißt, Rieder, was du heut ſchuldig biſt?"

„Wird ein ganzer Haufen ſein," antwortete der Bauer, den vorhin eingeſchlagenen ſcherzhaften Ton auch jetzt beibehaltend.

„Einhundert — dreiunddreißigtauſend — vierhundertfünfundachtzig Gulden und vierzig Kreuzer," las Fuchs von dem Zettel ab. Er betonte jede der Ziffern wie ein Staatsanwalt die einzelnen Strafthaten eines armen Sünders auf der Anklagebank. Durch ganz beſonderen Stimmaufwand zeichnete er die vierzig Kreuzer aus, ſah dabei über den Rand des Zettels forſchend in Rieders Geſicht, als wolle er ſich überzeugen, ob der es fühle, wie ſchimpflich es ſei, neben ſo vielen Tauſenden und Hunderten auch noch vierzig Kreuzer ſchuldig zu ſein.

„Na — daß ich endlich erfahr', wieviel ich ſchuldig bin!" ſpaßte der Bauer, dem bei der Vorleſung übel genug zu Mute wurde, mühſam. „Wie ſauber du das aber all's beiſamm' haſt, Fuchs. Biſt wirklich ein g'ſinkelter G'ſchäftsmann, du!"

Herr Fuchs war aber heute für Schmeicheleien nicht

im geringsten empfänglich. Er faltete das Blatt wieder säuberlich zusammen, nahm den Kneifer von der Nase und sagte langsam: „An der Schuldenlast bin ich schon mit gut fünfzigtausend beteiligt. Wenn ich dir die hundertvierzigtausend noch voll mach', so macht mein Teil beiläufig sechzigtausend Gulden aus. Das is ein faules G'schäft, mein Lieber. Denn daß du heut schon überschuldet bist, das weißt wohl selber."

Jetzt brauste Rieder aber doch auf. „Wär' nit übel! Mei' Hof is mehr wie zweimalhunderttausend wert."

Valentin Fuchs sah den Aufgeregten hämisch an. „Mußt nit so harb werd'n, Rieder, wenn ein guter Freund mit dir deine Sitawazion überdenkt. Natürli' is er so viel wert, der Riederhof — unter Brüdern. Aber schau, Schatzerl, wenn d' 'n verkaufen mußt, und gar g'richtli', dann kriegst do' keine hunderttausend dafür. Der Grund hat heutigstags kein' Preis, und Weingrund erst recht kein bei die Phylloxerazeiten. Und dein Grund is meistens Weinberg. In ein' guten Drittel hast d' d' Reblaus scho', und übers andere wird's bald kommen. Da giebt's dann ein paar Jahrl keine Fechsung. Aber brav Geld 'reinpulvern heißt's fürs Umhacken und amerikanische Stöck' setzen, die wieder ein paar Jahr' brauchen, bis s' ein' Wein liefern, der nur ein bissel was wert is. Ja, ja — mit der Reblauskrankheit hat der unerforschliche Ratschluß des Herrn gar eine schwere Prüfung über unsere Gegend verhängt."

Valentin Fuchs war niemals widerwärtiger, als wenn er so wie jetzt die Augen zum Himmel drehte und salbungsvolle Redensarten von sich gab. Er that das gerne, besonders dann, wenn er ein lange gehetztes Wild so recht schön bequem im Garn hatte und sich anschickte, ihm den Hals umzudrehen.

Rieder hätte im Augenblick sein Seelenheil dafür ge-

geben, wenn er dem mageren Heuchler seine Meinung hätte sagen dürfen. Aber er brauchte ja diesen widerlichen Burschen. So würgte er denn die bittenden, fast bettelnden Worte hervor: „Du wirst mi' do' nit sitzen lassen, Fuchs? — Du, mein alter guter Freund?"

Fuchs hob abwehrend beide Hände empor. „Hab' ich denn so was g'sagt? Keine Spur. Im Gegenteil. Ich hab' ja g'sagt, ich will dir die hundertvierzigtausend voll machen. Aber für die sechstausendfünfhundert mußt mir halt ein' Wechsel von fünfzehntausend unterschreiben, Franzl. — Schau, das mußt mir nit übelnehmen. Denn wenn der Niederhof heut oder morgen z'samm'bricht — überschuld't is er, die Hypotheken geh'n vor, da kriegen wir andern kaum die Hälfte von unserm Geld. Und das meinige, was ich dir aus gutem Herzen und alter Freundschaft bar hinzähl', das möcht' ich doch auch gern wiederkriegen."

Der große starke Mann ließ den Kopf hängen. Das waren harte Bedingungen. Aber was wollte er thun. Er mußte annehmen.

„Schreib halt," sagte er dumpf. „Freilich — die Hypothek, dein Wechsel, die andern Sachen . . . wenn ich unterschrieben hab', so is's mein Todesurteil. In drei Monat' is der Niederhof unter'm Hammer."

Fuchs, der schon am Schreibtisch saß und mit kratzender Feder ein Wechselformular ausfüllte, blickte bei diesen Worten wie verwundert auf. „Aber das hängt do' nur von dir ab, Nieder. — Du weißt, was ich dir scho' lang vorg'schlagen hab'. Du brauchst nur zu wollen, und ich übernehm' die Ennsbergsche Hypothek auch noch. Denn der Hof is ja wirklich zweimalhunderttausend wert — unter Brüdern. Und wenn unsere Kinder z'samm'heiraten . . ."

„Wenn die Rosel dein' Martin aber nit mag!" warf Nieder ein.

Fuchs nahm die Feder quer zwiſchen die Zähne, las den fertiggeſchriebenen Wechſel noch einmal durch und trocknete ihn mit dem Löſchblatt behutſam ab. „Mußt halt g'ſcheit reden mit ihr, Franzl," antwortete er ruhig. „Mußt ihr's halt ſagen, daß die Lieb' für den erſten Monat is, ein behagliches, ordentliches, wohlhabendes Hausweſen aber fürs ganze Leben. Stell dir halt vor, Franzl, du wärſt ein Graf, dem's ſchlecht geht, und ich ein Bankier, der Geld hat, aber kein'n rechten Anwert unter die Leut'. Das neidiſche G'ſindel kann's einem ja nie verzeihen, wann einer durch ſein' Verſtand vorwärts kommt. Borgen mögen ſ' alle gern, aber wenn's ans Z'ruckzahlen geht, dann heißen ſ' ein'n ein' Wucherer und haben ein gottloſes Maul hinter einem her. — Was thun ſo zwei? Die laſſen einfach ihre Kinder z'ſamm'heiraten, und die haben dann 's Geld vom Bankier und den Reſpekt vom Grafen, und es geht ihnen ganz gut, viel beſſer als mit der Lieb', die ohnedem nur in die Kalenderg'ſchichten ſo brennheiß und himmelblau vorkommt. — Da, unterſchreib, und dann nimm dei' Geld."

Rieder trat an das Pult und ſtarrte finſter auf den länglichen Papierſtreifen, der darauf lag. Ein paarmal nacheinander holte er raſch und tief Atem. Er kämpfte ſichtlich mit ſich, aber dann griff er doch mit einem gewaltſamen Ruck nach der Feder und unterzeichnete den Wechſel genau an der gehörigen Stelle. Er beſaß nur zu viel Uebung in ſolchen Dingen.

Das Papier verſchwand ſofort in einem Fache der dickleibigen Brieftaſche, die Fuchs in den langfingerigen Händen hielt; dafür fielen aus einem anderen Fache der Taſche Geldſcheine auf die Tiſchplatte, Tauſender, Hunderter, Fünfziger und Zehner. Der Geldleiher zählte den Betrag dreimal durch und ſchob ihn dann Rieder hin. Während der zuſammenpackte, ſchloß Fuchs die Brieftaſche

in ein Schubfach des Schreibtisches, das er mit zwei verschiedenen Schlüsseln versperrte.

Sowie das in Ordnung war, wandte er sich wieder zu Rieder und sagte, mit dem Rücken an den Schreibtisch gelehnt, in geschäftsmäßiger Ruhe: „Am Sonntag komm' ich mit dem Martin hinüber — zum Verspruch. Wenn wir dann d' Hochzeit schnell genug ausrichten, hast du noch vor der Fälligkeit von der Hypothek das Geld auf'm Tisch."

Dem Bauern kam erst jetzt so ganz zum Bewußtsein, was für eine Art Handel er da fest abgeschlossen hatte.

„So bald schon?" fragte er erschrocken. „Ich hab' dir doch g'sagt, die Rosel —"

„Du hast fünf Täg' Zeit," fiel ihm der andere achselzuckend ins Wort. „Wenn du in der Zeit mit dem eigensinnigen Ding nix ausrichten kannst, wird's überhaupt nix, und die Folgen mußt dann du tragen. — Vorwürf' brauchst dir keine z' machen, denn dein' Dirndel wird mit mein'm Buben nit schlecht fahren. Du weißt, ich hab' 'n ordentlich erzogen. Gar im Gymnasium is er g'wesen. Freili' nur vier Klassen, aber er hat ja auch kein Doktor werden sollen, nur daß er eine Bildung lernt. Und eine landwirtschaftliche Schul' hat er auch durchg'macht. — Du, der wird si' fein ausnehmen als Großbauer, und die Rosel als Bäuerin dazu. Du übergiebst ihnen den Hof, ich zieh' mich vom G'schäft z'ruck und leb' bei euch — wie im Himmel wer'n wir beisamm' wohnen. Und jetzt ruf' ich mein' Buben, daß du dein' zukünftigen Schwiegersohn d' Hand geben kannst."

Er ging hinaus. Rieder stand wie betäubt und starrte vor sich hin. Da hatte er nun so im Handumdrehen sein Kind verkauft. Den Kaufpreis trug er da in der Tasche. Wenn er ihn jetzt auch dem Menschen wieder hinwarf, der gab den Wechsel doch nicht mehr heraus. Darum hatte

er ſo ganz andere Saiten aufgezogen, ſobald er das Papier in der Taſche hatte. Ueber die Hypothek und den Wechſel, zuſammen fünfundvierzigtauſend Gulden, in drei Monaten fällig, kam Rieder nicht hinweg, das wußte Fuchs ganz genau. Nun hieß es, die Ware zum Termin liefern, oder — — —

Der gequälte Mann ſtöhnte laut auf und fuhr ſich mit der Hand über die ſchweißbedeckte Stirn. Aber da öffnete ſich ſchon die Thür, und Martin Fuchs ſtürmte herein, um den Vater ſeiner Braut mit lärmender Herzlichkeit zu begrüßen.

Rieder ließ den Redeſchwall ſtumm über ſich ergehen und forſchte nur mit bangen Blicken in dem Geſichte des jungen Mannes, als wolle er das künftige Schickſal ſeines Kindes aus dieſen Zügen herausleſen. Aber es ſtand ſo wenig Erfreuliches darin geſchrieben. Martin Fuchs war ganz ſein Vater, nur ins Jugendliche überſetzt. Ein Anhauch von wieneriſchem Vorſtadtgigerltum und deutliche Spuren eines wüſten Lebens machten ihn nicht liebenswürdiger.

Das wortkarge Weſen Rieders, dem die ganze Scene ſchier das Herz erdrücken wollte, fiel endlich auf. Vater Fuchs lächelte ihn bösartig an, als wolle er ſagen: „Zier du dich nur, wir haben Mittel, wir.“ Im übrigen leuchtete ihm das Vergnügen, ſeinem abgöttiſch geliebten Söhnchen ein ſo niedliches Spielzeug gekauft zu haben, über das ganze Geſicht.

Martin bemerkte ſpitz: „Du, Vater — der Herr Rieder freut ſi' aber gar nit ſonderlich, ſcheint mir.“

Nun mußte Rieder ſich noch entſchuldigen: „Seid's nit bös, Leuteln, aber zum Luſtigſein is mir's nit ums Herz. Die dumme Sach' mit dem Ferdinand liegt mir im Kopf — und dann mein Heu. 's Wetter hat ja wohl ein biſſel nachg'laſſen. Am beſten, ich fahr' gleich z' Haus.“

Davon wollten die beiden Hausherren nun nichts hören. Rieder sollte durchaus zum Mittagessen bleiben, das die Wirtschafterin — Frau Fuchs hatte vor ein paar Jahren das Zeitliche gesegnet — gleich auftragen würde. Aber der Gast war nicht zu halten. Das Glas Wein, das ihm aufgenötigt wurde, trank er noch auf das Wohl der angehenden Brautleute; aber indessen mußte angespannt werden, und sowie die Gläser leer waren, brach Rieder auf. Vater und Sohn begleiteten ihn bis auf die Straße hinaus, wo sie ihn noch zu längerem Gespräch festhielten, um sich mit ihm den Leuten zu zeigen; dann durfte der Ungeduldige endlich auf den Wagen steigen.

„Auf Wiedersehen am Sonntag!" scholl's ihm noch nach, als er schon davonrollte. Er drehte den Kopf zurück, winkte mit der Peitsche und rief: „Auf Wiederschau'n!" Lieber hätte er freilich etwas anderes gerufen. —

Als er zu Hause in das Zimmer trat, wo Rosel am Fenster saß und strickte, war seine erste Frage: „Na — was hat der Doktor g'sagt?"

Das Mädchen, dessen hübsches Gesicht von den Aufregungen des Morgens noch sehr blaß war, ging dem Vater entgegen und legte tröstend die Hand auf seinen Arm. „Besser steht's, Vatter, als ich zuerst geglaubt hab'. Er wird davonkommen, sagt der Doktor. Er war zweimal da. Freilich" — sie seufzte — „ein großes Geld wird's kosten, hat er g'sagt. Die Verwundung ist eine schwere. Wenn der Ferdinand zum Gericht geht, kriegen S' Gefängnis, Vatter."

Der Bauer nickte. Das wußte er ohnehin. Zerstreut zum Fenster hinaussehend, zog er an seinen Fingern, daß sie in den Gelenken knackten. „Sonst was vor'kommen?"

„Nichts," antwortete das Mädchen. Das gedrückte Wesen des Vaters fiel ihr auf, auch hatte sie gehört, daß ihm der Briefträger etwas übergeben habe. Aber sie

wagte die Frage, die sich ihr auf die Lippen drängte, nicht auszusprechen und erkundigte sich bloß: „Soll ich was zum Essen besorgen, Vatter? Oder haben S' scho' 'gessen?"

„'gessen hab' ich nit," antwortete Rieder mißmutig, „aber ich brauch' nix."

Er nahm wieder seinen Hut und ging. Den verängstigten blauen Augen Rosels vermochte er nicht standzuhalten. Wie sich diese Augen mit Thränen füllen, wie entsetzt sie erst blicken würden, wenn das arme Kind erfuhr, daß es verkauft worden war von dem eigenen Vater!

„Verdammt!" knirschte der Bauer, während er seinen am Strome gelegenen Wiesen zuschritt, um den Schaden zu besehen; „daß ich mich so hab' jagen lassen. Mit der Hypothek allein wär' ich schon noch fertig 'worden — aber jetzt, der Wechsel auch noch dazu . . . jetzt jagt er mich aus mein'm eigenen Haus, der alte Gauner, wenn ich ihm nit sein' Willen thu' . . ."

Daß er ausgegangen war, um seine Wiesen zu besehen, hatte er längst vergessen. Ziellos schritt er dahin und kam auch an der baufälligen Hütte des Türkenveit vorbei, aus deren Thür ihm das Eulengesicht des Inwohners boshaft nachgrinste. Er achtete gar nicht darauf. Er zerbrach sich den Kopf, was er anfangen solle in dieser fürchterlichen Lage.

Endlich kam er zu dem Ergebnis, Rosel müsse sich fügen. Was der alte Fuchs heute über die Liebe und den Wohlstand gesagt hatte, war am Ende gar nicht so ohne. Der junge Fuchs, der Martin, ließ sich wohl auch noch zurechtbiegen. Eine kluge Frau vermag viel über den Mann, und eine kluge Frau würde die Rosel wohl werden, das wohl. Wenn man's recht betrachtete, war's eigentlich das Beste für das Mädel, wenn sie den Martin nahm. Daß der Mensch zu seinem Besten gezwungen werden muß, kommt öfter vor.

Als er ſein Herz ſo weit verhärtet hatte, kehrte er um. Er wollte ſchnurgerade nach Hauſe gehen und gleich reden mit ihr. Dann hatte er's überſtanden und ſie mehr Zeit, ſich mit der Sache abzufinden. Wenn man dem Hund die Ohren ſchon abſchneiden muß, dann nur einen raſchen, ſcharfen Schnitt thun, nicht erſt herumzittern.

Als er zu Hauſe ankam, war ihm freilich wieder nicht allzuwohl zu Mute. Aber eben darum, um aus dieſem unleidlichen Zuſtand ſo raſch als möglich herauszukommen, ging er ſofort ans Werk und ließ Roſel rufen.

Als ſie vor ihm ſtand und ihn aus den großen blauen Augen fragend anſah, zog er die Brieftaſche hervor und wühlte in den Geldſcheinen, die er aus Großſiegling mitgebracht hatte. Ein paar Hundertguldennoten reichte er Roſel.

„Das haſt. Damit ein Geld in der Hauskaſſe is, wenn wieder einer mit einer Rechnung kommt."

Das Mädchen ſtarrte auf die geſpickte Brieftaſche, als ob es ſeinen Augen nicht trauen könne. „Jeſus — Vatter, das viele Geld! Wo haben Sie's nur herkriegt, ſo g'ſchwind?"

„Vom Valentin Fuchs in Siegling drüben," antwortete Rieder. „Ich hab' doch vorſorgen müſſen; wenn der Ferdinand ſo weit is, daß man mit ihm reden kann, wird er ſein' Lohn wollen und das andere."

Roſels Geſicht hatte ſich verdüſtert, als ſie den Namen des Geldgebers hörte. Rieder ſah es wohl, aber er redete trotzdem weiter. Es drängte ihn eben, der Sache ein Ende zu machen.

„Uebrigens das hab' ich dir noch gar nit g'ſagt: heut hab' ich ein' Brief 'kriegt, daß ich die Ennsbergſche Hypothek in drei Monaten zurückzahlen muß. Dreißigtauſend Gulden."

Roſel fuhr zuſammen. „Herrgott! — Und das Geld wollen S' auch vom Fuchs nehmen, Vatter?"

„Von wem denn ſonſt?“ fragte der Bauer barſch. „Hat ſonſt doch keiner was, und die was haben, geben nix her.“

„Aber dann g'hört ja der halbe Hof dem Menſchen!“ klagte das Mädchen.

Rieder nickte. Dann ſagte er langſam, wobei er es beharrlich vermied, ſeinem Kinde ins Geſicht zu ſehen: „Mehr als der halbe Hof — der ganze. Wenn's dem Fuchs beliebt, kann er im September das ganze Anweſen verſteigern laſſen, und was dafür einkommt, langt noch nit einmal, die Schulden, die drauf ſind, zu zahlen. Dann ſind wir Bettelleut' und noch was Schlimmeres — Kridamacher ſind wir. Vielleicht muß ich gar ins Gefängnis, wie ein betrügeriſcher Kaufmann, der die Leut' um das Ihrige 'bracht hat.“

Nun war Roſel ſchneeweiß im Geſicht. Mit weit aufgeriſſenen, angſtvoll herumirrenden Augen ſah ſie dem Vater ins Geſicht, der ihrem Blicke beharrlich auswich.

„Das ... das is ja ſchrecklich!“ ſtotterte das gequälte Mädchen endlich mit ſtockender Stimme hervor. „Und ... und giebt's denn kein Mittel? Gar keins?“

„O ja,“ murmelte der Vater kaum hörbar und ſah dabei beharrlich zu Boden. „Ein Mittel giebt's ſchon. Aber nur eins.“

„Sagen Sie's, Vatter!! Sagen Sie's!“

„Du mußt — den Martn Fuchs heiraten.“

Eine Weile war es nun ſo lautlos ſtill zwiſchen den beiden, daß man den Holzwurm in der Zimmerwand picken hörte, wie mitten in der Nacht. Endlich hob Rieder, auf den dieſes Todesſchweigen drückte wie ein bleierner Mantel, ſcheu die Augen und ſah ſeine Tochter an.

Roſel ſtand wie eine Bildſäule da. Ihre Arme hingen ſchlaff herunter an dem eng anſchließenden, halb ſtädtiſchen Waſchkleidchen, das ſie trug. Ihr Geſicht war blaß und

Digitized by Google

ſtarr, wie von Stein gehauen, zwiſchen den hübſchen Brauen ſaß eine tiefe Falte.

Endlich brach ſie das Schweigen. Mit harter, metalliſch klingender Stimme fragte ſie: „Der Fuchs hat Ihnen das Geld wohl nur unter der Bedingung gegeben, Vatter?"

Mühſam antwortete der Bauer: „Das nit. — Aber ein Papier über das Doppelte hat er mich unterſchreiben laſſen. Und dann hat er mir g'ſagt, daß das präſentiert wird, in drei Monaten, zuſammen mit der fälligen Hypothek, wenn ihr zwei bis dahin nicht verheirat' ſeid."

Roſel nickte. Die Falte zwiſchen ihren Brauen war noch tiefer geworden. „So ſchnell ſoll das gehen!" ſagte ſie ſchneidend. „Und Sie haben zu dem Handel ja g'ſagt, Vatter? Wiſſen Sie nit, was für ein Menſch der Martin is? Daß er nit grad ſchön is, das macht nix. Man g'wöhnt ſich dran. Aber ein liederlicher, ſchlechter Kerl is er. Das wiſſen ja alle Leut'."

Rieder zuckte die Achſeln. Als er antwortete, grollte in ſeiner Stimme ſchon etwas wie Aerger darüber, daß der peinliche Auftritt ſo lange hingezogen wurde. „Mein Gott! — Junge Leut' woll'n ſi' halt austoben," ſagte er. „Uebrigens werden grad ſolche wilde Burſchen die beſten Ehemänner."

„Sie haben Ihnen das ja recht ſchön z'rechtg'legt, Vatter," antwortete Roſel leidenſchaftlich. „Wenn Sie no' eine Weil' ſo fortreden, ſo muß ich mich noch bedanken dafür, daß ich den — — den Martin Fuchs heiraten darf. Wenn ich aber ſchon ein' andern gern hätt', wie wär's dann, Vatter?"

Rieder ſah betroffen auf. Zögernd meinte er: „Wenn er Geld g'nug hätt', daß er mi' loseiſen und den Riederhof erhalten könnt — —"

„Vielleicht is's ein ganz Armer, der, den ich im Sinn hab'," unterbrach ihn Roſel.

Da ging mit Franz Rieder eine eigentümliche Veränderung vor. Alles Scheue und Schuldbewußte wich aus seiner Miene und seiner Haltung. Seine Stirnadern schwollen, sein Gesicht rötete sich, die Augen schossen Blitze. Wütend polterte er los: „Was? An ein' Bettelbuben willst dich hängen? Jetzt, wo die ganze Hoffnung von dein' alten Vatern auf dich g'setzt ist? Hab' ich dich dazu auf'zogen? Aber ich will dir was sagen: zwingen kann ich di' nit — du bist im stand und brennst mit dein' Stromer durch. Aber daß du's weißt: an dem Tag', wo sie mir's Haus über'm Kopf weg verkaufen, und ich obendrein noch als ein Schwindler vor die Leut' steh', der Schulden macht, die er nit zahlen kann, an dem Tag' brenn' ich mir eine Kugel ins Hirn. Wenn du dann neben meiner blutigen Leich' mit dein' Kerl Hochzeit machen willst, kannst es thun. Z'samm'passen thut ihr ja hernach: du hast nix, er hat nix. — Aber hüt' di', Dirn', daß ich nit früher erfahr', wer's is! Die Knochen im Leib brech' ich ihm . . ."

Da warf er einen Blick in Rosels Gesicht und verstummte. Aus diesen vor einer Viertelstunde noch so weichen Zügen, die jetzt so spitz geworden waren, sah ihm so viel bitteres Herzeleid und so viel ätzende Verachtung entgegen, daß die Kolophoniumblitze seiner künstlich entflammten Wut plötzlich versagten.

Weinerlich stotterte er: „Aber na, na, na, . . . gelt, mei' Roserl, so was thust mir nit an? — Bist ja immer mein gut's Kind g'wesen. Nur schrecken hast mi' wollen da zuvor, gelt? Weil ich dich halt hätt' fragen sollen, bevor ich so was ausg'macht hab'. — Ich hätt's ja auch 'than, Roserl, das kannst mir glauben. Aber es is halt alles so auf einmal über mich 'kommen, heut. — Erst die G'schicht mit dem Ferdinand, dann die Hypothek . . . wie vor'n Kopf g'schlagen bin ich dir g'wesen. Und das

hat sich der verdächtige Gauner, der alte Fuchs, halt zu nutzen g'macht und hat mir die Schlinge über'n Kopf g'worfen. — Geh, sag doch was, Roserl! Sag, daß d' mi' nur schrecken hast wollen. Du hast kein' Schatz, gelt, nein? — Und wann d' ein' hast — ich will gar nit wissen, wer's is, dann giebst ihm den Laufpaß und nimmst den Martin, gelt, mein lieb's Dirndel? Du wirst ja nit wollen, daß so viel Elend und Schand' über dein' alten Vatern kommt. Sie thät' ja auch über dich kommen, die Schand' . . ."

Er versuchte Rosel an sich zu ziehen, seine Arme griffen aber in die leere Luft. Das Mädchen war, sowie es die Absicht des Vaters merkte, hinter den Tisch geflüchtet, der inmitten des Zimmers stand.

„Wann kommt mein Herr Bräutigam?" fragte sie, ohne den Vater anzusehen.

Rieder schluckte. „Am . . . am Sonntag . . . haben s' g'meint . . ."

„Gut. Ich werd' ja sagen. Bis dahin aber reden wir nicht von der Sache."

Sie eilte aus dem Zimmer. Als die Thür hinter ihr ins Schloß gefallen war, zog Rieder sein Taschentuch und betupfte sich die feuchte Stirn. „Gott sei Dank!" seufzte er, „daß das vorbei is!" Und gerührt fügte er hinzu: „Sie dauert mich. Aber kann ich ihr denn helfen?"

Er schüttelte wehmütig den Kopf und zog dabei eine Zigarre hervor, der er die Spitze mit vieler Sorgfalt abschnitt, um das feine Deckblatt nicht zu beschädigen. Dann zündete er den Glimmstengel an und ging rauchend auf und ab.

„Ist doch gut, daß ich immer so stramm auf die Sachen losgeh'," dachte er selbstgefällig. „Jetzt bin ich's los, die z'widere G'schicht. Und die Rosel wird sich schon drein finden. Wird schon. Aber neugieren thät's mich

doch, ob ſ' wirkli' ein'n hat, d' Roſel, oder ob das nur ſo g'redt war von ihr?" —

Die Roſel hatte ſich in ihr Zimmerchen geflüchtet, ſich auf das Bett geworfen und ſich zunächſt einmal recht gründlich ausgeweint. Als der Krampf, der ſie geſchüttelt hatte, nachließ, erhob ſie ſich mühſam, zündete die Lampe an — es war inzwiſchen tiefe Dämmerung geworden — und ſchrieb einen Brief:

„Mein innig geliebter Karl!

Komm ſofort zu mir. Steige aber nicht im Ort ab, ſondern drüben in Gopfing. Wenn Du da ein Boot nimmſt — das iſt nicht auffallend, alle Fremden, die drüben wohnen, rudern — und nach der alten Waldkapelle, die man von drüben ſieht, zuhältſt, ſo kommſt Du etwas oberhalb der Hütte des Türkenveit an unſer Ufer. Auf der Straße, die an der Hütte vorbei in den Wald führt, werde ich Dich übermorgen abend neun Uhr erwarten. — Heute ſchreibe ich nur ſo viel, daß ſich meine ſchlimmſten Befürchtungen zu erfüllen ſcheinen. Mehr kann ich nicht ſchreiben, denn der Kopf ſchmerzt mich zum Zerſpringen. Entſchuldige darum auch die ſchlechte Schrift.

Es küßt Dich innig

Deine traurige Roſel."

Sie überlas den Brief und ſchob ihn dann in einen Umſchlag, den ſie ſonderbarerweiſe nicht an einen Herrn, ſondern an ein Fräulein Marianne Gruber in Linz an der Donau adreſſierte. Das war offenbar von dem „innig geliebten Karl" ſo eingerichtet worden, damit man auf die vielen an einen und denſelben Mann gerichteten Briefe von der Hand der Rieder-Roſel nicht aufmerkſam würde.

Als der Brief geſchloſſen war, weinte das Mädchen noch einmal ein bißchen. Dann blies es die Lampe aus und lief davon, um das Schreiben in den Poſtkaſten zu ſtecken.

Digitized by Google

Als ſie auf die Straße trat, umheulte ſie lautes Gelächter und Geſchrei. Die liebe Dorfjugend war wieder einmal hinter dem Türkenveit her. Der lief in ſeiner ſonderbaren Gangart dahin, ohne nach den Buben umzuſehen, die johlend hinter ihm drein tanzten. Nur manchmal ſchlug er mit ſeinem Handſtock, natürlich ohne jemand zu treffen, nach hinten. Die Bauern und Bäuerinnen, die rechts und links der Straße in ihren Hausthüren lehnten, lachten breitmäulig über das Schauſpiel.

Roſel aber ſchoß das helle Blut in die Wangen, und ſie trat der lärmenden Kinderſchar zornig entgegen: „Ihr nixnutzig's Volk! Fürchtet ihr euch nit der Sünd', ſo ein' alten Mann ausz'ſpotten?"

Die größeren Jungen wichen in tiefem Reſpekt vor der Großbauerntochter ſtumm zurück. Nur ein kleiner Hoſenmatz, der ſolche weltliche Rückſichtnahme noch nicht kannte und das S nicht ausſprechen konnte, plärrte in der hinterſten Reihe den Hetzruf weiter:

„Kſch ... kſch! Alter Luftſchauberer! — Kſch ... kſch ... kſch ... Heckſchenmaſchter!"

Da merkte der Knirps auf einmal, daß er allein weiterſchrie. Sofort ſchwieg er betreten, und einen Augenblick ſpäter flüchtete er heulend nach ſeinem Vaterhauſe.

Roſel war indeſſen neben dem Türkenveit weitergegangen, um ihn davor zu behüten, daß die Buben die Verfolgung wieder aufnahmen. Aber ihr graute ſchrecklich vor den wirren Reden, die er halb zu ihr, halb vor ſich hin meckerte und dazu immer wieder ſo ſchrecklich gröhlend und pfeifend lachte:

„Biſt do' ein guet's Mädel, mei' lieb's Annerl. — Nur ſchad', daß d' jetzt alles büßen mueßt, alles büßen. Und ſauber biſt wieder, Dirndel. — Vor achtz'g Jahr', weißt no', wie wir am Kir'tag 'tanzt haben miteinand', wir zwa? — Da hab' i freili' beſſer paßt zu dir wie

heut . . . beſſer paßt, ja. — Aber der ander' war dir do' lieber, der ander', den d' Fiſch g'freſſen hab'n dafür . . ."

Roſel fürchtete ſich ſo ſehr, daß ſie froh war, als ſie den meckernden und grinſenden Kobold abſchütteln konnte. Was er mit ſeinen tollen Reden etwa meinte, daran dachte ſie nicht einmal. Der Alte war eben ein Narr. Sie aber hatte andere Dinge im Kopfe.

3.

Die hilfreiche That Roſels oder Annerls, wie er ſie beharrlich nannte, hatte auf den Türkenveit tiefen Eindruck gemacht. Er haßte und fürchtete nichts ſo ſehr als die Straßenjungen, die ihn verhöhnten und äfften und ihn mit Schmutz und Steinen bewarfen. Und von denen hatte Roſel-Annerl ihn heute befreit.

Während er durch den immer dunkler herabſinkenden Abend ſeiner Hütte entgegenſtolperte, redete er immer aufgeregter in die Nacht hinaus.

„Do' ein gut's, lieb's Dirndel, d' Annerl. — Und jetzt ſoll ſ' mit'm Bettelſtecken wandern. — Wenn i ihr nur helfen kunnt! — Mit'm Pfarrer kunnt i vielleicht reden. — Aber na, mit'm Pfarrer nit. Der fangt mir wieder vom Beichten an. — Und beichten thu' i nit — i nit. — Erſt bei der letzten Oelung, wann er nimmer ſo viel fragen kann. — Denn vergeben will i's nit. Was kümmert's mi'? Hab' i's eingraben? — Na. — Hab' i's ausgraben? Aa nit. — Nur g'hüt' hab' i's ſo viele, viele Jahr'. Soll's unten liegen bleiben. Hab' i nix g'habt davon, ſoll koa anderer aa nix hab'n . . ."

Dieſe wunderlichen Sätze wiederholte er immer und immer, auch als er längſt in ſeiner Hütte ſtand, die blakende kleine Lampe angezündet und aus dem in Zeitungspapier gewickelten Pakete die Einkäufe hervorgeholt hatte, um derentwillen er heute ins Dorf geſchlichen war: eine

grobe Wurst, ein kleines schwarzes Brot, etwas billigen Käse. So gierig er sonst nach solchem Gange über die frische Nahrung herfiel, die er sich seit Wochen nur einmal holte, heute aß er kaum von all den lockenden Dingen, so arbeitete und wühlte es in ihm.

„. . . Helfen möcht' i ihr do', der Annerl."

Als er das zum zehntenmal vor sich hin murmelte, regte sich der Falke auf seiner Sitzstange. Er griff mit den Fängen nach rechts und nach links, blies die Federn auf, zwinkerte im Lampenlicht mit den Augen und gab ein paar knurrende und krächzende Töne von sich.

Den Türkenveit packte eine ungeheure Angst. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er nach dem Vogel. „Alle gueten Geister!" stammelte er. „Is's dir nit recht, Peterl? — Oder heißt du am End' gar nit Peter? — Sitzt 'leicht nit der Ritter vom Hoheneggstein in dir, sondern mein Wastel-Brueder? — Bist du der Wastel, ja? — Und dir is's nit recht, daß ich der Annerl helfen will? — Weil s' do' schuld war, daß du 'nunter hast müssen in d' Donau, zu die grauslichen Fisch', in deine jungen Jahr'? — Geh, geh, geh, geh, Wastel — sei guet! — I will's ja scho' nit thuen, wenn's dir nit recht is . . ."

Der Vogel hatte längst wieder den Kopf unter die Fittiche gesteckt und träumte, der Alte aber sah immer wieder furchtsam nach ihm hin. Als er mit seiner Mahlzeit, an die er sich endlich gemacht hatte, fertig war, streute er das Mäusefutter reichlicher als sonst aus; damit der Falke Peter, der möglicherweise auch Wastel heißen konnte, morgen ganz gewiß ein reichliches Frühstück habe, stellte er vier Topffallen statt der gewöhnlichen drei auf und legte sich dann schlafen.

Am anderen Morgen piepte und raschelte es richtig unter allen vier Töpfen. Sowie der alte Mann sich er-

hob, ſprang auch der Falke von ſeiner Stange und kauerte ſich auf den Boden, die Federn geſträubt, die glühenden Augen unverwandt auf ſeinen Herrn gerichtet.

Der lachte und meckerte vor Freude. „Biſt wieder gut, Waſtel? — Is brav von dir. — Sollſt dafür auch Mauſerl haben, zwei, drei, vier Mauſerln. Paß nur ſchön auf — glei' wer'n ſ' laufen!“

Er kauerte ſich nieder und ſchob behutſam den erſten Topf in die Mitte des Zimmers. Unter dem Gefäße piepte und pfiff es ganz erbärmlich dabei. Als der Alte den Topf aufhob, ſaß eine große Maus da, die im Lichte einen Augenblick wie hypnotiſiert ſitzen blieb, um dann blitzſchnell nach der nächſten ſchirmenden Ecke zu huſchen.

Der Falke aber war ſchneller als ſie. Auf den Fängen hüpfend, mit dem geſunden Fittich ſchlagend, ſtürzte er ihr nach und erhaſchte ſie gerade in dem Augenblicke, bevor ſie unter der wurmſtichigen alten Truhe im Fenſterwinkel verſchwand. Das Tierchen pfiff noch einmal durchdringend auf, dann knackte ſein feiſter Körper im Schnabel des Feindes. Der Falke kröpfte gierig und kehrte dann erwartungsvoll auf ſeinen Platz neben dem Alten zurück, um auf den zweiten Gang ſeiner Mahlzeit zu warten.

Der Vorgang wiederholte ſich bei jedem Topfe. Unter dem vierten ſchoſſen gar zwei Mäuſe hervor, vielleicht ein Liebespaar, das an dem leckeren Speckſtückchen, das als Lockſpeiſe diente, ſein Hochzeitsmahl hatte halten wollen. Der Vogel, der auf dieſe Ueberraſchung nicht gefaßt war, erwiſchte nur die eine der Mäuſe. Die andere entrann entſetzt piepſend ihrem Schickſal.

„O je,“ ſagte der Türkenveit bedauernd, „jetzt is die fort. — Haſt nit ordentlich auf'paßt, Waſtel. — Na, macht nix, wir kriegen's ſcho' wieder, 's Mauſerl.“

Er humpelte zur Thür und öffnete ſie. Der Vogel hüpfte hinaus. Der alte Mann ſchloß die Thür wieder

und humpelte dann an den Ofen, hinter dem er ein Fläſchchen Schnaps hervorholte. Das hielt er gegen das Licht, bezeichnete ſich mit dem Daumennagel die Stelle, bis zu der zu trinken er ſich erlaubte, und ließ dann, den Kopf zurückbiegend, genau die abgemeſſene Menge der belebenden Flüſſigkeit in ſeinen Hals rinnen. Darauf wurde die Flaſche mit großer Umſtändlichkeit wieder verſtopft und an ihren Ort hinter den Ofen zurückgeſtellt, und Veit ging hinaus, um ſich am Brunnen zu waſchen.

Darauf kam das Hauptereignis des Morgens. Mit vor Begier glänzenden Augen kramte der Alte aus der Tiſchlade eine kurze, faſt ſchwarze Pfeife und den Tabaksbeutel hervor. Der Kopf wurde ſorgſam gereinigt und dann mit dem Quantum Tabak gefüllt, das ſich der Türkenveit täglich geſtattete. Es war wenig mehr als eine halbe Pfeife voll.

Solange er rauchte, blieb er in der Stube. Draußen im Freien zu rauchen hätte er für Verſchwendung gehalten. Da nahm der Wind die Rauchwolken mit ſich fort. In der Stube blieben ſie um den Türkenveit herum in der Luft ſchweben, was den Genuß verlängerte.

Als das letzte Rauchwölkchen aus der raſſelnden Pfeife geſogen war, hatte die Morgenthätigkeit des Einſiedlers ihr Ende erreicht.

Er ging hinaus und ſetzte ſich auf die Bank neben ſeiner Thür in die Sonne. Da hockte er, im hellen Morgenlichte noch urälter ausſehend, als er ohnehin war, und blinzelte auf den blaugrauen, ſchier unüberſehbar breiten Strom hinaus, in dem die Wogen ſich dahinſchoben wie die Lebenstage des Türkenveit. Eine gleich der anderen, und immer wieder kam eine neue heran, endlos, endlos ... Dazwiſchen ſpähte er öfters einmal nach dem zerbröckelnden Gemäuer auf dem Hoheneggſtein, das ſich ſo ſcharf von dem hellen Himmel abzeichnete, und

lauſchte dann wieder auf die dunklen, wirr durcheinander raunenden und ſchwatzenden Stimmen in ſeinem Innern.

Gegen Mittag zu kam Roſel vorüber. Sie war vom Hauſe fortgelaufen, um ſich wenigſtens den Ort anzuſehen, an dem ſie ſich morgen mit ihrem Liebſten treffen wollte, vielleicht zum letztenmal für das ganze, lange Leben. Das Mädel ſah nicht nach dem Türkenveit, als es auf der anderen Seite der Straße an der Hütte vorüberkam. Ihr lag das Grauen noch in den Gliedern, das er ihr tags zuvor eingejagt hatte, und der Alte hielt den Kopf auf die Bruſt geſenkt und that, als bemerke er die Roſel nicht. Ihretwegen hatte er ſich ja geſtern die Ungnade ſeines Lebensgefährten zugezogen. Als ſie aber vorüber war, blinzelte er ihr doch nach, ſolange er ſie aus den Augenwinkeln, ohne das Haupt zu wenden, ſehen konnte.

„Die Annerl!“ ſeufzte er im ſtillen. „Wenn i ihr helfen könnt'! — Aber ſt! — I darf ja nit.“

Und er ſank tiefer in ſeine halbverrückten Grübeleien.

Die Sonne ſtieg und neigte ſich wieder, die Schatten wurden länger und länger, der Türkenveit ſaß auf ſeinem Platz, ohne ſich zu regen. Die Holzarbeiter zogen wieder vorbei, die Stummelpfeifen im Mundwinkel, auf den Schultern Axt und Säge. Heute grüßte den Alten vor ſeiner Hütte keiner, und der that, als ſähe er die Leute nicht. Dann folgte der Abend mit ſeinen Verrichtungen. Der Falke wurde mit Koſeworten herbeigelockt und in die Hütte gebracht, das Abendbrot aus der Tiſchlade geholt, Mäuſefutter ausgeſtreut, und endlich lag der Türkenveit wieder auf ſeinem Hundelager und träumte den nämlichen Traum, den er ſeit unzähligen Jahren jede Nacht träumte. Im Mondlicht glitzernde Wellen um einen Kahn her; in dem ſtand ein Burſch und ſtarrte entſetzt auf ein von unendlicher Angſt verzerrtes Menſchengeſicht, das vor ihm aus dem Waſſer emportauchte. Um den Kopf des

Ertrinkenden herum schwärzlich huschende Fischgestalten, große und kleine. Hie und da reckte sich ein schuppenglänzender Fischkopf empor, mit häßlichen starren Augen und schnappendem Maule.

Der Alte kreischte im Traum. Und langgezogen wimmernd folgte der Ruf: „O Annerl! Annerl!!“ —

Des anderen Morgens, als der Türkenveit eben wieder aus seiner Hütte gekrochen war und sich auf die Bank gesetzt hatte, fiel ihm ein junger Mann auf, der vom Walde her die Straße herabspazierte. Der Alte betrachtete ihn nach seiner Gewohnheit neugierig, solange er konnte, ohne daß der andere es gewahr wurde, und wandte den Kopf weg, als der Mensch herankam. Ein Fremder, wohl aus Gopfing drüben über der Donau. Da wohnen welche und die kommen manchmal herübergerudert, um sich die Ruine anzusehen.

Der junge Mann, der für einen Menschen, welcher zu seinem Vergnügen spazieren geht, ein gar trauriges Gesicht machte, ging aber nicht vorbei, sondern kam auf den Alten zu.

„Guten Morgen!“ sagte er mit einer Stimme, die auch nicht gerade lustig klang. „Wollen S' mich nicht da auf Ihrer Bank ein bissel rasten lassen?“

Der Türkenveit hob überrascht den Kopf. Ein solches Verlangen hatte lange niemand mehr an ihn gestellt. Als er sich den so sonderbaren Menschen, der neben dem gemiedenen Türkenveit sitzen wollte, aber genau ansah, durchfuhr es ihn so sonderbar, daß er zusammenzuckte. „Ja, was wär' denn dös?“ murmelte er, während er nach dem äußersten Ende der Bank rutschte, um dem jungen Herrn Platz zu machen. „Was wär' denn dös?“

Der Fremde ließ sich nieder und sah eine Weile schweigend auf das Wasser hinaus. Der Alte regte sich auch nicht; aber er ließ seinen Nachbar keinen Moment aus

den Augen. Scharfsichtig trotz seiner hundert Jahre, sah er es den Augen des Herrn an, daß sie geweint hatten; aber das merkte er nur so nebenbei. Was ging's ihn an, ob solcher junge Laffe heulte oder lachte. Aber dieses Gesicht, woher kannte er nur dieses Gesicht, das ihn so vertraut anmutete, und das er doch nie gesehen hatte, nie gesehen haben konnte, denn der Fremde zählte kaum dreißig Jahre? In der Gegend war er nie gewesen, der Türkenveit aber wohnte seit sechzig Jahren hier in der Hütte.

„Dös G'sicht!" murmelte der Alte und wühlte in seinem versteinerten Gedächtnis, um eine tiefbegrabene Erinnerung, die jetzt auf einmal aus ihrem Grabe wollte, heraufzuholen.

Da begann der Fremde: „Sie sind wohl der hundertjährige Mann, der in der Gegend der Türkenveit genannt wird?"

Jetzt meinte der Alte auch die Stimme des Fremden schon gehört zu haben. Aber wo? Wo? Er riß die Augen weit auf und bohrte sie förmlich in das Gesicht des Fremden. Seine braunen, dürren Hände zitterten dabei, sein Atem keuchte.

„Wohl, wohl," stieß der Alte hervor. „Der bin i scho'. Aber den Türkenveit heißen s' mi' nur so. Eigentlich heiß' i Veit Schallngruber."

Aengstlich forschte er in den Zügen des jungen Mannes, ob dem der Name wohl irgendwie auffallen würde.

Der Fremde verzog aber keine Miene in seinem traurigen Gesicht. „So?" sagte er. „Ich heiß' Mader, Karl Mader."

Mader! Auch dieser Name schlug so sonderbar bekannten Klanges an das Ohr des Alten. Mader... auf einmal leuchtete es in dem Dunkel seines ringenden Gedächtnisses auf wie ein Blitz. Jetzt wußte er, woher er den Namen kannte. Und das Gesicht und die Stimme

— Geſicht und Stimme und Geſtalt ... in allem war der Fremde der ganze Waſtel Schallngruber, als wäre er dem Grabe entſtiegen, dem nahen Grabe in der Donau. Und der Name! Hieß nicht jene Frau in Wien ſo, die ...?

Die Aufregung war zu viel für den alten Mann. Er lehnte ſich aufſtöhnend an die Wand hinter ihm und wäre von der Bank gefallen, hätte ihn nicht der Fremde, endlich auf das ſonderbare Gehaben des Greiſes aufmerkſam geworden, feſtgehalten.

Die Anwandlung währte aber nur ein paar Minuten. Dann richtete ſich der alte Mann wieder auf und ſagte mit ſchwacher Stimme: „Warten ... da warten! — Nit glauben, daß i verrückt worden bin! — Biſt ja mein Bub'. — Aber nein, mein Bub' hat ja Waſtel g'heißen. — Wie is denn nachher das? — Mein Enkerl biſt. Ja, freilich. Mein Enkerl. — Is ja ſcho' ſo lang her ſeitdem ... ſo lang ... Wart, Büberl, wart! — I muß mir was holen ...“

Er ſtand mühſam auf und wackelte zitternd und mit ſich ſelbſt redend in die Hütte.

Der junge Mann ſaß da und ſtarrte dem ſonderbaren Alten nach wie im Traum. Hatte der nicht geſagt, er wäre ſein Enkel? Bah, davon hätte er doch auch etwas wiſſen müſſen. Der Alte war wohl verrückt. Hundert Jahre ... das iſt ein ſo tiefer Zug aus dem Becher der Zeit, daß die Sinne davon wirbelig werden müſſen. ...

Da pochte es hinter ihm an die Fenſterſcheibe. Er wandte ſich um und ſah hinter dem erblindeten Glaſe undeutlich das Eulengeſicht des Alten und ſein weißes Haar. Er ſchien ihm zu winken, doch hereinzukommen.

Als Karl Mader in das Zimmer trat, prallte er vor dem Geruch, der ihm entgegenſtrömte, entſetzt zurück. Der Türkenveit aber faßte ihn mit beiden Händen am Arm und zog ihn an den Tiſch.

„Da . . .“ krächzte er mit erlöschender Stimme, „da . . . leſen thu' . . . i kann nimmer . . . mir ſchwimmt alles vor die Augen . . .“

Jetzt gewahrte der junge Mann erſt ein Stück Papier, das auf dem ſchmutzigen Tiſche lag. Auf wankenden Beinen — die Aufregung des Alten hatte ſich nun auch ihm mitgeteilt — trat er hin und beugte ſich darüber.

Es war ein alter Trauſchein. In den hakigen Schriftzügen unſerer Urgroßväter beſcheinigte er, daß der Junggeſelle Veit Schallngruber aus Gopfing in Niederöſterreich am 15. Juli 1823 mit der Jungfrau Barbara Mader aus Linz in Oeſterreich ob der Enns in der Pfarrkirche zur heiligen Brigitta in Wien die heilige Ehe geſchloſſen habe.

„Glaubſt es jetzt, Büberl?“ kreiſchte der Türkenveit. „Mein Enkerl biſt! — Mein Enkerl! — Und ausſchau'n thuſt wie der Waſtel,“ fügte er ſchaudernd hinzu.

Mader mußte ſich an dem Tiſche feſthalten, um nicht zuſammenzubrechen vor Aufregung und von der Uebelkeit, die ihm die Stickluft des Zimmers verurſachte. Dieſer unheimliche, häßliche, uralte Zwerg, der in der Höhle da hauſte, ſollte ſein Großvater ſein? — Aber es ſtimmte. Seine Großmutter hatte Barbara geheißen, Barbara Mader, nach ihren Eltern, und in der Familie gingen allerlei Gerüchte über den Grund, aus dem ſie, die in Wien geheiratet, ſich von ihrem Manne getrennt und ihren Mädchennamen wieder angenommen hatte. Und ſein Vater hieß Sebaſtian.

Der junge Mann wurde aus ſeiner Starrheit durch die Stimme des Türkenveit geweckt. Der hatte die Hand ſeines Enkels ergriffen und hielt ſie zärtlich zwiſchen ſeinen Fingern, die ſich anfühlten wie hartes, mit rauhem, trockenem Leder bezogenes Holz.

„Mein Enkerl!“ ſtammelte er dabei. „Mein Enkerl! — Sag, lebt denn dein Vater noch, der Waſtel?“

Digitized by Google

„Der is vor zwei Jahren g'ſtorben," antwortete der junge Mann leiſe.

Der Türkenveit nickte. „G'ſtorben! — Ja natürli', ſie ſterben ja alle weg, alle. — Nur i muß immer fortleben, wie der ewige Jud'. Wegen meiner Sünd'. Wegen meiner großen Sünd'."

Er murmelte irgend etwas Unverſtändliches, während er immerfort die Hand Maders ſtreichelte, ſcheu und behutſam, als fürchte er, ſie könne ihm plötzlich unter den Fingern entſchwinden, und alles wäre nur geträumt.

Und unter dieſer ſcheuen, demütigen Liebkoſung begann ſich in das Grauen, das den Enkel erfüllte, etwas wie eine ſonderbare Neigung zu dem uralten Männchen zu miſchen. Mader erwiderte den Händedruck des Alten und wunderte ſich dabei über ſich ſelber. „Die Stimme des Blutes," dachte er erſchüttert.

Da begann der Alte wieder lauter zu reden. „Alſo mein Enkerl biſt d'. — Jetzt müßten wir uns eine Menge erzählen. — Aber mir is gar nit gut. — So ſchwach. — Nur eins ſag' mir noch: wie kommſt jetzt auf einmal daher? — Gelt, die Rieder-Roſel is dei' Schatz?"

Mader blickte erſtaunt auf. „Ja. — Aber woher wiſſen S' — weißt du das, Großvater? Hat's dir die Roſel erzählt?"

Der Alte ſchüttelte den Kopf. „Nix hat ſ' mir erzählt. — Aber wenn eins ſo alt wird, bald hundert Jahr', dann weiß er allerhand, was ihm niemand ſagt. — Alſo die Rieder-Roſel — ihretwegen biſt du daher 'kommen. — Ja, ja, ſo hat's kommen müſſen, grad ſo . . ."

Er verfiel wieder in ſein Murmeln. Dann ſagte er: „Geh jetzt, geh. — Aber erſt hilf mir zu mein' Bett dort in der Eck'. — Ein ſchön's Bett, was? — Grauſt dir nit vor dein' Großvater?"

„Aber Großvater!" ſagte der in ziemlicher Verlegen-

heit, während er den Alten, der umzusinken drohte, mit beiden Armen stützte.

„So, so! — Ich dank' dir auch schön. — Und jetzt geh nur, geh. — Ich muß mi' erst ausrasten und ein bissel Ordnung machen in mein' armen Kopf. — Du, da drin is eine schöne Unordnung eing'rissen in die langen, langen Jahr. — Das muß i alles ein bissel z'recht rucken. — Und nachdenken, ob i dir nit was helfen kann . . . dir und der Rosel, die der Annerl grad so gleich schaut wie du dem Wastel. — Das verstehst du nit, gelt? Ich werd' dir's schon erzählen, dir und der Rosel. Wenn's sein kann, so kommt her heut auf d' Nacht, alle zwei. — Derweil werd' ich mich ausg'rast' haben . . . ausg'rast'."

Er verfiel in Schlummer. Karl Mader stand eine ganze Weile an seinem Bette und sah mit einem Herzen, in dem sich Grauen, Zuneigung und ein unendliches Erstaunen durcheinander drängten, auf den schlafenden Alten. Und je mehr er hinsah auf das uralte Gesicht, desto stärker wurde ein eigentümliches, unbegreifliches Gefühl in ihm. Eine wahnsinnige, durch nichts begründete, aber auch durch keine Ueberlegung zu verdrängende Hoffnung, daß nun alles gut werden müßte, kam über ihn. War da nicht ein Wunder geschehen? An dem Orte, an den er mit Verzweiflung im Herzen gekommen war, von einem verzweifelten Briefe seiner Geliebten gerufen, an diesem Orte hatte er einen uralten Vorfahren gefunden, von dem er nie gewußt hatte, der nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge gar nicht mehr am Leben sein konnte. War das nicht ein Wunder? Solange aber Wunder geschehen, war kein Grund zum Verzweifeln.

Endlich riß er sich los und verließ die Hütte. Leise klinkte er die Thür auf und zog sie hinter sich wieder zu, um den Schlaf des Alten nicht zu stören. Als er draußen im hellen, klaren Sonnenscheine stand, fiel die

Digitized by Google

Märchenstimmung freilich zum größten Teile wieder von seinem Herzen ab. Er sagte sich seufzend, daß trotz des wunderlichen Ereignisses der letzten Stunden seine Lage genau so übel sei wie früher. Aber es war eigentlich nur sein Kopf, der sich das sagte. Das Herz wollte nichts davon hören und behielt jenes unerklärliche Sicherheitsgefühl, das er sich in der schmutzigen, baufälligen Hütte da hinten geholt hatte.

Und aus diesem Sicherheitsgefühl kam eine gewisse Keckheit. Mader wagte sich in das Dorf Eggstein hinein, das er nach Rosels Wunsch doch meiden sollte, und hätte das Mädchen vor aller Welt begrüßt, wenn er es zufällig auf der Straße getroffen hätte. Er erwog sogar, ob er die Geliebte nicht auf gut Glück in ihrem Vaterhause aufsuchen solle.

Das ließ er aber am Ende doch sein und ging dafür in das Dorfwirtshaus. Die Wirtin war eine redselige Frau. Als der fremde Gast sich durch die Bestellung eines feinen Mittagessens, Brathuhn mit Salat und alten Gumpoldskirchener als Getränk, als ein Mann erwiesen hatte, der es verlangen durfte, daß man ihn ehre, setzte sie sich zu ihm und begann zu schwatzen. Mader brachte das Gespräch vorsichtig auf den Niederhof, und vor dem ortsfremden Ausflügler ließ die rundliche, behäbige Frau ihrer Zunge freien Lauf.

Ja, der Niederhof. Ein feines Anwesen, schon mehr Rittergut wie Bauernhof. Aber die Leute drauf, die richteten es zu Grund. Der Heutige hatte vielleicht am wenigsten schuld, obwohl er auch kein guter Wirt war. Ein Kartenspieler und Stadtfahrer war er, der gar zu gerne in Wien drin den großen Herrn spielte. Das könnte er sich ja erlauben, wenn sein Vater ein besserer Haushälter gewesen wäre. Der hatte es aber erst getrieben! Ueberhaupt die Nieder, die vor zwei Menschen-

altern auf den Hof gekommen waren — es war nichts los mit ihnen. Der Hof hatte früher Himmelbauernhof geheißen; die Himmelbauern, das waren andere Leute, ja, die wohl. Aber da hatte der letzte keinen Sohn gehabt, nur eine Tochter, und die war auf einmal an den Großknecht im Hause verheiratet worden. Böse Geschichten seien damals erzählt worden über diese Heirat. Und seitdem seien die Geschichten, die vom Niederhofe handelten, nicht zur Ruhe gekommen. Der Großvater des jetzigen Bauern, eben der frühere Knecht, sei freilich ein braver Mann gewesen. Aber der Sohn! Ein Raufer, ein Säufer und Spieler, wie's bald keinen mehr gegeben habe. Und der jetzige so jähzornig. Vorgestern hatte er erst den Großknecht, der seinen rückständigen Lohn haben wollte, fast erschlagen. Das kostet ihn wieder ein schönes Geld. Dabei stecke er ohnehin schon in Wuchererhänden und bräche fast zusammen unter der Schuldenlast. . . .

Mader wurde bei diesem Redeschwall übel genug zu Mut. Um endlich etwas Erfreulicheres zu hören, fragte er: „Na, und die Kinder? Er wird doch welche haben, der Großbauer?"

„Die Rosel meinen S'?" fragte die Wirtin eifrig. „Ja, die is ein sauberes, lieb's Dirndel. Aber, aber," sie zog die runden Schultern hoch, „eine Riederin is die halt auch, wer weiß, was die noch anstellt! Und dazu hat s' der Alte in der Stadt erziehen lassen. Stellen S' Ihnen nur vor, lieber Herr: eine Bauerntochter, die ein Klavier hat und in die Büchle liest wie ein Komtesserl! Und erzählen thut man sich von ihr auch was."

Sie sah sich vorsichtig um, ob niemand da sei, der sie hören könne. Die Wirtsstube war leer; nur die Fliegen summten an den Fenstern. Trotzdem dämpfte die Wirtin ihre Stimme zum Flüsterton herab, als sie fortfuhr:

„Wissen S', die Leut' sagen, sie hätt' in der Stadt

eine heimliche Liebschaft ang'fangt, mit der sie sich vor ihrem Vater nit hervortraut, ein' Studenten oder so ein', der nix is und nix hat. In Linz muß er jetzt leben, denn der Postmeister find' alle Augenblick ein' Brief mit der Rosel ihrer Handschrift; der is an ein Fräulein in Linz adressiert. Na, ob das „Fräulein" nit ein' recht feschen Schnurrbart hat? — Und sehr oft kommen auch Briefe aus Linz an die Rosel. Die Adress' is freilich von einer Weiberhand, aber mein Gott, eine Adress' schreibt bald wer . . ."

Mader erschrak nicht wenig, als er sah, daß Rosels so sorgfältig gehütetes Geheimnis in aller Leute Mund war. Und wie richtig der Dorfklatsch kombinierte! Es fehlte nur, daß die Leute herausgebracht hätten, der Schatz der Rieder-Rosel sei Steueramtsassistent in Linz mit sechshundert Gulden Jahresgehalt und heiße Karl Mader, und das Fräulein, an das Rosel ihre Briefe adressierte, sei fünfzig Jahre alt und die Quartierfrau des Karl Mader, der braunes Haar und braunen Schnurrbart habe, blaue Augen und auf der linken Wange einen Schlägerschmiß. Es war einfach unheimlich.

Dagegen war er mit allem anderen, was er gehört hatte, wohl zufrieden. Nach dem Briefe Rosels hatte er gefürchtet, von Heiratsplänen zu hören, die Rieder für seine Tochter schmiede. Da die Wirtin davon nichts gesagt hatte, so war gewiß nichts derartiges im Werke. Der Schreckensbrief war also wahrscheinlich durch irgend ein neues finanzielles Unglück veranlaßt. Der Bauer stand vielleicht knapp vor dem Konkurs, und das verängstigte Mädchen wollte den Geliebten in übergroßem Zartgefühl verabschieden, um ihm nicht als gänzlich mittellose Frau den Kampf um das Dasein gar zu schwer zu machen. Den Unsinn aber wollte er ihr schon austreiben. Wozu verliebte man sich denn ineinander, als um selbander allerlei

Unangenehmes zu tragen? Heute noch trotzte er ihr die Erlaubnis ab, daß er endlich einmal mit ihrem Vater reden dürfe, und dann wurde geheiratet. Und wenn sie nichts mitbekam, als was sie anhatte. Sie wollten schon auskommen. Er verdiente ja nebenbei durch Privatunterricht, den er erteilte. Und vorrücken mußte er doch auch. Und dann hatte er jetzt ja einen Großvater. Der Alte hatte in seinem langen Leben vielleicht die Goldmacherkunst oder so etwas Einträgliches erfunden. Wenn er aber auch nichts hatte, so hatte er doch eines: das Recht, Urgroßvater zu werden, und zwar möglichst bald. Wenn einer hundert Jahre alt ist, ist es die höchste Zeit, ihm diese Patriarchenwürde zu verleihen.

Mit solchen scherzhaften Gedanken verscheuchte sich Karl Mader die Sorgen, die sich immer wieder meldeten; dann kam das Mittagbrot. Der junge Mann vertilgte das Brathuhn bis auf die Knochen und trank mit großem Behagen den trefflichen Wein. Als er vom Tische aufstand, war er so zufrieden und vergnügt, als hätte er das große Los gewonnen. Er freute sich so auf den Abend, an dem er sein armes, verängstigtes Liebchen in die Arme nehmen und ihm die Sorgen wegscherzen und wegküssen wollte.

Den Nachmittag beschloß er zu einem Ausflug auf den Hoheneggstein zu verwenden, der so lockend in das Fenster der Wirtsstube, an dem Mader gespeist hatte, hereingrüßte. Er verlangte von der Wirtin seine Rechnung und brach dann auf.

Als er auf seinem Wege an der Hütte des Türkenveit vorüberkam, stand die Bank neben der Thür leer. Der alte Mann schlief wohl noch. Mader unterließ es, nachzusehen, wobei er ihn doch nur gestört hätte, und ging weiter.

Er wanderte in dem herrlichen Buchenwalde bergwärts

Digitized by Google

nach der Ruine und war entzückt, als er oben angelangt war. Solche bröckelnde Mauerntrümmer waren ihm von jeher ans Herz gewachsen, und ein malerischeres Gewirr von eingestürzten Gewölben, geborstenen Pfeilern und rauchgeschwärzten Zinnen hatte er kaum je gesehen. Und gar erst der Turm! Der stand noch fest und trotzig, und auf seiner Innenseite waren sogar noch genügende Ueberreste der früheren Treppe, daß sich's ein guter Turner ganz wohl zutrauen konnte, hinaufzuklettern.

Karl Mader war ein guter Turner und stand bald oben auf der Zinne der Mauer, zu der sein Großvater so viele tausend Mal emporgeblickt hatte. Er sah weit über die majestätische, silbern blinkende Donau hinüber, auf der ein Dampfer scheinbar regungslos lag, aus dieser Ferne anzusehen wie ein Kinderspielzeug. Er sah in der Ferne die blauenden Höhen des Wiener Waldes, hinter denen die Stadt lag, die schöne, große, uralte und ewig junge Stadt, neben tausend anderen Dingen vor allem dadurch historisch bedeutend, daß dort vor zwei Jahren ein gewisser Herr Karl Mader ein Fräulein Rosel Rieder kennen gelernt hatte. In die Falten des grünen Hügellandes, das sich bis an jene Höhen hinzog, schmiegten sich hundert Dörfer mit lustig blinkenden Fensterscheiben. . . .

Sinnentrunken von diesem wunderschönen Nachmittage stand, als es Abend geworden war und die verabredete Stunde heranrückte, der junge Mann auf der Waldstraße, etwas oberhalb der Hütte des Türkenveit, und spähte einer Gestalt entgegen, die diese Straße vom Dorfe her heraufkam. Sein Herz klopfte. War sie's wirklich oder war es irgend ein Bauernweib, vor dem er sich besser nicht sehen ließ, wenn er in einem Dorfe, das so scharfe Zungen hatte wie die der Frau Wirtin heute, den Ruf der Geliebten nicht gefährden wollte? Dann hatte er sie er-

kannt, ſtürmte ihr in langen Sätzen entgegen und riß ſie an ſeine Bruſt.

„Roſel!“

„Karl!“

Die beiden hielten ſich in den Armen und küßten ſich immer wieder in überquellender Seligkeit. Dann machte ſich das Mädchen ſanft aus den Armen des Geliebten los und faßte ſeine Hand.

„Komm!“

Die hundert Schritte bis zum Walde gingen die beiden wortlos nebeneinander her. Der Freudenſturm in ihnen raubte ihnen den zum Sprechen nötigen Atem. Als ſie aber im Schatten der Bäume angekommen waren, warf ſich Roſel an die Bruſt Karls.

„Küſſe mich, Karl!“ rief ſie ausbrechend. „Heute darfſt du's noch. — Heut zum letztenmal!“

Er faßte ſie liebkoſend am Kinn und bemühte ſich, ihr ins Geſicht zu ſehen. „Du kindiſches Mädel! — Zum letztenmal? Warum denn?“

„Weil ... weil mein Vatter mich verkauft hat,“ ſchluchzte ſie.

Da fiel die ganze Zentnerlaſt der Angſt und des Schreckens, der aus ihrer Stimme bebte, auch auf das eben noch ſo fröhliche Herz des jungen Mannes. Verſtört fragte er: „Verkauft?“

„Jawohl, verkauft,“ wiederholte das Mädchen düſter. „An den Wucherer, der ihn leider Gott's in den Klauen hat.“

Mit fliegenden Worten erzählte ſie die Geſchichte. Karl hörte ſtumm zu. Als ſie aber fertig war, brach er zornig los:

„Das giebt's nicht! Das iſt ja der reine Menſchenhandel! — Und du willſt dich fügen, Roſel? Was fällt dir ein? Willſt du dich neben einem ſolchen Kerl zeitlebens elend machen?“

Digitized by Google

„Ich muß," fiel es trostlos von Rosels Lippen.

„Gar nichts mußt du!" fuhr Karl auf. „Mir dein Wort halten höchstens, das ich dir nicht zurückgeb', hörst du, Rosel? Ich denk' nicht dran. Was liegt an dem Hof? Laß ihn verkauft werden, soll der Herr Fuchs drin sitzen — aber allein . . ."

„Es geht nicht um den Hof," sagte Rosel gedrückt. „Der Vatter steht so, daß er, wenn er jetzt verkaufen muß, nicht bloß ein Bettelmann is, sondern ein Betrüger, der wegen leichtsinniger Krida ins Gefängnis wandert."

Da fuhr Mader doch entsetzt zurück. „Rosel! Das ist ja nicht möglich!"

„Siehst du?" sagte Rosel traurig. „Möglich ist's schon. Kannst du mich dann heiraten? Du, ein Beamter, die Tochter eines —" sie verschluckte das Wort. „Wegen meiner Armut hätt' ich dich nie freigegeben, das hätt' dich ja beleidigt . . . aber ein unehrliches Mädel darfst du ja gar nit heiraten. Und wer weiß, was aus dem Vatter noch wird, wann's erst so weit 'kommen is mit ihm. Heut schon is er beinah' ein Mörder. Vorgestern hätt' er unsern Ferdinand, weil er frech g'wesen is mit ihm wegen Geldg'schichten, um ein Haar totg'schlagen. Er is so jähzornig. Wenn er aus'm Gefängnis herauskäm' und ihn einer Zuchthäusler heißen thät' . . ."

Sie brach aufschluchzend ab. Dann warf sie sich wieder in die Arme des Geliebten, der wie betäubt von dem Schlage neben ihr stand.

„Küsse mich doch! Heut noch, Karl, heut noch. Dann is ja alles, alles aus!"

Die beiden armen Menschen herzten und küßten sich unter Thränen in wilder Leidenschaft. Es war ja ein Abschied für das Leben, die Henkersmahlzeit ihres Glücks. Und als sie sich nicht mehr küssen konnten, weil ihr Atem keuchend flog, schlangen sie die Arme ineinander

und gingen im Mondenſcheine durch den Wald, jedes ſeinen Gedanken nachhängend. Was ſollten ſie ſich auch ſagen?

Nur einmal, als etwas im Buſche knackte, ſagte Roſel: „Horch! Ein Reh!“

„Kann's nicht ein Menſch ſein?“ fragte der junge Mann. „Es iſt nicht recht von mir, daß ich dich der Gefahr ausſetze, mit mir geſehen zu werden . . .“

„Die is mir egal,“ ſagte das Mädchen herb. „Jetzt mögen die Leut' ſchwätzen, was ſie woll'n.“

Da blitzte es ſilbern zwiſchen den Stämmen auf. Sie waren an das Ufer des Stromes geraten und traten nun aus dem Walde hervor.

Schulter an Schulter gelehnt, ſtanden ſie und ſahen hinaus auf den ſilbernen, raſtlos rinnenden Waſſerſpiegel.

„Da hinunter wär' vielleicht das Beſte!“ murmelte Roſel wie im Traume.

Mader drückte ſie an ſich, ohne zu antworten. Die Hoffnung war in ihm wieder lebendig geworden, die thörichte, grundloſe Hoffnung, daß das Wunder, das ihn den alten, alten Mann gerade heute hatte finden laſſen, nicht ohne Bedeutung, nicht ohne Folgen ſein könne; daß von ihm ein Ausweg aus dieſer verzweifelten Lage kommen müſſe. Und hatte der Alte nicht geſagt, er wolle nachdenken, wie er ihnen helfen könne?

Von ſeiner Hoffnung ſagte er nichts. Deren ſchämte er ſich wie eines Aberglaubens. Aber die ſonderbare Geſchichte erzählte er ihr, wie er, getrieben von quälender Unruhe, ſchon heute früh in Gopfing angekommen und über die Donau geſetzt ſei; wie er den Türkenveit getroffen und ihn angeſprochen habe, um vielleicht etwas über Roſel zu hören, und wie ſich der Alte dann plötzlich als ſein Großvater ausgewieſen habe.

Roſel hatte während der Erzählung Karls immerfort

auf die ziehenden Wasser hinausgeblickt, so daß der junge Mann nicht recht wußte, ob sie ihn überhaupt gehört habe.

Erst eine ganze Weile, nachdem Karl geendet hatte, sagte sie: „Eine seltsame Geschichte — wie ein Märchen oder ein Roman. Daß hinter dem alten Türkenveit irgend ein Geheimnis steckt, weiß man übrigens bei uns. Du hast ihm versprechen müssen, daß wir heut abend hinkommen? — Geh'n wir halt hin."

„Wird's dir nicht zu spät?" fragte Mader zweifelnd.

Sie zuckte die Schultern. „Daß mir an übler Nachrede nichts liegt, hab' ich dir schon g'sagt. Und vor dem Vatter fürcht' ich mich nicht, der is froh, wenn ich am Sonntag ja sag'."

So gingen sie eng umschlungen den Weg, den sie gekommen waren, wieder zurück. Manchmal blieben sie stehen und fielen sich in die Arme, dann gingen sie wieder weiter, mit tiefen Zügen die Schönheit der hellen Nacht einatmend. Rosel genoß sie mit der heißen, düsteren Begier, mit der man ein letztes Glück in sich hineintrinkt, für Karl war sie ein Unterpfand, daß sich noch alles zum Guten wenden müsse. Die Welt war zu schön, als daß man in ihr hätte verzweifeln dürfen.

So kamen sie endlich an die einsame Hütte. Schon von weitem wunderten sie sich über den hellen, rötlichen Lichtschein, der aus dem Fensterchen brach. Als sie an die Thür traten, kam ihnen die gekrümmte Gestalt des Türkenveit entgegen.

„Grüß Gott, Kinder!" sagte er und streckte ihnen die Hände entgegen. „Lang warten habt ihr mich lassen, aber das macht nix."

Karl und Rosel sahen sich betroffen an. Die Stimme des Alten klang so anders als sonst. Nicht mehr raunend und meckernd, wie die eines boshaften Kobolds, sondern

ſo ruhig. Und müde, ſehr müde, faſt erloſchen. Die richtige Stimme eines alten Mannes. In der Stube erwartete ſie eine neue Ueberraſchung. Die Luft war rein und friſch. Auf dem Tiſche brannten drei Kerzen in Flaſchenhälſen. In ihrem milden Lichte ſah man, daß das Zimmer aufgeräumt worden war, und der Hausherr ſtatt ſeiner Lumpen einen ſchwarzen Rock auf dem Leibe trug; freilich war der Rock von einem uralten Schnitte, den Roſel nie geſehen hatte und Karl nur auf Koſtümbildern aus der Kongreßzeit.

Veit Schallngruber bemerkte die Verwunderung ſeiner Gäſte und ſagte mit einem merkwürdig milden Lächeln: „Gelt, da wundert ihr euch, Kinder? — Ich will euch was ſagen: mir ſcheint, ich war ſo ein vierzig Jahre lang ein biſſel verruckt, und erſt die Freud', daß ich mein Enkerl g'funden hab', hat mich g'ſund g'macht."

Karl hatte indeſſen den Falken auf ſeiner Stange entdeckt und fragte erſtaunt: „Was is das für ein Vieh?"

„Das is mein Peter," antwortete Veit. „Vielleicht bin ich an ihm verruckt geworden. — Aber jetzt ſetzt euch dort auf die Ofenbank, Kinder. Ich muß euch was erzählen."

Karl und Roſel, die ſchon beide in den Bann des Unbegreiflichen, das um die gebrochene Geſtalt des Uralten ſchwebte, geraten waren, nahmen gehorſam die ihnen angewieſenen Plätze ein. Sie wagten kaum zu atmen, während Veit ſich auf das Bett ſetzte und ein dickes, in Schweinsleder gebundenes Buch aufnahm, das dort gelegen hatte. Aus dem Buche zog er ein gefaltetes Blatt, das er Karl reichte.

„Lies das vor!" ſagte er dabei.

Der junge Mann ſchlug das Pergament, denn ein ſolches war es, auf, holte ſich eine der Kerzen vom Tiſche und las mit vor Aufregung zitternder Stimme:

Digitized by Google

Trümmern g'legen, bis ſie einmal nach viele Jahr' ein armer Bauer aus Gopfing g'funden und ehrfürchtig z' Haus tragen hat. Leſen hat er nit können. Aber kennt hat er's, daß 's die heilige Schrift is, und ſo hat er's oben auf'n Kaſten g'ſtellt. Der Bauer hat Schallngruber g'haßen.

Da oben is das Buch wieder viele Jahr g'legen, bis 's einmal den Enkeln von dem Bauern, die als ledige Buben ohne Vater und Mutter das kleine Anweſen miteinander g'führt haben, in die Händ' g'fallen is. Die zwei Buben haben Veit und Waſtel g'haßen und waren damals — 's is ſo bei achtz'g Jahr' her — im Anfang der Zwanziger. Die haben einmal das Buch ſo Neugiers halber in der Hand, fallt ihnen auf, daß der eine Deckel dicker is wie der ander'. Sie reißen den Deckel auf und finden das Blattel da."

Der Erzähler hielt einen Augenblick inne. Karl und Roſel regten ſich nicht; eng aneinander geſchmiegt ſaßen ſie da, wie Kinder, denen Großvater Märchen erzählt.

Endlich fuhr der Alte fort: „Den Ort haben wir glei' g'wußt. Die Tanne, die allein unter'm Laubholz ſteht, die war derweil ein großmächtiger Baum 'worden, und jeder in der Gegend hat ſ' 'kennt. So ſind wir in der nächſten mondhellen Nacht herüberg'fahren und haben nach'graben, rund um den Baum 'rum. G'ſehen hat uns niemand, denn damals is die Straßen da no' nit vorbei'kommen, ſondern weiter hinten, da, wo jetzt der alte Feldweg is.

Wir haben richtig den Schatz g'funden: Gold und Silber in Münzen und Geräten, Edelſteine und Stoffe, auch die zwei Faß Wei', ganz, wie's aufg'ſchrieben war. Heben konnten wir den Schatz nit, ſo haben wir die Stell' wieder zug'ſchütt' derweil und ſind z' Haus g'fahren. Auf'm Waſſer aber, wie mir g'redt haben, was wir mit dem vielen Geld anfangen woll'n, hat ſich's 'rausg'ſtellt,

daß wir alle zwei 's nämliche Dirndel heiraten haben woll'n, d' Himmelbauern-Anna aus Eggſtein."

„Jeſus Maria!" ſchrie Roſel halblaut auf.

„Die Anna war ein bildſauberes Mädel," fuhr der Alte eintönig fort. „Grad ſo wie du hat's ausg'ſchaut, Roſel. Solche blonde Haar', ſolche blaue Augen, na kurz, grad wie du. Deswegen hab' i di' ja manchmal Annerl g'hoaßen. — Na alſo, wir heben z' ſtreiten an, jeder will das Dirndel für ſich haben. Auf einmal is über mi' der Zurn kummen, ſo daß i mein' leibeigenen Bruder bei der Gurgel hab' packt und hab'n ins Waſſer g'ſchmiſſen."

„Herrgott!" ſtöhnte jetzt Karl auf.

„Ausg'ſchaut hat er grad wie du, Karl," ſagte der Türkenveit. „Jede Nacht hab' ich 'n ſeitdem vor mir g'ſeh'n, wie er 'n Kopf no' einmal aus'm Waſſer g'ſtreckt hat, eh' er unter'gangen is. Darum hab' i di' ja ſo gleich erkannt.

Dazumal ſein ſ' no' nit ſo ſcharf geweſen in ſolche Sachen wie heutigentags. Ich bin zum Burgermaſt'r 'gangen und hab' an'zeigt, daß mei' Bruder Waſtl in d' Donau g'fallen und ertrunken is, der hat's 'glaubt, und gut war's. Daß ich's danach nit lang ausg'halten hab' in mein' Haus, hat die Leut' nit g'wundert; ſo hab' ich's halt verkauft, hab' das Stückel Land mit der Tannen dafür 'kauft, wo der Schatz g'legen is, und bin mit dem, was mir von mein' Geld blieben is, nach Wien 'gangen. Das war an dem Tag, nachdem die Himmelbauern-Anna, die von mir nix hat wiſſ'n woll'n, den Großknecht Rieder g'heirat' g'habt hat; dein' Urgroßvater, Roſel."

Er ſchwieg wieder eine Weile, dann fuhr er haſtig fort: „In Wien hab' ich ein' klein' Holzhandel ang'fangen und hab' gar g'heirat'; deine Großmutter, Karl. Ich war dreißig damals, ſie fünfundzwanzig. Nach ein' Jahr haben wir ein Büberl kriegt, das hab' ich Sebaſtian taufen

lassen, nach mein' toten Bruder. Ich hätt' so weit z'frieden sein können, wenn nur der G'wissenswurm nit g'wesen wär' und der Traum jede Nacht vom Wastel, wie er im Wasser liegt und den Kopf 'rausstreckt. Zehn Jahr' hab' ich's ausg'halten, dann hab' ich einmal die G'schicht' mein' Weib erzählt.

Die hat ganz still zug'hört. Wie ich fertig war, sagt's: „Anzeigen thu' ich dich nit, aber mit ein' Brudermörder leben thu' ich auch nit. Ich nehm' meine Sach' und mein Kind und geh' nach Linz zu meine Eltern." Was hätt' ich machen sollen? Ich hab's halt geh'n lassen. G'hört hab' ich nix mehr von ihr bis heut durch dich, Karl.

Mich aber hat's in der Stadt nimmer g'litten. Ich hab' mein G'schäft verkauft und bin 'raus'zogen. Auf dem Stückel Land, was mir g'hört hat — inzwischen is die Straßen da draußen ang'legt worden — hab' ich mir die Hütten 'baut. Ich ganz allein, damit die Arbeiter nit vielleicht auf den Schatz stoßen."

Er hielt wieder inne. Karl und Rosel sahen sich an. Wenn das alles richtig war, so ruhte ja hier, unter ihren Füßen, ein Vermögen.

„Da hab' ich g'lebt seitdem," fuhr der Alte fort. „Ueber dem Schatz hab' ich g'wohnt, der mein Unglück 'worden is. Die ersten dreißig Jahr' hab' ich mich als Tagwerker fort'bracht, dann hat mir der Herr Pfarrer g'raten, ich sollt mich do' in d' Rentenversicherung einkaufen. Ich hab's 'than, und die Renten bezieh' ich jetzt auch schon wieder dreißig Jahr'. Immer fortg'lebt hab' ich mit mein' G'wissenswurm und dem Traum, so oft ich auch zum Himmel g'schrien hab': Herrgott da droben — laß mich sterben! Sterben wie die andern. — Nix war's. Ein' um den andern haben s' 'naustragen, ich bin leben 'blieben. Wie der ewi' Jud. Und immer den Schatz unter mein' Füßen und jede Nacht der Traum vom Wastel!

Vor ſo ein' dreißig Jahr' hab' ich einmal in der Früh, wie ich aus meiner Hütten kumm, den Falken vor mir liegen g'ſehn, den Peter, mit ein' 'brochenen Flügel. Wie er da is hinkummen, ob ihn ein anderer, größerer Raubvogel g'ſtoßen hat, oder was ſonſt — ich weiß nit. Ich hab' ihn aufg'nömmen und g'ſund gepflegt und hab' ihn Peter g'heißen, nach dem Ritter, der den Schatz vergraben hat. Und wie ich immer mehr irr' bin worden vor Alter und G'wiſſensangſt, hab' ich mir ein'bild't, der Vogel wär' wirklich der Ritter Peter vom Hoheneggſtein, der mir helfen will, den Schatz hüten, und mich umbringt, wenn ich ihn anrühr' oder verrat'. Manches Mal hab' ich auch 'glaubt, er wär' die Seel' von mein' Bruder Waſtel.

Da biſt heut du 'kommen, Karl. — Wie ich dich erſt g'ſeh'n hab', hab' ich 'glaubt, der Waſtel wär' aus der Donau g'ſtiegen. Und dann bin ich dahin 'kommen, daß du mein leibeigenes Enkerl biſt. Die Freud' hat mich wieder g'ſund g'macht. Jetzt weiß ich, daß die Toten weg ſind und nicht wieder kommen. Und daß ſie zugleich ewig lebendig ſind, weil ſie gar nit ſterben können. Karl und Roſel — ihr ſeid der Waſtel und die Anna, die ich auseinander g'riſſen hab' in meiner Eiferſucht. Heut fangt die Welt wieder von vorn an, Kinder, heut kann ich meine Sünd' gut machen. Dort im Winkel liegen zwei Schaufeln. Die packt an und grabt — da vor'm Ofen. Ihr werdet ſo viel finden, daß ihr den Niederhof ſchuldenfrei machen und in Frieden drauf leben könnt. Grabt, Kinder, grabt!"

Karl und Roſel ſprangen auf und griffen nach den Schaufeln. Während ſie in fieberhafter Arbeit die Erde aushoben, ſahen ſie ſich nicht an. Es war, als handelten ſie unter einem hypnotiſchen Zwange, den der Türkenveit auf ſie ausübte, der aufgeregt von dem einen zum an-

dern glitt und immerfort anfeuerte: „Grabt nur! — Grabt!“

Jetzt ſtieß der Spaten Karls auf etwas Hartes, das gab einen metalliſchen Klang — gleich darauf auch die Schaufel Roſels. Den beiden rann der Schweiß von der Stirne, ſo raſch hoben ſie die Erde aus der Grube — jetzt lag eine roſtige Eiſenplatte frei, offenbar eine Fallthür.

Karl kehrte ſeinen Spaten um und benutzte den Stiel, den er durch einen auf der Platte angebrachten Ring ſchob, als Hebel. Die Platte ſchob ſich zur Seite. Stufen zeigten ſich.

Der Türkenveit hatte eine Kerze ergriffen und ging mit feſten Schritten voraus. Zehn abwärts führende Stufen, dann ein kurzer, gerader Gang, und nun —

Die beiden jungen Leute mußten ſich aneinander feſthalten, um nicht umzuſinken vor freudigem Erſtaunen. In der kleinen, grabähnlich ausgemauerten Kammer, in der Schallngruber mit ausgeſtreckter Leuchte ſtand, wie ein Genius der Vergangenheit, glänzte und gleißte es von Gold, Gold, Gold...

„Gott ſei Dank — jetzt bin ich erlöſt!“ jubelte Roſel auf.

„Erlöſt bin ich auch!“ antwortete der Türkenveit. Gleich darauf reichte er Karl die Kerze und richtete ſich horchend hoch auf. „Der Falke! — Der Peterl!!“ raunte er.

Von oben klang ein heiſeres Kreiſchen. Dann kam's die Treppe herunter, humpelnd, flatternd, und warf ſich mit einem heiſeren Schrei auf den Alten. Der ſank lautlos zuſammen.

Roſel war einer Ohnmacht nahe. Karl ſtürzte ſich auf ſeinen Großvater, riß den Vogel, der ſich mit ſeinen Fängen im Rocke des alten Mannes feſtgekrallt hatte, weg, drehte ihm raſchen Griffs den Hals um und ſchleuderte den zuckenden Körper von ſich. Dann beugte er ſich über Veit.

Digitized by Google

Der lächelte ſchwach. „Das mit dem Vogel ... war wohl bloß ... Zufall. Er ſucht mich öfter, wenn ich fort bin. Aber der Schrecken ... mit mir is's aus. Gott ſei Dank! Seid geſegnet all zwei ... dem Pfarrer bin ich eine Beichte ſchuldig ... erzählt ihm meine ... Lebensgeſchicht' ..."

Er ſtreckte ſich, atmete noch einmal tief auf, wie von einem zentnerſchwer drückenden Schmerze befreit, dann lag er ſtill ... ganz ſtill.

Die beiden jungen Leute ſtanden einen Augenblick lang wie gelähmt und ſtarrten von unnennbarem Grauen erfüllt auf den regungsloſen Körper nieder.

Nun zuckte Roſel zuſammen. Beide Hände an die Schläfen preſſend, ſah ſie mit einem wilden, wirren Blicke um ſich. Die feuchten Steinwände des Gewölbes, der aus Mulm und Moder golden hervorgleißende Schatz, der gnomenhafte Leichnam, der tote Falke, der mit krampfhaft angezogenen Fängen auf dem Rücken lag, das ſah im roten Scheine des blakenden Lichtes alles ſo grauſenhaft, ſo ſchauerlich und entſetzlich aus, daß das arme Kind den Verſtand zu verlieren fürchtete.

Mit einem lauten, gellenden Aufſchrei warf ſie ſich in Karls Arme und verbarg zitternd ihr Geſicht an ſeiner Bruſt.

„Weg ... weg ... führ mich weg!" jammerte ſie. „Ich kann das nit mehr anſchau'n ..."

Der arme Karl, dem ſelbſt die Kniee unter dem Leibe wankten vor Aufregung, ſtreichelte ſacht das blonde Haar ſeiner Liebſten und ſprach ihr mit ein wenig zitternder Stimme und in ein wenig zuſammenhangloſen Worten Mut zu.

Er trug ſie mehr die paar Stufen hinauf, als er ſie führte.

„Hinaus aus der Hütte!" flüſterte Roſel. „An die Luft!"

Wohl eine Stunde lang saßen die beiden jungen Leute eng aneinander gedrückt auf dem Bänkchen vor der Thür, auf dem der Türkenveit so oft gesessen hatte, ohne ein Wort zu reden. Sie atmeten nur in tiefen Zügen die milde Nachtluft ein, sie sahen hinauf zu den ewigen Sternen und horchten auf die Stimmen des langsam ziehenden Stromes. Die ruhige, stille Schönheit der Natur hatte bald die Spukgeister gebannt. Mit der körperlichen Beruhigung kehrte die Klarheit der Gedanken wieder. Der junge Mann begann sich vorzustellen, wie jetzt alles werden solle.

Der Schatz war Eigentum der Erben des Hoheneggsteiners, der ihn vergraben hatte, das war klar. Aber dem Schallngruberschen Erben, ihm selbst also, kam der gesetzmäßige Finderlohn zu, ein Zehntel des aufgefundenen Gutes, das war ebenso sicher. Da der Schatz aber fünfzigtausend Dukaten wert war, so betrug der Finderlohn fünfzigtausend Gulden. Das war vielleicht schon genug, dem Vater Rosels seinen verschuldeten Hof zu erhalten. Vielleicht ließen sich die, denen der Reichtum zufiel, auch bewegen, einen Teil als Hypothek auf den Hof darzuleihen, unter billigen Bedingungen natürlich. Jedenfalls war Rosel aus den Fängen dieses Martin Fuchs befreit. . . .

Karl hätte am liebsten laut hinausgejauchzt in die Nacht bei diesem Gedanken. Die Rücksicht auf Rosel, deren Haupt auf seiner Schulter ruhte und die eingeschlafen schien, ließ ihn die Anwandlung unterdrücken. Gleich darauf schämte er sich ihrer. Es war wohl sehr schlecht von ihm, daß ihm ein Jodler in die Kehle kam, während der alte Mann, dem er sein Glück verdankte, da unten auf den Schätzen lag, die er achtzig Jahre lang wie ein Berggeist gehütet hatte. . . .

Da regte sich das Mädchen. Mit völlig klarer Stimme fragte es: „Was thun wir jetzt, Karl?"

„Ja, Roſel, ſchlafſt du denn nit? Ich hab' 'glaubt, du biſt eing'ſchlafen."

„Keinen Augenblick. Völlig wach bin ich g'legen. Nur rühren hab' ich mich nit mögen. Und ſo viel is mir durch'n Kopf 'gangen."

„Erſt wollen wir ſchau'n, wie ſpät es iſt," meinte Mader. Er zog die Uhr und rief erſchrocken: „Gleich Zwölf! — Ja, Roſel, wie kommſt du denn jetzt ins Haus?"

Das Mädchen ſann einen Augenblick nach. „Ich denk', wir gehen zum Pfarrer," ſagte es dann. „Wir müſſen ihn und den Bürgermeiſter ja doch herausklopfen, da ſoll er gleich die Sach' mit mein' Vater in Ordnung bringen."

Der Vorſchlag leuchtete Karl ein. Aber erſt mußte er den Toten aus dem Verließ heraufbringen und auf ſein Bett legen. Wenn er dann die Eiſenplatte wieder an ihren Ort brachte und das Licht löſchte, ſo war nicht zu befürchten, daß irgend jemand in die Hütte kam. Der Türkenveit war zu ſehr gefürchtet. Und wie viel bei ihm zu holen war, ahnte ja niemand.

Er mußte das allein beſorgen, denn Roſel hätte die Hütte und gar das Gewölbe um keinen Preis wieder betreten. Sie wartete draußen, bis ihr Bräutigam zurückkam und die Thür hinter ſich verſperrte. Die alte Bibel mit der Aufzeichnung des Paters Leonhard hatte er unter dem Arm.

„Geh'n wir jetzt, Roſel," ſagte er gedrückt. Der letzte Liebesdienſt an dem Toten, der zugleich der erſte war, den er ſeinem Großvater hatte erweiſen dürfen, hatte ihm mächtig ans Herz gegriffen.

Frau Iſabella, die Wirtſchafterin des Herrn Pfarrers, fiel faſt um vor Erſtaunen, als ſie auf mehrmaliges Klingeln die Hausthür öffnete und ſtatt eines Bauernburſchen, der den geiſtlichen Herrn zu einem Verſehgang holen wollte,

Rosel vor sich stehen sah und neben ihr einen städtisch gekleideten jungen Herrn.

„Um Gottes willen, Rosel!“ rief sie. „Was giebt's denn? Liegt der Ferdinand im Sterben? Der Herr is wohl ein Doktor?“

„Das nicht,“ antwortete Mader. „Es liegt auch niemand im Sterben. Trotzdem müssen wir Sie bitten, den Herrn Pfarrer zu wecken. Es handelt sich um eine hochwichtige Sache.“

Sie öffnete wortlos die Studierstube ihres Herrn, ließ den Besuch eintreten, machte Licht und entfernte sich dann. Sehr schnell darauf trat der Pfarrer ein; der alte Mann hatte die Hausschuhe an den bloßen Füßen, weil er sich nicht die Zeit genommen hatte, erst die Strümpfe anzuziehen.

„Ist ein Unglück geschehen?“ fuhr er aufgeregt auf die beiden los. „Und mit wem hab' ich die Ehre?“ fragte er Mader.

Der junge Mann stellte sich vor und erzählte dann in knappen Worten, was ihn hergeführt habe.

Die Augen des Pfarrers wurden immer größer, je mehr er hörte. „Nein, so was!“ murmelte er immer wieder und zog gleich hinterher die Dose, um seine Aufregung durch ein Prischen zu dämpfen. „Nein, so was! Nein, so was!“

Als Mader seine Erzählung beendet hatte, ging der Geistliche zu dem Klingelzuge an der Wand und riß ihn mit einem heftigen Ruck fast ab.

„Isabella,“ befahl er der Wirtschafterin, „führen Sie die Rosel in Ihr Kammerl. Das arme Kind is ja ganz weg vor Aufregung. Soll ein bissel ausrasten. Sie laufen hinüber zum Niederbauern. Gleich herkommen soll er und einen Knecht zum Bürgermeister schicken, daß der auch kommt. Sofort!“

Als die Thür sich hinter den beiden geschlossen hatte, und der Pfarrer mit Mader allein war, fragte er aufgeregter: „Also Sie sind der Enkel des alten Türkenveit? Is das sicher?“

„Der Trauschein liegt unter den Papieren des Toten. Ich hab' ihn selbst g'sehen.“

„Dann gehört ja der Schatz Ihnen.“

„Doch nicht. Den Erben des Hoheneggsteiners gehört er.“

„Das Geschlecht ist ja aber ausgestorben. Seit damals, wo die Burg von den Türken genommen worden is... die Güter sind jetzt Staatseigentum.“

Mader horchte hoch auf. Aber ehe er sich darüber klar werden konnte, ob seine Sache sich durch diesen Umstand verbessert oder verschlechtert hatte, begann der aufgeregte alte Herr wieder zu reden.

„Nein, so was! Der Türkenveit! — Seinen Bruder in die Donau g'worfen hat er, sagen S'? Ich hab' mir doch immer gedacht, mit dem Alten is was nit richtig. — Der Herr sei dem armen Sünder gnädig. Gebüßt hat er ja, schwer gebüßt. Wenn er nur beichten gegangen wär'! In diesem hohen Alter so ganz unvorbereitet hingehen — schlimm, schlimm! Und wie sonderbar, dieses Leben auf dem Schatz... und der Tod durch den unheimlichen Falken! — Ja, die Wege des Herrn sind wunderbar.“

Da wurde die Thür heftig aufgerissen, und Franz Rieder stürmte in das Zimmer.

„Mei' Madel is da? Was is denn los? — Wer is der Mensch da? Is s' mit dem 'kommen?“

Der Greis trat dem zornigen Manne mit vieler Würde entgegen. „Rieder, Rieder,“ mahnte er, „Sie hätten allen Grund, bescheidener aufzutreten. An den Martin Fuchs, den erbärmlichsten Kerl in der ganzen Gegend,

haben Sie Ihr armes Kind verhandeln wollen? Schämen Sie ſich!"

Der Bauer reckte ſich empor. Man ſah es ihm an, wie er gegen dieſe Einmiſchung in ſeine Angelegenheiten lospoltern wollte, aber unter dem Blicke des Pfarrers verrauchte ſein Zorn. Er ſah kleinlaut zu Boden.

„Herr Pfarrer . . ." rang es ſich mühſam aus ſeiner breiten Bruſt.

Der alte Mann winkte ihm, zu ſchweigen. „Laſſen Sie, Rieder. Ich weiß, was Sie ſagen wollen. Sie ſind gezwungen geweſen. Ich aber ſage Ihnen, zu einer Sünde darf einen nichts zwingen können, gar nichts. Und was Sie haben thun wollen, wär' eine große Sünde geweſen. Und noch größere hätten daraus entſtehen können. Der liebe Gott aber hat es beſſer mit Ihnen vor, als Sie es verdienen. Der Herr hier — — aber das erzählen Sie ihm beſſer ſelber," wandte er ſich lächelnd an Mader. „Ich muß mich fertig machen, damit wir gleich gehen können, wenn der Bürgermeiſter kommt."

Er ließ die beiden allein und ging ſchnurgerade nach der Kammer ſeiner Wirtſchafterin. Einen Augenblick lang horchte er auf die Frauenſtimmen, die drinnen redeten.

„Wie ſie das arme Ding mit ihren Fragen martert," dachte er kopfſchüttelnd. „Ja, die Neugier, die Neugier! — Na, heut darf man's ihr nicht einmal ſo übelnehmen. Du lieber Gott, was für G'ſchichten!"

Er klopfte ſtark an die Thür. „Geh doch noch einmal in mein Zimmer, Roſel!" rief er. „Dort ſitzen dein Vater und dein zukünftiger Mann beiſammen. Die haben dir gewiß was zu ſagen." —

Als Roſel zu den beiden in das Zimmer trat, blieb ſie erſchrocken ſtehen. Ihr Vater, der harte, ſtolze Rieder, weinte!

„Komm nur her, mein Kind!" ſchluchzte der Mann. „Komm und verzeih mir . . ."

„Vatter!“

Das Mädchen flog auf den Mann zu und ſchlang die Arme um ſeinen Hals. Er küßte ſie ſtürmiſch zweimal, dann wandte er den Kopf zu Mader, der leiſe zur Seite getreten war, als ſich Vater und Tochter in die Arme fielen.

„Lieber Schwiegerſohn . . .“

— — Am nächſten Morgen war das ganze Dorf in hellem Aufruhr. Die widerſprechendſten Gerüchte ſchwirrten hin und her. Genaues war nicht zu erfahren. Man wußte nur, daß der Herr Pfarrer, der Bürgermeiſter, Franz Rieder und der Gemeindediener nebſt dem fremden Herrn, der geſtern im Dorfwirtshaus gegeſſen hatte, mitten in der Nacht zu der Hütte des Türkenveit hinausgezogen waren. Um den mußte es ſich alſo handeln. Einige meinten, man ſei einem ganz ſcheußlichen Verbrechen des Alten auf die Spur gekommen, wieder andere redeten von Goldmacherei und Banknotenfälſchung, und ein paar alte Weiber wiſperten ſich ſogar mit entſetzten Geſichtern in die Ohren, den Türkenveit habe heute nacht der Böſe geholt, mit dem er ſchon lange im Bunde geſtanden habe.

Die Leute ſtrömten hinaus nach der Hütte des Türkenveit, um hinter die Sache zu kommen. Da ſtand aber der Gendarm, der die militäriſche Beſatzung des Ortes bildete, als Wachpoſten. Der alte Soldat war, wie immer, wenn er ſich im Dienſte befand, äußerſt unzugänglich, und ſchnauzte ſeine beſten Freunde an, wenn ſie ihn mit ihren neugierigen Fragen beſtürmen wollten. Aus dem war nichts herauszukriegen. Aus dem Bürgermeiſter auch nicht. Der liebte es von jeher, den Diplomaten zu ſpielen.

„Nix darf i ſagen,“ war ſeine ſtändige Antwort auf alle Fragen, und ſein faltiges, glattraſiertes Bauerngeſicht ſah dabei ſo unſäglich geheimnisvoll aus, daß die Frager faſt ſtarben vor Neugier. „Gar nix! — Wart's, bis die Herren vom Gericht kommen.“

Die kamen endlich gegen Mittag. Es waren ein paar Herren vom Bezirksgericht und der den Dörflern wohlbekannte Kreisphyſikus. Sie zogen zu der Kommiſſion, die ſie bildeten, ein paar von den angeſeheneren Einwohnern des Dorfes hinzu, dann begaben ſich alle zuſammen nach der Hütte, vor welcher die bewaffnete Macht Poſten ſtand.

Jetzt löſte ſich endlich das Geheimnisvolle auf. Aus der Hütte wurde die Leiche des Türkenveit nach der Kirchhofkapelle gebracht. Der Alte war alſo geſtorben. Und auf ein paar Leiterwagen wurden ſchwere Kiſten gepackt; die Kiſten waren leer nach der Hütte geſchafft worden. In denen wurde der Schatz, von deſſen Größe auf einmal die ungeheuerlichſten Gerüchte durch die Gaffermenge liefen, nach der Gerichtsſtelle gebracht. Man munkelte auch von einem Morde, den der Tote um dieſes Schatzes willen vor langer, langer Zeit begangen haben ſollte, aber nur ſo nebenbei. Das war ſo lange her, der Schatz aber war wirkliche leibhaftige Gegenwart.

Die Leute waren nun auf einmal ziemlich zutreffend unterrichtet. Man wußte, daß der Fremde, der nun im Niederhofe wohnte, der Erbe des Türkenveit und der künftige Mann der Roſel war; man wußte, daß der Schatz vom Hoheneggſtein herſtammte, und führte in der Bauernſtube des Dorfwirtshauſes, die an dieſem Tage die Fülle der Beſucher nicht faſſen konnte, aufgeregte Debatten, wem der Schatz nun wohl zufallen würde.

„Dem Staat g'hört er!“ ſchrie der eine. „Die Hoheneggſteiner ſind ausg'ſtorben, und ein Vermögen, zu dem keine Erben da ſein, wird ärariſch. Dös wißt's do', Manner!“

„Nit wahr is's!“ ſchrie ein anderer. „Ein Schatz g'hört dem, der 'n find't, und dem, dem der Grund und Boden g'hört.“

„Mir ſcheint, der Schatz wird am End' den Advokaten g'hör'n," meinte melancholiſch ein alter Mann, der an einem langwierigen Rechtsſtreite vom Großbauern zum Häusler geworden war.

Da miſchte ſich die Frau Wirtin in das Geſpräch. Es gab gerade eine Pauſe am Schenktiſch, ſo daß ſie ihre triefenden Hände abtrocknen und aufatmend ſagen konnte: „Streit's do' nit, Manner, wann's nix wißt's. Grad zuvor war die Wirtſchafterin vom Herrn Pfarrer da bei mir, die hat mir alles erzählt . . ."

„Na, was ſagt ſ' dann?" fragten die Männer neugierig.

Die behäbige Frau ließ die Neugierigen im Gefühle der eigenen Wichtigkeit eine ganze Weile zappeln, ehe ſie belehrend ſagte: „Ein' Rieſenprozeß kunnt's geben. Der Schatz is Nachlaß einer ausg'ſtorbenen Familie, g'hört alſo dem Staat, und der Herr Mader kriegt alſo nur den Finderlohn, fufz'gtauſend Gulden . . ."

„Auch ein ſchön's Geld!" rief einer dazwiſchen.

Die Frau Wirtin ſah den Störenfried vernichtend an und fuhr dann fort: „Der Schatz is aber vergraben und vergeſſen g'weſen, und der Türkenveit hat 'n g'funden. Er g'hört alſo, wenn man's ſo nimmt, alſer ganzer dem Herrn Mader, dem Enkel des Türkenveit. Da thät' jetzt ein Rieſenprozeß herauskommen . . ."

„. . . und der Schatz g'hört den Advokaten, wie i g'ſagt hab'," warf der Häusler ein, der einmal Großbauer geweſen war.

„. . . wenn unſer Herr Pfarrer nit wär'," fuhr die Wirtin fort. „Sowie der Schallngruber begraben is, fahrt der Herr Pfarrer mit dem Herrn Mader nach Wien. Der Hofburgpfarrer is ein Studienkolleg' und ein alter Freund von unſerem geiſtlichen Herrn. Der wird den zwei'n eine Audienz beim Kaiſer verſchaffen und auch ſonſt ſich um die Sach' annehmen, daß der Staat mit dem

Herrn Mader ein' Vergleich eingeht. Die Hälfte wird er wohl kriegen, unſer Kaiſer is ja ein guter Herr. Dann heirat' der Herr Mader die Roſel, der Riederhof wird ſchuldenfrei, und alles hat ein gut's End'."

Die Bauern ſahen ſich verblüfft an. Es ärgerte ſie heimlich, daß der Rieder ſo viel Glück haben ſollte. Seinem Aerger lauten Ausdruck zu geben, hütete ſich aber jeder. Das wäre unpolitiſch geweſen. Sie wechſelten alſo das Geſpräch und begannen von den beiden Fäſſern Wein zu reden, die man in dem Gewölbe gefunden hatte.

„Stellt's euch vor, Manner," berichtete einer, der an der Kommiſſion teilgenommen hatte, „d' Faßdauben ſind 'runterbröckelt wie Schwamm, wie wir d' Fäſſer nur an='tupft haben mit der Hand. Der Wein aber is nit aus=g'ronnen. In ſeiner eigenen Haut is er g'ſtanden, die er ang'ſetzt hat in der langen Zeit . . ."

Erſtaunte Rufe unterbrachen den Erzähler. Die Wein=bauern intereſſierte dieſe Geſchichte von den uralten Fäſſern unendlich.

„Der muß aber gut ſchmecken!" rief einer.

„Gar nit," antwortete der Kommiſſionsmann. „Wir haben ihn 'koſt't. Stark war er ſchon, aber dumpf und trüb und ohne rechten G'ſchmack."

In dieſem Augenblick kam ein neuer Gaſt, ein Bauer, der am unteren Ende des Dorfes wohnte, und brachte wieder eine neue Wendung in das Geſpräch.

„Manner, wißt's, wer grad jetzt im Dorf war?"

„Na? Wer?"

„Der Fuchs von Großſiegling," erzählte der Ankömm=ling blinzelnd. „Beim Lehnhartner mir gegenüber war er. Ihr wißt's ja, wie der hängt bei ihm. Wird's wohl nimmer lang machen, der arm' Teufel. Na, bei dem war er, der Fuchs, hat ſich die G'ſchicht' haarklein erzählen laſſen und is dann teufelswild davong'fahren."

Ein dröhnendes Lachen antwortete. Die Bauern ſtießen pfiffig blinzelnd mit den Gläſern an und waren auf einmal mit dem Glücke des Nachbars ſo ziemlich ausgeſöhnt. Es war zu ſchön, daß das ſtattlichſte Gut weit und breit dieſem Blutſauger aus den Klauen geriſſen wurde.

— — — — — — — — — — — —

In Anbetracht der außerordentlichen Umſtände wurde dem Enkel des Einſiedlers am Hoheneggſtein die Hälfte des aufgefundenen Schatzes überwieſen. Das war genug, um den Hof ſchuldenfrei zu machen und ihn durch bauliche Veränderungen und abrundende Ankäufe an Aeckern und Wieſen zu einem Rittergute auszugeſtalten.

Franz Rieder bewirtſchaftet das Gut. Seine rechte Hand iſt der Oberknecht Ferdinand, der nach ſeiner Geneſung an Stelle eines Schmerzensgeldes ſich ausbedungen hatte, auf dem Hofe bleiben zu dürfen. Der Aderlaß ſchien ſeine Gemütsart wohlthätig beeinflußt zu haben, er vertrug ſich mit ſeinem Herrn fortan ganz ausgezeichnet.

Karl Mader, der den Namen ſeines Großvaters wieder angenommen hat und ſich nun Schallngruber ſchreibt, lebt mit ſeiner Roſel das behagliche Leben des Gutsherrn, der ſich ganz und gar der Erziehung ſeiner Kinder widmen kann. Dieſe Kinder ſind Veit, Sebaſtian und Peter, drei ſtramme, geſunde Blondköpfchen. In ihren jungen Gemütern weben ſich allerlei Märchenfäden, die von dem ausgeſtopften Falken in Vaters Studierſtube zu der Gedenktafel im Garten führen. Auf ihr iſt zu leſen:

„Dem Andenken Veit Schallngrubers,
geboren den 2. Juli 1792,
geſtorben den 4. Juni 1892.
Er hat geſündigt, aber er hat gebüßt.“

Wie ſtark Inſekten ſind.

Naturgeſchichtliche Plauderei.

Mit 12 Illuſtrationen nach S. Scott.

(Nachdruck verboten.)

Es mag keine weſentlich neue Bemerkung oder Entdeckung ſein, daß Inſekten eine verhältnismäßig koloſſale Kraft beſitzen; ich habe indeſſen mit einem Aufwand von großer Mühe und Geduld den Verſuch gemacht, dies zu probieren und zugleich durch Zeichnungen zu beweiſen, die eine Vorſtellung davon geben ſollen, wie groß vergleichsweiſe die Kraft des Menſchen ſein müßte, wenn ſie der dieſer kleinen Tiere gleichkäme.

Man hat wohl ſchon ausgerechnet, wie hoch der Menſch ſpringen würde, wenn er im Verhältniſſe zu ſeiner Größe die Sprungkraft des Flohs beſäße, aber die Zugkraft und Tragkraft der Fliegen, Spinnen und Ohrwürmer im Vergleich zu menſchlicher Stärke hat man noch nicht durch bildliche Darſtellung anſchaulich gemacht. Daher wird dieſer illuſtrierte Artikel für die Leſer nicht ohne Intereſſe ſein.

Bei meinen Verſuchen war ich bemüht, die genannten drei Inſektenarten zu verwenden. Ich ſah indeſſen bald ein, daß ich die Spinnen auslaſſen mußte. Ihr Bau iſt

Digitized by Google

derart, daß ich einſah, das Tierchen würde wahrſcheinlich bei dem Verſuch in Stücke gehen; als Zugtier konnte ich ſie nicht benutzen, weil ich keinen Faden an ihrem Leibe zu befeſtigen im ſtande war. So begnügte ich mich mit der Stubenfliege und dem Ohrwurm, deren Anſtrengung

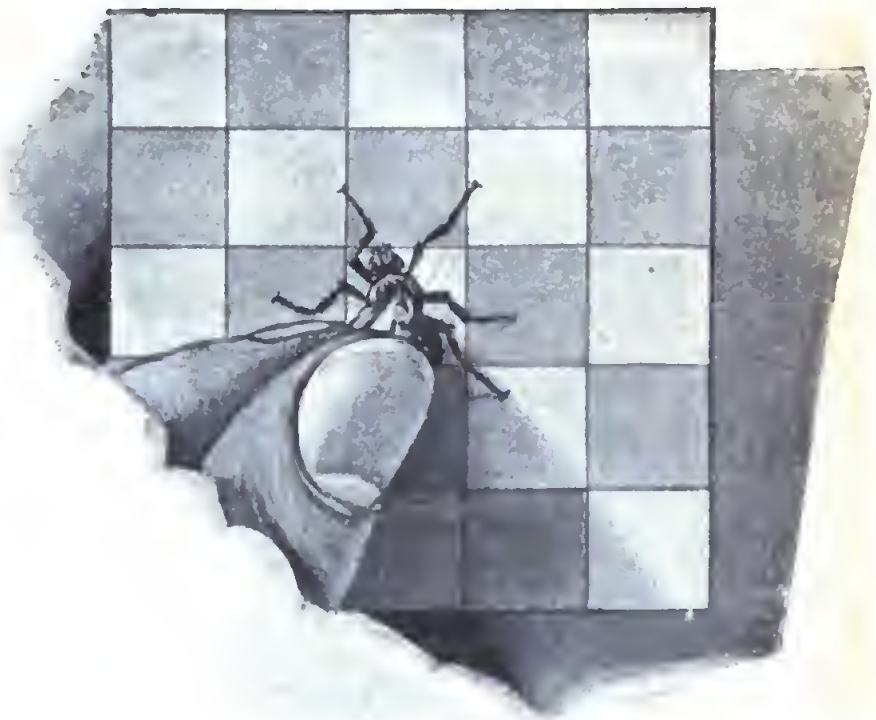


Fig. 1.

und Kraftentwickelung die Leſer, wie ich vermute, in Staunen verſetzen werden.

Als Zugtier leiſtete die gewöhnliche Stubenfliege wenig; ich konnte ſie wenigſtens lange nicht dazu bringen, Verſuche in dieſer Richtung anzuſtellen. Sie zog es entſchieden vor, ihre Flügel zu verwenden, ſtatt ihre ſechs Beine zu gebrauchen. Daß indeſſen dieſe eine geradezu enorme Kraft beſitzen, wird aus unſeren Abbildungen hervorgehen.

Ich fing eine Fliege, die sich soeben ohne Erlaubnis auf meiner Zuckerschale zum Naschen niedergelassen hatte und bei ihrer diebischen Arbeit mit solchem Hochgenuß beschäftigt war, daß ich sie an ihren Flügeln emporheben konnte. Zur Strafe zwang ich sie zu allerhand Kraftäußerungen, die sie entschieden gar nicht angriffen.

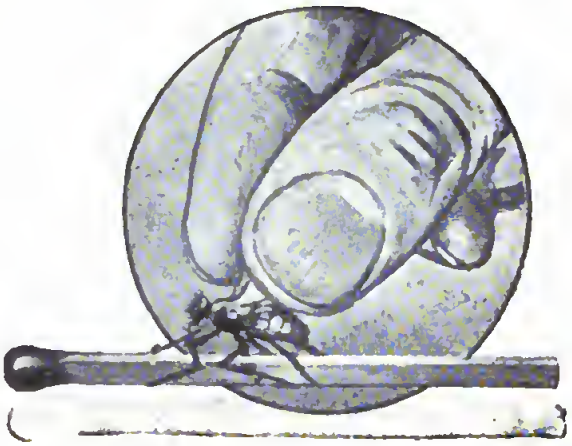


Fig. 2.

Mein Tisch war mit verschiedenen blauen Pappstücken bedeckt, deren eines Fig. 1 zeigt. Ich hielt mein Untersuchungstierchen an den Flügeln und veranlaßte es dadurch zu einem lebhaften Strampeln mit den Beinchen. Die Fliege erfaßte ein Stück Papier nach dem anderen — es waren ziemlich dicke Pappstücke, alle viereckig — und ging damit um, als ob das Gewicht derselben ihr völlig gleichgültig sei. Ich maß das Stück Pappe, es war ungefähr fünfmal länger

Fig. 3.

als sie. Sollte ein Mann gewöhnlicher Größe verhältnismäßig dieselbe Kraftäußerung leisten, so müßte er mit einem 8 Meter im Geviert messenden sehr dicken und steifen Teppich so umgehen können, wie die Fliege mit dem dicken Papier — was natürlich auch für den

ſtärkſten unmöglich wäre. Denn meine Fliege kletterte auch auf die Kante und hob dann das Pappſtück ebenſogut auf, wie die breite Fläche desſelben. Wenn ſie nun auch über einen leimartigen Saft an den Fußſpitzen verfügen kann, den wir Menſchen nicht haben, ſo bleibt ihre Stärke doch eine großartige. Sie konnte die Laſt ja jeden Augenblick fallen laſſen, wenn ſie ihr zu ſchwer wurde, ich hinderte ſie durchaus nicht; aber dies geſchah nicht. Sicherlich empfand ſie dabei keine Unannehmlichkeit.

Fig. 4

Ohne Mühe, wie es ſchien, hob ſie ferner ein gewöhnliches ſchwediſches Streichhölzchen auf, das ſiebenmal ſo lang wie ſie ſelber war (Fig. 2). Die Fliege, wie ſie unſere Abbildung zeigt, iſt im Verhältnis zu dem Stückchen Holz, das ſie ſchleppt, ziemlich groß dargeſtellt; auf keinen Fall mache ich mich alſo einer Uebertreibung ſchuldig. Vergleichen wir hiermit einen Mann, der einen dementſprechenden Balken trüge, ſo müßte das Holz ungefähr ſo dick wie er ſelber und dabei 11 Meter lang ſein. Das wäre ein Kraftſtück, wie es noch nie ein Athlet geleiſtet hat und auch nie leiſten wird. Fig. 3 zeigt uns die Unmöglichkeit auf einen Blick. Unſere Abbildung zeigt einen Mann, der einen Balken trägt, welcher fünfmal ſo lang wie er ſelber iſt. Man erwäge, daß die Fliege

ein Stückchen Holz ſchleppte, das ſiebenmal ſo lang wie ſie ſelber war. Die Fliege könnte indeſſen auch zwei Streichhölzer heben, wenn man dieſelben feſt aneinander bände; dadurch wird die Thatſache ihrer enormen Kraft noch deutlicher. Aber ſchon mit einem einzigen übertrifft ſie das Tragvermögen jedes noch ſo ſtarken Menſchen.

Fig. 5.

Zu einem dritten Beweiſe der Kraft einer Fliege wählte ich mir ein neues Verſuchstier, dem ich nach manchen mißlungenen Bemühungen einen baumwollenen Faden um eines der energiſch zappelnden Beine band (Fig. 4). Fliegenbeine ſind mit langen, ſtachelartigen Haaren oder Borſten bedeckt; wenn ein Menſch ähnliche Schutzvorrichtungen an den Armen oder Beinen hätte, würden ſich dieſe Stacheln bei ihm wie Heugabelſpitzen ausnehmen. Bei meiner Fliege verhinderten ſie das Abgleiten des Fadens, den

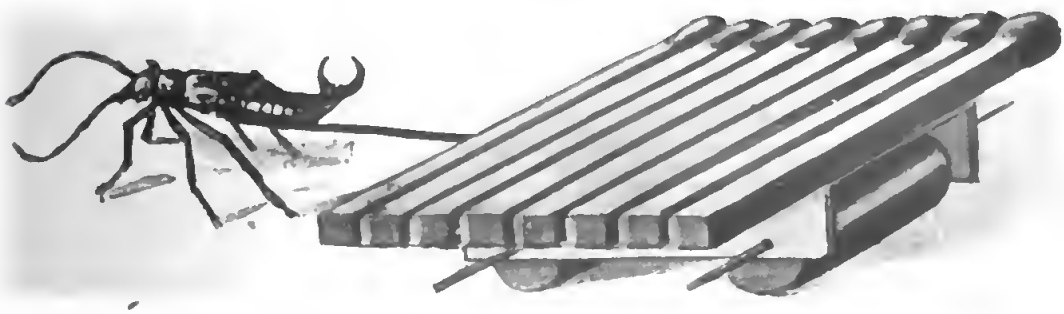


Fig. 6.

ich nur loſe befeſtigte, um das Tier nicht zu ſehr zu beläſtigen. Der baumwollene Faden war ungefähr einen Fuß lang. Bald merkte ich indeſſen, daß ſie außer ſtande

war, ſich zu erheben und zu fliegen. Ich verkürzte daher das Band, bis es ungefähr zwölfmal ſo lang wie ſie ſelber war. Das konnte ſie tragen, und ſie flog dann auch bald, wenn auch nur langſam, fort.

Fig. 7.

Für einen Schiffer von Mittelgröße würde dieſer baumwollene Faden, den Körperverhältniſſen des Mannes entſprechend, ein 20 Meter langes Tau von der Dicke eines Schenkels bedeuten, das er nicht im entfernteſten zu heben im ſtande wäre; viel weniger noch könnte er damit fliegen, wenn er auch Flügel hätte. Auf der Abbildung Fig. 5 habe ich dieſe 20 Meter Tau kreisförmig gewunden dargeſtellt, aus räumlichen Gründen.

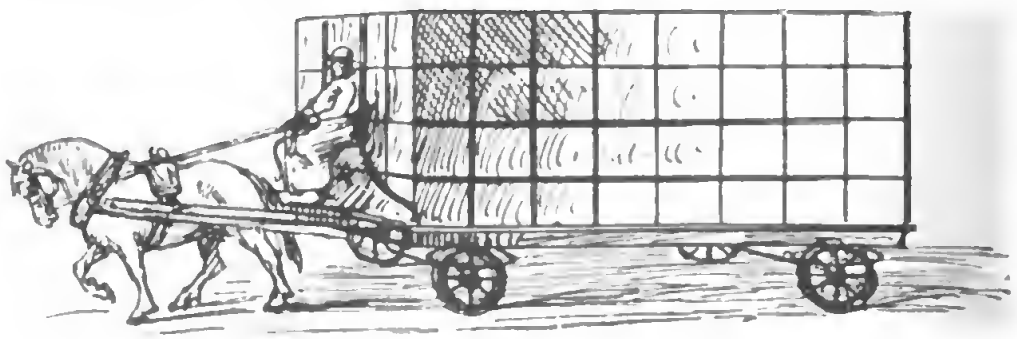


Fig. 8.

Als weiteres Verſuchstier wählte ich einen Ohrwurm. Ich hatte ein kräftiges Exemplar gefunden, aber es war ſehr ſchwer, ihn, ohne ihm Schaden zuzufügen, ſo feſt zu halten, daß ich einen Faden um ſeinen Leib ſchlingen

konnte. Unzähligemal entwischte er mir sehr geschickt, und selbst dann, als ich ihn durch schmale Papierstreifen, die über ihn hinweggingen, und die an beiden Seiten angezogen wurden, festhalten wollte. Er machte sich dünne, wie man zu sagen pflegt, und kroch trotz aller Vorsicht unter dem Papier durch. Mit den Fingern konnte ich ihn nicht halten, da er zu winzig war und meine Finger zu dick, ich fürchtete, ihn zu zerdrücken. Ich glaubte bereits, es aufgeben zu müssen, und warf den Faden ärgerlich auf den Tisch. Nun war es recht belustigend, ihn zu beobachten, wie er vor dem halb aufgerollten Faden zurückschreckte und rückwärts ging; wahrscheinlich dachte er, dort läge eine kolossale Schlange. Als ich aber rundum noch mehrere solcher Fäden auf den Tisch warf, legte er allmählich seine Schüchternheit ab und untersuchte die ihm fremden Körper eingehend und vorsichtig. Ich kam endlich dadurch zum Ziel, daß ich ihn mit Süßigkeiten fütterte. Er versenkte sich in den Genuß derselben mit solcher Gier, daß es mir gelang, ein straffes Fädchen unter seinen Leib zu schieben und einen Knoten zu schlingen. Nun hatte ich ihn, er mußte mir Gehorsam leisten.

Fig. 9.

Schon vorher hatte ich aus dünnem Kartenpapier eine Art Wägelchen konstruiert, das unsere Abbildung zeigt (Fig. 6). Ich legte auf dasselbe zuerst ein Streichholz, dann zwei, endlich immer mehr, bis es acht waren. Diese

ſo beſchwerte Karre zog er, ich will nicht ſagen, mit großer Leichtigkeit, ſondern mit bedächtigen, langſamen Schritten, wie ein Zugtier, das eine ſchwere Laſt fortſchafft; aber er zog ſie doch über den ganzen Tiſch. Ich wog den Wagen und ſeine Laſt — das Tier hatte ich ſchon genau gewogen — und fand, daß beide zuſammen mehr als vierundzwanzigmal ſo ſchwer waren, wie er ſelber. Jedes Streichhölzchen war viermal ſo lang, wie der es ſchleppende Ohrwurm, alle acht zuſammen alſo zweiunddreißigmal ſo lang. Würde man nun dementſprechend einen Wagen mit acht verhältnismäßig gleich ſtarken Balken beladen und von einem Pferde ziehen laſſen, ſo würde dies dem folgenden Bilde (Fig. 7) entſprechen. Wenn man die Balken zerſägte und das Holz in kleineren Stücken auflüde, ſo würde dazu ein außerordentlich langer Wagen (Fig. 8) nötig ſein. In beiden Fällen würde man ſicherlich vier Pferde brauchen, die Laſt zu bewegen.

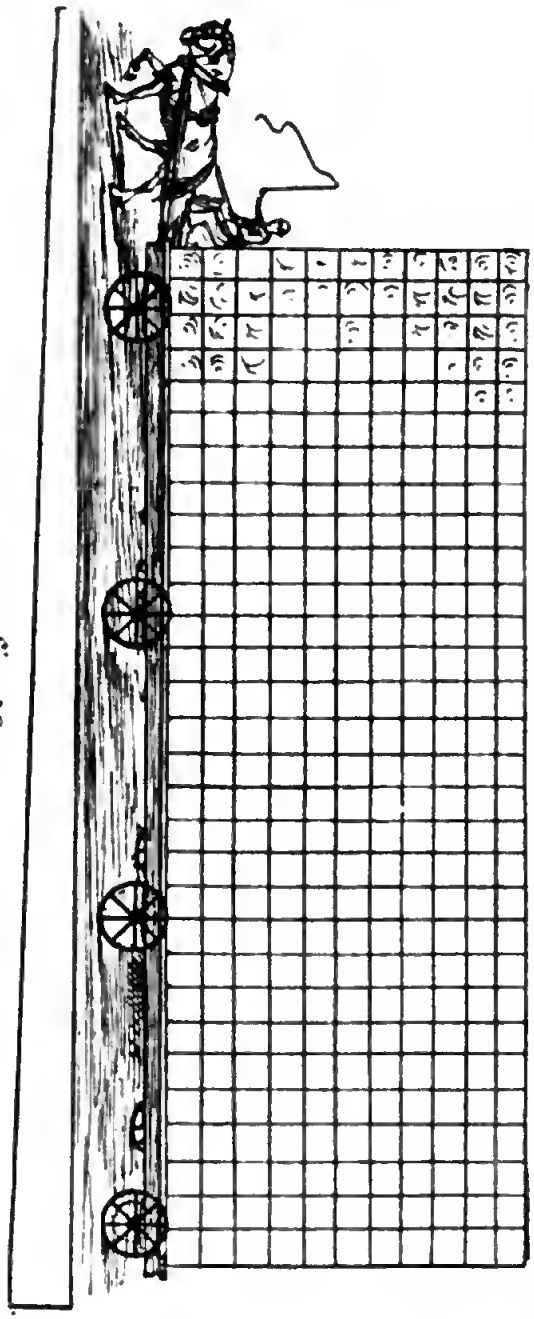


Fig. 10.

Einen zweiten Versuch stellte ich an, um die Stärke und Zugkraft des Ohrwurms zu bestimmen, indem ich einen Penny, die kleinste englische Kupfermünze, statt der

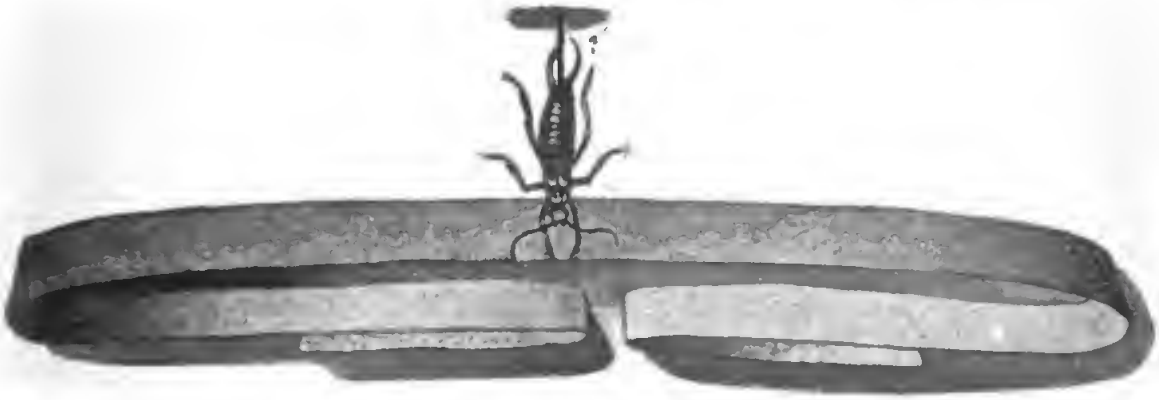


Fig. 11.

Streichhölzer auf den Wagen lud und den Wagen selbst mit seiner Last und seinem Zugtier auf eine glatte schiefe

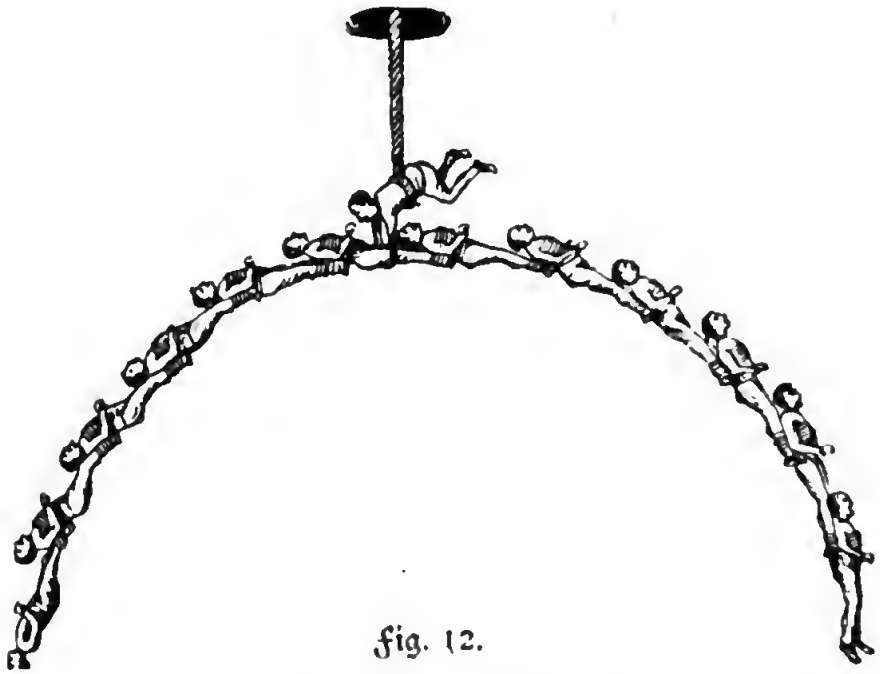


Fig. 12.

Ebene brachte, nämlich auf eine Schiefertafel, die ich mit Hilfe eines Griffels in eine geneigte Stellung brachte. Der Ohrwurm bestand auch diese Probe glänzend und

zog, wenn auch nicht ohne Schwierigkeit und mit erſichtlicher Anſtrengung, ſelbſt dieſe Laſt (Fig. 9). Ich ſtellte feſt, daß ein Penny ſo viel wiegt wie 83 Streichhölzer, und machte hiernach meine Berechnung. Der Penny iſt ferner ſo ſchwer wie 250 Ohrwürmer. Wenn nun ein Pferd dieſelbe Kraftleiſtung wie mein Ohrwurm ausführen wollte, ſo müßte es einen mit ſoliden Holzſtücken beladenen Wagen ziehen, der auf Fig. 10 abgebildet iſt.

Zuletzt ließ ich den Ohrwurm dann noch ein beſonderes Kraftkunſtſtück leiſten. Ich hielt ihn an einem Faden hoch, als ob er von der Decke herabhinge, und ließ ihn in dieſer Stellung einen langen Streifen Papier heben, den ich zu einer paſſenden Form zuſammengefaltet hatte (Fig 11). Er ergriff ihn ſofort und hielt ihn mit großer Hartnäckigkeit feſt, als ob er wiſſe, um was es ſich handle. Er verwandte hierzu nur zwei Füße. Das Papier, das er hob, war zwanzigmal ſo lang und wog genau zwölfmal ſo viel wie er ſelber. Nun ſtelle man ſich einen Menſchen vor, einen Kraftkünſtler erſten Ranges, der zwölf Menſchen von gleichem Gewicht in derſelben Stellung halten wollte, (Fig. 12).

Als Schlußfolgerung mag man es daher als bewieſen betrachten, daß viele Inſekten verhältnismäßig weit ſtärker als Menſchen oder Pferde ſind.

Der Samoaarchipel und seine Bewohner.

Bilder aus der Südsee. Von **Alexander Ritter.**

Mit 8 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

In zwölf Tagen gelangt man mit einem der modernen Schnelldampfer von San Francisco nach den vielgenannten und vielumworbenen Samoa- (sprich: Sámoa) oder Schifferinseln im südlichen Großen Ozean. Seit der Teilung der Südsee durch den deutsch-englischen Vertrag, wobei England sich den Löwenanteil zu sichern verstand, ist an Stelle der jenes Gebiet des Ozeans beherrschenden Segelschiffahrt unter deutscher Flagge jetzt fast ausschließlich englische und amerikanische Dampferverbindung getreten (nur ein Zweigdampfer der deutschen Reichspostlinie nach Australien geht alle achtundzwanzig Tage von Sidney nach den Tongainseln und dann nach Apia). Nach wie vor aber sind die deutschen Interessen die weitaus vorwiegenden auf Samoa, und aus diesem Grunde erregten die jüngsten dortigen Wirren ein so lebhaftes Interesse.

Unter den acht Archipelen, die Polynesien umfaßt, liegt am meisten westlich die Gruppe der Fidschiinseln, im Osten

der neuen Hebriden; öſtlich von ihm tauchen die Tongainſeln aus der Meeresflut auf, und im Norden dieſer die Samoainſeln zwiſchen 13½ und 14½ Grad ſüdlicher Breite, 169 bis 173 Grad weſtlicher Länge v. Gr. Dieſe letztgenannten Eilande wurden faſt ſämtlich von dem Holländer Jakob Roggeveen um 1722 entdeckt und dann wieder von Bougainville im Jahre 1760 beſucht, der ihnen den Geſamtnamen der Schifferinſeln verlieh, weil ſich dort die Kurſe mehrerer früherer Seefahrer berührten. In neuerer Zeit hat dann die Bezeichnung Navigators- oder Schifferinſeln allgemein dem von den Eingeborenen ſelber gebrauchten Samoa weichen müſſen. Dieſer Name wird von dem mythiſchen Häuptling Moa abgeleitet, der die erſten Einwanderer auf die Inſelgruppe geführt haben ſoll.

Schon am Morgen des zweiten Tages nach der Abfahrt des Dampfers von den Tongainſeln tauchen die mit üppigſter Vegetation bedeckten Eilande der Samoagruppe vor den Augen der Reiſenden auf. Hoch ragen die Gebirge von Savaii, der größten und am meiſten weſtlich gelegenen Inſel, zu dem blauen wolkenloſen Himmel empor. Ueberall gewahrt man üppigen Baumwuchs, namentlich Haine von Kokospalmen, die bis an den Strand heranreichen und dort ihre ſchlanken Wipfel in den Wellen ſpiegeln, die aus dem Grün hervorragenden Dächer ſamoaniſcher Dörfer, und ſieht man zwiſchen und auf den faſt alle Inſeln umgebenden Riffen mit Fiſchfang beſchäftigte Eingeborene dem Dampfer zuwinken.

Dann öffnet ſich eine weite Bai von ganz tropiſcher Pracht und Schönheit. Weiße Häuſer von europäiſcher Bauart ziehen ſich dort am Strande hin, einige Kirchen erkennt man an ihren Türmchen; von zahlreichen Gebäuden weht die deutſche Handelsflagge und von einem, das beſonders ſtattlich iſt, die deutſche Reichsflagge. Der Dampfer geht im Hafen von Apia vor Anker.

Junger Häuptling von Samoa im Kriegsſchmuck.

Die Samoagruppe, nach der unsere Illustrationen den Leser versetzen, hat im ganzen zehn bewohnte Inseln: Tau, Olosenga, Ofu, Aunuu, Tutuila, Nutele, Manua, Upolu, Apolima und Savaii, in der Richtung von Osten nach Westen, und noch vier unbewohnte Eilande. Der gesamte Flächeninhalt beläuft sich auf 2787 Quadratkilometer oder 50,6 Quadratmeilen, wovon 49,5 auf die drei Hauptinseln Savaii, Upolu und Tutuila kommen. Das Gesamtareal der Inselgruppe ist somit um etwa 100 Quadratkilometer kleiner als das Großherzogtum Mecklenburg-Strelitz. Die eingeborene Bevölkerung umfaßt etwa 36,000 Köpfe; dazu kommen dann noch gegen 450 weiße Fremde und vielleicht 800 Plantagenarbeiter von anderen Südseeinseln.

Was die allgemeine Natur dieser Eilande angeht, so sind sie wohl fast ausnahmslos vulkanischen Ursprungs. Davon geben ihre wildzerklüfteten Gebirge, die auf Savaii teils aus ganzen Reihen von Vulkanen, teils aus Einzelkratern bestehen, Zeugnis; der letzte Ausbruch fand erst im Jahre 1866 statt. Neben den vulkanischen Gewalten haben aber auch jahrhundertelange Arbeiten winziger Meerestierchen, die zur Familie der Korallen zählen, zur Entstehung jener Inseln mitgewirkt. Namentlich der Hafen von Apia wird durch die in ihn hineinragenden Korallenriffe verengt und gilt deswegen während der stürmischen Jahreszeit, von November bis März, als gefährlich. Das noch heute dort sichtbare Wrack des „Adler" erinnert an jenen furchtbaren Orkan vom Jahre 1889, der der deutschen Marine zwei Kriegsschiffe und den größten Teil ihrer Besatzungen kostete. Den besten Hafen der ganzen Gruppe hat die ostwärts von Upolu gelegene drittgrößte Insel Tutuila aufzuweisen. Er heißt Pago-Pago, und die Amerikaner haben sich das Recht erworben, dort eine Kohlenstation zu errichten; ein gleiches Recht steht Deutsch-

Hoher Häuptling von den Samoainseln.

land für den Ort Saluafata in der Nähe von Apia auf der zweitgrößten Insel Upolu zu.

Das zuletzt genannte Eiland ist das wichtigste und für uns interessanteste des Archipels. Es hat die größte Bevölkerungszahl unter allen Inseln aufzuweisen und darf auch wohl als das fruchtbarste gelten. Auf Upolu ist ferner der Sitz aller europäischen beziehungsweise amerikanischen Ansiedelungen und des Königs. In Apia, dem an der Nordküste dieser Insel gelegenen Hauptorte der ganzen Gruppe, hat der Handel und Verkehr seinen Mittelpunkt. Hier befindet sich auch der Hauptsitz der deutschen Südsee- und Plantagengesellschaft für die ganze Südsee. Sie ist die Nachfolgerin des Hamburger Hauses Godeffroy geworden und besitzt den weitaus größten Teil der deutschen Ländereien.

Die Bucht von Apia umsäumen flache Ufer, auf denen sich der aus drei Quartieren bestehende Ort hinzieht. Den mittleren Teil der Bucht nimmt das eigentliche Apia mit den Konsulaten (darunter das stattliche deutsche Konsulat), Kirchen, Postämtern, Gasthöfen, Kaufhäusern u. s. w. ein. Oestlich davon liegt, zwischen der englischen Kirche und dem überbrückten Sigagofluſſe, Matafele und die ehemals Godeffroysche Besitzung Matautu. Das Westende bildet die nur von Eingeborenen bewohnte langgestreckte Halbinsel Mulinu, wo der am 22. August 1898 verstorbene König Malietoa Laupepa wohnte und wo auch den seiner Zeit in den Kämpfen bei Apia und in dem vorhin erwähnten Orkan umgekommenen tapferen Angehörigen der deutschen Marine ein Denkmal gesetzt worden ist.

Die Neuwahl eines Königs hat den unmittelbaren Anlaß zu den jüngsten Wirren und Unruhen auf Samoa gegeben. Ende 1898 war der Häuptling Mataafa mit großer Majorität zum Herrscher gewählt worden, allein der amerikanische Oberrichter Chambers erklärte diese Wahl

Hauptstraße von Apia, in der Nähe des deutschen Konsulats.

für ungültig, worauf am 23. März 1899 der junge Tanu, der Sohn Malietoa Laupepas, in Anweſenheit und unter dem Schutze der engliſchen und amerikaniſchen Vertreter in Mulinu zum König gekrönt wurde.

Von alters her war die Bevölkerung von Samoa in folgende fünf Klaſſen geteilt: Alii, Taulaaitu, Tulafele, Faleupolu und Tangata-nuu, unter denen die Alii oder Häuptlinge die höchſte Klaſſe bildeten. Faſt jede Ortſchaft hatte ihren eigenen Häuptling oder „König“, die in faſt ununterbrochener Fehde miteinander lebten, was wohl am meiſten zu der erſchrecklichen Verminderung der eingeborenen Bevölkerung beigetragen hat, deren Kopfzahl gegen Ende des vorigen Jahrhunderts noch auf 180,000 geſchätzt wurde. Die Häuptlinge zerfielen wieder in große und kleine von entſprechender Autorität, und die erſteren wurden durch verſchiedene Titel ausgezeichnet. So beſaß zum Beiſpiel Mataafa vor der Königswahl das Recht zur Führung des Titels o le Tui Atua, König oder Herr von Atua. Außer ihm und Tanu giebt es aber noch eine ganze Anzahl hervorragender Häuptlinge in Samoa, die auf Grund ihrer Abſtammung auf das Herrſcherrecht Anſprüche machen. Daraus und aus dem unruhigen Geiſte der Samoaner überhaupt erklärt es ſich zur Genüge, weshalb bisher kein geordnetes Staatsweſen unter einem allgemein anerkannten Oberherrn auf der Inſelgruppe zu ſtande gekommen iſt.

Die Samoaner gehören zu den Polyneſiern, und ihre Vorfahren ſind nach allgemeiner Annahme vor mehreren hundert Jahren von den Sundainſeln her eingewandert. Sie ſind ein kräftig gebauter, ſchöner Menſchenſchlag und ſtellen zweifellos die ſchönſte Raſſe dar, die ſich in der ganzen Südſee findet. Die Männer groß, hochgewachſen und muskulös, dabei ſchlank und von ſelbſtbewußter Haltung. Der Geſichtstypus hat etwas unverkennbar Kaukaſiſches, wenn auch die Naſe vielleicht zu breit, der Mund

Kokospalme mit Nüssen.

zu voll iſt und die Backenknochen zu ſehr hervorſtehen. Die Hautfarbe wechſelt zwiſchen Hell- und Dunkelbraun, die Augen ſind dunkel, ebenſo die lockigen Haare, die aber Männer wie Frauen durch häufiges Beizen mit Kalk goldbraun umzufärben lieben. Höchſt phantaſtiſch iſt der Kriegsſchmuck der Häuptlinge, zu dem auch Halsbänder aus Haifiſch- oder Eberzähnen gehören.

Das weibliche Geſchlecht iſt im allgemeinen weniger ſchön als die Männer, doch findet man unter den ſamoaniſchen Mädchen und Frauen auch nach unſeren Begriffen hübſche Erſcheinungen. Hinter den geöffneten Lippen blitzen zwei Reihen tadellos weißer Zähne hervor, und fröhlich lachen die ſchwarzen, leuchtenden Augen. Meiſt ſind ſie nur von Mittelgröße, aber tadellos gewachſen, geſchmeidig und anmutig in allen Bewegungen. Als Schmuck lieben ſie vor allem Blumen im Haar oder hinter dem Ohr, auch Ketten aus roten, korallenähnlichen Früchten oder den wohlriechenden Früchten einer Schlingpflanze hergeſtellt. Das weibliche Geſchlecht genießt einen hohen Grad von Freiheit und Selbſtändigkeit. Auf dieſen glücklichen Eilanden, deren Bewohnern alles, was ſie zum Leben brauchen, ohne viel Mühe ſozuſagen in den Mund hereinwächſt, wird von den Frauen und Mädchen nicht viel Arbeit verlangt. Feldarbeit iſt überhaupt wenig erforderlich, und auch das Hausweſen ſtellt nur geringe Anforderungen. Die Weberei der allgemein geſchätzten Matten (Tapa) iſt Frauenwerk. Die Tapa, aus der Faſer des Papier-Maulbeerbaumes, bildete früher bei beiden Geſchlechtern auch ausſchließlich die Kleidung; neuerdings tragen die Frauen aber auch ſchon Kleider aus gedrucktem Kattun und die von den Miſſionaren eingeführte Tiputa, ein Oberkleid, das aus einem Stück Zeug mit Oeffnung für den Kopf beſteht.

Eines der Hauptgeſchäfte der Frauen und Mädchen im

Samoanische Hütte im Walde.

Hause ist die Bereitung des einheimischen Hauptgetränkes, der sogenannten Kawa. Zu dem Zwecke kauen sie die Stücke einer Pfefferwurzel (Piper methysticum), nachdem sie sich vorher sorgfältig den Mund gereinigt haben, bis jene zu einem Brei geworden sind. Diesen speien sie in eine Schüssel und rühren ihn mit Wasser an, worauf das Ganze umgerührt, gepreßt und geknetet wird. Die Fasern entfernt man mit einem Krautbüschel. In kurzer Zeit stellt sich ein Gärungsprozeß ein, und dann ist das Getränk, das trübe und milchig aussieht, fertig. Der Fremde wird diese eigenartige „Bowle" zuerst natürlich nur mit Widerstreben über die Lippen bringen, bald aber gewöhnt man sich an ihren Genuß, denn die Kawa wirkt nicht nur erfrischend und kühlend, sondern ist auch gerade im samoanischen Tropenklima dem Magen sehr bekömmlich.

Die Samoaner sind durchweg friedliche, freundliche und fröhliche Menschen, die sich jetzt, wenigstens dem Namen nach, allgemein zum Christentum bekennen. Wer aber ihr unverfälschtes Wesen und ihre eigenartigen Sitten und Bräuche kennen lernen will, darf sich nicht auf die Küstenorte beschränken, wo der Einfluß der Papalagi oder „vom Himmel Gekommenen", wie die ersten Weißen genannt wurden, sich nicht immer vorteilhaft bemerkbar macht, sondern muß die kleinen Dörfer und Gemeinden mehr im Innern aufsuchen.

Hier trägt das Leben der Eingeborenen auch heute vielfach noch einen ganz idyllischen Charakter. Die unglaubliche Ueppigkeit des Landes und die erstaunliche Fruchtbarkeit des Bodens überheben sie der Sorgen um das tägliche Brot fast gänzlich, und man muß einem neueren Reisenden recht geben, der diese Inselgruppe als das „Schlaraffenland der Gegenwart" bezeichnet. „Gebratene Tauben fliegen einem zwar nicht in den Mund, und auch Milch und Honig fließt nicht durchs Land, aber auf dem

Samoaniſches Dorfidyll.

Rücken kann man da den lieben langen Tag liegen und braucht nur aufzuſtehen, um ſich ſeine Nahrung, die während der Sieſta von den Bäumen herabgepurzelt iſt, zurecht zu machen. Humboldt erzählt, daß ein Mann, der auf Tahiti zehn Brotfruchtbäume gepflanzt hat, ſeiner Lebtage weiter nichts mehr zu thun braucht, da er von dem Ertrag der Bäume leben kann. Die Samoaner ſäen und pflanzen gar nichts, ſondern bekümmern ſich nur um die Ernte, die von ſelbſt heranreift und dieſe ſeligen Phäaken in ſattem Nichtsthun erhält. Ein geſegneteres Land läßt ſich nicht denken. Kokospalmen, Brotfruchtbäume, Orangen, Bananen, Yams, ſüße Kartoffeln, Taros, Sago und viele andere treffliche Nahrungsmittel wachſen alle dort, nur von Mutter Natur gewartet und gepflegt, und die Eingeborenen genießen froh, was ihnen beſchieden, ohne etwas zu entbehren. Ein fruchtbarer Boden, der von zahlreichen Süßwaſſerbächen reichlich getränkt wird, bringt alles hervor, deſſen ſie bedürfen: die Palme giebt Material zu den Hütten, deren Dächer mit Palmen- oder Bananenblättern gedeckt werden, zu Körben oder anderen Haushaltungsutenſilien; aus ihren Faſern verſtehen ſie Seile und Netze anzufertigen; der Saft wird in ein berauſchendes Getränk umgewandelt, und die Nuß iſt für ſich allein eine unerſchöpfliche Quelle des Nützlichen und Angenehmen." Es giebt Palmen, die 150 bis 200 Nüſſe tragen. Die Nuß liefert, in Streifen geſchnitten und getrocknet, wobei ſie etwa die Hälfte ihres urſprünglichen Umfanges verliert, die das Kokosöl liefernde Kopra, den wichtigſten Exportartikel.

Neben dieſen Erzeugniſſen des Pflanzenreiches bietet aber auch das Meer um jene Inſeln herum den Eingeborenen, die gewandte Schiffer und Fiſcher ſind, eine überaus reiche Ausbeute an Fiſchen und Schaltieren aller Art zwiſchen den Klippen und Korallenriffen. Auch die Vieh- und Geflügelzucht gewährt bei geringer Mühe gute

Deutsche Pflanzung auf Upolu.

Erträgnisse, und so ist denn für die glücklichen Samoaner das Märchen vom „Tischlein deck dich" gewissermaßen zur Wirklichkeit geworden. Eine Küche aber wird man in den einzelnen Wohnstätten der Insulaner vergeblich suchen, denn alle Speisen werden in einem der betreffenden Dorfschaft gemeinsam gehörigen Kochhause zubereitet. Die Hütten oder Häuser der Eingeborenen stehen unter Fruchtbäumen regellos zerstreut. Die Zwischenräume zwischen den das Dach tragenden Baumstämmen werden durch geflochtene Matten ausgefüllt, die man nach Belieben in die Höhe ziehen oder herunterlassen kann. Das Innere wird gleichfalls durch größere Matten in verschiedene Abteilungen geteilt. Jede Ortschaft hat einen kreisförmigen, von schönen Bäumen beschatteten Rasenplatz, auf dem sich ein besonders großes Gebäude erhebt, das Faletele, zu öffentlichen Verhandlungen und Festen wie zur Aufnahme von Fremden dienend, während es früher auch noch als Tempel benutzt wurde. Die ursprüngliche Art des Häuser- oder Hüttenbaues war außerordentlich praktisch und für das dortige Tropenklima sehr passend. Jetzt machen sich auch in dieser Beziehung bereits europäische Einflüsse geltend; namentlich Häuptlinge haben sich Häuser in europäischem Stil erbauen und diese sogar mit Möbeln nach europäischem Muster ausstatten lassen; letztere sind oft Erzeugnisse der erstaunlich geschickten samoanischen Zimmerleute und Tischler.

Im allgemeinen aber betrachten die Eingeborenen die Arbeit als etwas höchst Unangenehmes und — bei der geschilderten leichten Befriedigung ihrer Bedürfnisse — auch ganz Ueberflüssiges. Deswegen haben die Plantagenbesitzer über fortwährenden Arbeitermangel zu klagen, dem man dadurch abzuhelfen sucht, daß man durch besondere Agenten auswärts — auf den Marschallsinseln, den Salomonsinseln u. s. w. — farbige Arbeiter anwerben läßt und nach den Samoainseln bringt.

Arbeiter auf einer Pflanzung.

Die Thätigkeit der weißen Ansiedler dreht sich in erster Linie um die Gewinnung und Verschiffung der Kopra, in geringerem Maßstabe auch der Baumwolle. Der Ausfall der Kopraernte hängt vornehmlich davon ab, ob die Palme die nötige Feuchtigkeit erhält, denn wenn der Regen zu lange ausbleibt, so verdorrt nicht nur ein Teil der Blüten, sondern auch viele bereits entwickelte Früchte schrumpfen zusammen und gehen ein. Bei gutem Ausfall der Kopraernte herrscht überall eine vergnügte Stimmung, denn auch die Kaufkraft der Eingeborenen hängt wesentlich von dem Ausfall dieser Ernte ab. Die ganze Zwischenzeit füllen sie am liebsten mit Nichtsthun, versüßt durch die leidenschaftlich geliebten Gesänge, Tänze und Spiele aller Art, aus. Alle Einwanderer, sie mögen nun Pflanzer oder Kaufleute, Wirte oder Handwerker sein, hängen daher mehr oder weniger von den erwähnten Industrien ab.

Mit schönstem Erfolg hat man in neuerer Zeit auch Kaffee, Kakao, Reis und sogar Thee zu kultivieren versucht. Den Typus der deutschen Pflanzungen veranschaulicht unser Bild auf S. 219. Ganz ähnlich sieht auch die neuerdings vielgenannte, meist mit Kokospalmen besetzte Vailelepflanzung der deutschen Handels- und Plantagengesellschaft der Südseeinseln, etwa sechs Kilometer östlich von Apia, aus, wo der Ueberfall der Engländer und Amerikaner durch die Mataafaleute stattfand.

Nach dem Gesagten wird man das Urteil gewiß gerechtfertigt finden, das bisher noch alle Besucher der Samoainseln gefällt haben: daß diese nämlich zu den schönsten, ergiebigsten und anmutigsten Eilanden der ganzen Südsee gehören und daher einen sehr wertvollen Besitz darstellen. Zum Schluß mögen nun noch einige Angaben folgen zur Klarstellung der wirtschaftlichen Stellung, die Deutschland auf jener Inselgruppe einnimmt. Der deutsche Grundbesitz auf Samoa umfaßt 37,000 Hektar, während der ameri-

kaniſche auf 8200 Hektar, der engliſche auf noch weniger zu ſchätzen iſt. Engländer und Amerikaner haben beinahe gar keine Pflanzungen dort, während die deutſchen Plantagen ſich meilenweit über das Land erſtrecken und Millionen an Wert darſtellen. Auch die Ausfuhr liegt faſt ausſchließlich in deutſchen Händen. Selbſt im Auslande wird man es daher als vollberechtigt anerkennen müſſen, wenn Staatsſekretär v. Bülow in der Reichstagsſitzung vom 14. April 1899 als Richtſchnur für die deutſche Politik folgendes hinſtellte: „Einmal, daß wir die Pflicht haben, Handel, Wandel, Eigentum und Erwerb unſerer Landsleute auf Samoa zu ſchützen, dann, daß wir auf Samoa vertragsmäßige Rechte beſitzen, deren Aufrechterhaltung das deutſche Volk als Ehrenſache empfindet.“

Mannigfaltiges.

Der Hofperückenmacher. — Es war im Jahre 1730. Ueber das Königreich Preußen herrſchte König Friedrich Wilhelm I. in Berlin, und über das Reich der Mode ſchwang Lubin, der Hoffriſeur am franzöſiſchen Hofe zu Paris, das Scepter. Meiſter Lubin war damals der Baumeiſter aller monumentalen Kopffriſuren der eleganten Damenwelt, und ſeine Kunſt darin wurde von niemand übertroffen.

Die Perückenmacher der damaligen Zeit wurden für wirkliche Künſtler gehalten, und ihre Zunft allein genoß das Privilegium des Schwerttragens.

Unter den Lehrjungen des Meiſters Lubin befand ſich ein hübſcher und gefälliger Junge, Namens Léonard. Dieſer war verliebt in ſeine Kunſt, aber nicht minder auch in das Töchterlein ſeines Lehrmeiſters, die ſchöne Oliveta, ein anmutiges Mädchen von ſechzehn Jahren mit kirſchroten Lippen und wundervollen Augen.

Aber Meiſter Lubin erklärte feierlich, daß nur der ſein Nachfolger im Geſchäfte werden könne, der ſich früher oder ſpäter ausweiſen könnte damit, ein gekröntes Haupt friſiert zu haben; das war die Bedingung für ſeinen zukünftigen Schwiegerſohn....

Da erhielt Léonard eines Tages ein Schreiben aus Berlin; es war von ſeinem Onkel, einem ehrſamen Schuhmacher, der ſich dort anſäſſig gemacht hatte. Dem Onkel ging es gut, und darum lud er ſeinen Neffen ein, ſich ebenfalls in Berlin nieder-

zulaſſen. Die Berliner waren damals den Fremden Freund, beſonders wenn dieſe aus Paris kamen.

Anfangs hatte Léonard nur wenig Luſt dazu. Wie ſollte er auch ſein ihm lieb gewordenes Paris verlaſſen und ſeine — Oliveta?

Aber Oliveta hielt ihn ſelbſt dazu an, es hing ja möglicherweiſe die Zukunft beider davon ab. Und ſo verließ Léonard traurig die Ufer der Seine und vertauſchte ſie mit den Ufern der Spree.

Sein Onkel täuſchte ihn nicht. Jener zählte die beſten Geſellſchaftskreiſe zu ſeinen Kunden, und die meiſten derſelben nahmen bald auch die Kunſt Léonards in Anſpruch. So beſorgte der Onkel die Fußbekleidung, der Neffe dagegen die Kopffriſuren der elegantеſten Damen- und Herrenwelt Berlins.

Der Name „Léonard" wurde bald berühmt und ſeine Kunſt von den höchſten Herrſchaften geſucht. Nur eines fehlte noch zu ſeinem vollſtändigen Glücke: ein gekröntes Haupt friſieren zu dürfen und der Hoftitel vor ſeinem Namen.

Groß war deshalb ſeine Freude, als ihn eines Tages die Königin zu ſich rufen ließ. Freilich war der Hof Friedrich Wilhelms nicht ein Hof Ludwigs XV., aber ein Königshof war er doch.

Léonard begab ſich zur beſtimmten Stunde in den königlichen Palaſt, das Schwert an der Seite, den Dreiſpitz unter dem Arme. Er wurde eingeführt. Unter ſeinen Künſtlerhänden wuchſen die phantaſiereichſten Friſuren: die Haare der hohen Damen vom Hof wurden gekämmt, geflochten, gepudert, gehoben und aufgetürmt über der Stirn, ſo reizend ſchön und entzückend, daß Léonard das größte Lob erntete.

„Man fühlt ſich unwillkürlich nach Verſailles verſetzt," bemerkte eine der Hofdamen entzückt.

Und dieſe Bemerkung war für den Haarkünſtler die größte Auszeichnung. Die Friſur der Königin war ihm aber ganz beſonders geglückt, das Bewußtſein, ein gekröntes Haupt friſiert zu haben, machte ihn im Hinblick auf ſeine Liebe ungemein hoffnungsvoll.

Eben war er mit ſeiner Arbeit fertig, und ſchon ſchickte er ſich zum Fortgehen an, als ſich plötzlich eine derbe Stimme hören ließ, die unter den Anweſenden eine nicht geringe Beſtürzung hervorrief.

„Was ſoll dieſe Maskerade bedeuten?“

Der Mann, aus deſſen Munde dieſe Worte kamen, war eine hohe hagere Geſtalt. Seinen Kopf bedeckte ein Filzhut, und einen Stock mit elfenbeinernem Griffe hielt er unter dem Arme.

Es war König Friedrich Wilhelm I.

Die Königin ſtotterte eine Ausrede, ſie ſprach von einer Audienz, in welcher der neue franzöſiſche Geſandte empfangen werden ſollte.

„Sind Sie närriſch geworden, Madame,“ unterbrach ſie der König, „und glauben Sie, daß ich Ihre Maskerade ſo ruhig mit anſehen kann?“

Und zu Léonard gewendet, fuhr er fort: „Du haſt eine ſchöne Arbeit gemacht — aber eine höchſt lächerliche. Meiner Anſicht nach wirſt du die ſchönſte Arbeit erſt jetzt ausführen: ich befehle dir, ſämtliche hier anweſenden Damen ſofort kahl zu ſcheren. Was Sie betrifft, Madame,“ fügte er hinzu, ſich zur Königin wendend, die ihn zu beſchwichtigen ſuchte, „ſo will ich bei Ihnen als Königin von Preußen eine Ausnahme machen und Sie von dieſer Prozedur ausſchließen.“

Alle Bitten und Proteſte waren umſonſt.

Als dieſe ſchreckliche Exekution vorüber war, wandte ſich der gefühlloſe König zu dem Vollzieher ſeines Willens: „Jede Arbeit,“ ſagte er, „will ihren Lohn, was gab dir die Königin dafür?“

„Zehn Thaler.“

„Fürwahr, Madame, Sie ſind nicht ſehr großmütig, dieſer junge Mann muß ſich einen ſauberen Begriff machen von unſerem Hofe.“

„Sire ... ich war der Meinung ...“ ſtotterte die Königin.

„Nun, ich will freigebiger ſein und deine Dienſte beſſer honorieren, mein Junge. Wie viel bin ich dir ſchuldig für die Durchführung meines Befehles?“

„Ganz nach Belieben, Sire,“ ſtammelte der Haarkünſtler.

„Biſt du zufrieden mit fünfundzwanzig?“

„Ja, Sire,“ entgegnete Léonard und neigte ſich tief zur Erde ... „Au weh, au weh, au weh ...“

Und die Stockhiebe des Königs fielen wie dichter Hagel auf

den gekrümmten Rücken des Künstlers, indes der König dabei ganz ruhig und gewissenhaft zählte: „Ein Thaler, zwei Thaler..."

Léonard war herzlich froh, als er aus dem Schlosse war, packte schleunigst seine Habseligkeiten zusammen, verließ Berlin und kehrte nach Paris zurück zu seinem Meister.

Sein sehnlichster Wunsch aber war erfüllt, denn er hatte ein gekröntes Haupt frisiert, und das genügte für seine Zukunft. Sein ehemaliger Meister war vollkommen befriedigt, und Léonard wurde sein Schwiegersohn, dem er bald darauf sein einträgliches Geschäft abtrat.

Die Affaire mit dem König verschwieg Léonard natürlich, und wenn einmal über den als geizig geltenden König Friedrich Wilhelm gespöttelt wurde, pflegte er zu sagen: „Gerade das Gegenteil, meine Herren, ich habe ihn zu meiner Zeit als einen ungemein freigebigen Herrn kennen gelernt." F. H.

Neue Erfindungen: I. Die neueste Art von Rollschuhen. — In den achtziger Jahren tauchten, wohl hauptsächlich durch die Anregung der Schlittschuhscene in Meyerbeers „Prophet", als Schlittschuhsurrogat die schon früher von J. Garcin erfundenen Rollschuhe auf. Die neue Bewegungsart wurde zuerst in den Vereinigten Staaten von Nordamerika eingeführt und fand auch rasch in Europa Aufnahme. Man fuhr in Hallen, deren Boden mit einem Belag von Asphalt oder besser von Zement versehen war, sogenannten Skating-Rinks, und während mehrerer Jahre wurden Dutzende von Patenten auf neue Rollschuhkonstruktionen genommen. Man errichtete sogar Skating-Rinks, in denen im Sommer eine wirkliche Eisbahn erzeugt wurde mit Hilfe eines Röhrensystems, worin sehr kalte Salzlösungen zirkulierten, oder man ahmte durch kryställisierende Salzmischungen die Eisfläche nach, die täglich neu geglättet wurde. So eifrig dieser Sport aber eine Zeitlang betrieben wurde, ebenso rasch verschwand er auch wieder, um dem „Radeln" Platz zu machen, wohl hauptsächlich deswegen, weil man bei der Benutzung der Rollschuhe durchaus auf die Skating-Rinks beschränkt war und nicht nach Belieben damit ins Freie hinausfahren konnte.

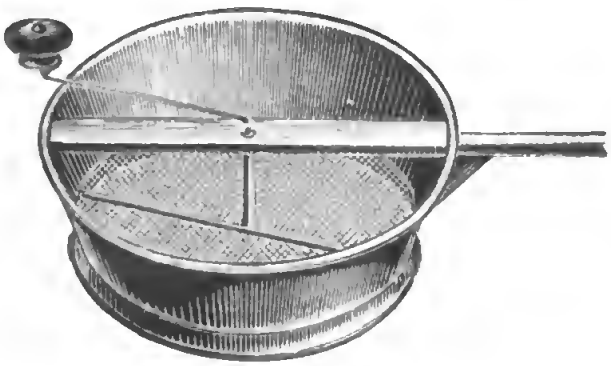
Das soll nun jetzt eine neue Art von Rollschuhen ermöglichen, die in Paris aufgekommen ist; bereits sieht man Liebhaber dieses

neuen Sports in der Weiſe, wie es unſere Abbildung veranſchaulicht, damit in den Alleen des Bois de Boulogne ſich umherbewegen. Dieſe neueſte Art von Rollſchuhen hat nur zwei Räder, eines vorn und das andere hinten, mit einem Durchmeſſer von 15 bis 20 Millimeter und gleich den Fahrrädern von einem hohlen Kautſchukring umgeben. Sie ſitzen an einem Geſtell aus Stahl von Fußlänge, haben hinten eine Lederkappe für den Abſatz und werden mittels Riemen am Fuße feſtgeſchnallt. Man ſoll damit auf guten Wegen eine Strecke von 15 bis 20 Kilometer in der Stunde zurücklegen können, doch ermüdet man ſchneller dadurch wie beim Radfahren. Fr. R.

Neue Art von Rollſchuhen mit zwei Rädern und Kautſchukreifen.

II. Mehlſieb mit Rotationsbewegung. — Wenn man Backwerk oder Mehlſpeiſen bereiten will, ſo muß das Mehl, wie jede Hausfrau weiß, vorher fein geſiebt werden. Das geſchah bisher, indem man es mit einem Quirl durch die Maſchen eines Siebes trieb. Dies Durchrühren, bei dem es ſich vornehmlich um das Zerdrücken der zahlreichen Mehlklümpchen handelt, iſt aber recht zeitraubend, und dann ſtaubt bei dieſer Arbeit das Mehl auch in unangenehmer Weiſe. Beiden Uebelſtänden hilft nun ein neues Mehlſieb mit Rotationsbewegung ab, das unſere Abbildung zur Anſchauung bringt. Unmittelbar auf ſeinem Drahtboden befindet ſich eine Blechſtange, die mittels einer Kurbel zu drehen iſt. Nachdem man das zu ſiebende Mehl hineingeſchüttet hat, wird die Kurbel und mit ihr die Blechſtange in Bewegung geſetzt und dadurch in kürzeſter Zeit das Mehl durchgeſiebt, wobei ſich die darin befindlichen Klümpchen ganz leicht auflöſen. Hierbei wird ſtets nur die unterſte Mehlſchicht bewegt, während das darüber befindliche Mehl ganz ruhig

liegen bleibt, wodurch jegliche Staubentwickelung ausgeschlossen ist. Dies neue Sieb wird in drei Größen hergestellt, mit einem Durchmesser von ungefähr 20, 24 und 28 Centimeter; die Preise betragen 2,25, 2,75 und 3,75 Mark. Es sei endlich auch noch darauf hingewiesen, daß sich dieses äußerst praktische Gerät nicht bloß zum Durchsieben von Mehl, sondern auch von Zucker, Schokolade, geriebenem Brot und dergleichen mehr verwenden läßt. Die Ausführung des Siebes, dessen Wandung aus Weißblech und dessen Boden aus verzinntem Drahtgewebe besteht,



Neues Mehlsieb mit Rotationsbewegung.

ist sehr solide und übertrifft die der gewöhnlichen Haarsiebe bei weitem, so daß es auch in dieser Beziehung empfohlen werden darf. E. M.

Eine kostbare deutsche Geige. — Bei einem Besuche, den Kaiser Karl VI. auf dem Schlosse seines obersten Gestütmeisters, des bekannten Grafen Wenzel v. Trautmannsdorf abstattete, waren von diesem die mannigfaltigsten Veranstaltungen für einen würdigen Empfang getroffen worden. Unter anderem hatte Trautmannsdorf die berühmte Sängerin Faustina und ihren Reisegefährten, den Violinisten Mauro Allesi, kommen lassen, obgleich er mehrere vorzügliche Musiker, von denen die beiden Geiger Gebrüder Georg und Nikolaus Stezitzky die bedeutendsten waren, ständig in seinen Diensten hielt. Mauro Allesi führte mehrere ausgezeichnete Cremonesergeigen mit sich, deren herrlicher Ton allgemeines Entzücken erregte.

In dem Gefolge des Kaisers befand sich auch Fürst Wenzel von Liechtenstein, der demnächst als Botschafter nach Paris gehen

ſollte. Dieſer erbat von Trautmannsdorf für Georg Stezitzky die Erlaubnis, ihn nach Frankreich zu begleiten. Sie wurde gern gewährt, aber der deutſche Virtuoſe war nur im Beſitz eines ſehr mittelmäßigen Inſtruments, das niemand mehr gefallen wollte, nachdem man Alleſis Violinen kennen gelernt hatte. Trautmannsdorf ſuchte den Italiener zum Verkauf einer derſelben zu bewegen und machte ihm wahrhaft glänzende Anerbietungen. Mauro Alleſi ſchlug ſie aber alle rundweg aus und wurde infolgedeſſen in ziemlicher Ungnade, wenn auch mit einer reichlichen Belohnung für ſeine muſikaliſchen Leiſtungen vom Schloſſe entlaſſen.

Der Graf, der ein großes Intereſſe daran hatte, mit ſeinem Geiger in Paris Ehre einzulegen, ließ überall Umfrage nach einem paſſenden Inſtrument halten, ohne daß ſeine Bemühungen von Erfolg geweſen wären.

Da ließ ſich, während noch die hohen Gäſte auf dem Schloſſe anweſend waren, ein alter Mann bei Trautmannsdorf melden, mit der Bitte, ihm und den anderen erlauchten Herrſchaften etwas vorſpielen zu dürfen. Eine kleine Probe fiel zur vollen Zufriedenheit des Grafen aus, und am Abend weckte der bejahrte Virtuoſe, deſſen Name uns nicht überliefert iſt, bei ſeinem vornehmen Auditorium wahre Stürme des Beifalls durch ſein meiſterhaftes Spiel und vor allem durch den edlen, kraftvollen Ton ſeiner Violine. Man erkundigte ſich nach ihrer Herkunft und erfuhr, daß ſie deutſchen Urſprungs ſei, nämlich ein Werk des Geigenbauers Jakob Stainer aus Tirol. Einhellig war man der Meinung, daß ſie Alleſis Cremoneſergeigen weit hinter ſich laſſe, und Graf Trautmannsdorf fragte den Beſitzer, unter welchen Bedingungen er ihm die Violine überlaſſen würde. Der alte Meiſter aber weigerte ſich anfänglich ſehr entſchieden, ſein Kleinod herzugeben, da, wie er ſagte, mit ihm auch ſeine ganze Kunſt und all ſein Glück dahin ſein würden. Das Drängen und die immer geſteigerten Anerbietungen des Grafen aber machten ihn doch endlich nachgiebig, und es kam zuletzt folgender Vertrag zwiſchen ihnen zu ſtande: Trautmannsdorf zahlte ihm für ſein Spiel 50 Dukaten und bewilligte ihm für die Hergabe der Violine 300 Gulden baren Geldes, alljährlich eine vollſtändige Bekleidung, tägliche Beköſtigung für den Reſt ſeines

Lebens mit einer Maß guten Weines für jeden Tag und zwei Fässern Bieres jährlich zum Nebentrunk, freie Wohnung, Holz und Licht, monatlich zehn Gulden und jährlich sechs Scheffel Frucht, endlich so viele Hasen, als er sich für seine Küche wünschen würde.

Nach Abschluß dieses Vertrages mußte Georg Stezitzky zur Bewunderung aller Hörer ein Solo auf dieser Geige spielen, worauf er sie von dem Grafen zum Geschenk erhielt. Der Mann aber, welcher das Instrument unter so vorteilhaften Bedingungen hingegeben hatte, lebte noch sechzehn Jahre und bezog aus der Kasse des Grafen während dieser Zeit im ganzen nicht weniger als 10,380 Gulden 24 Kreuzer, eine Summe, die nach dem damaligen Geldwert wohl den höchsten Kaufpreis darstellt, welcher für eine Geige deutschen Ursprungs jemals bezahlt worden ist. Als Georg Stezitzky gestorben war, erhielt sein Erbe viele Angebote auf das Instrument. Aber erst nach dem Tode des Grafen v. Trautmannsdorf entschloß er sich, es an den kurpfälzischen Hofmusikus Zart zu verkaufen. Die Geige ging später durch mehrere Hände, und man hörte von ihr zum letztenmal im Jahre 1854, wo auf ihr in Wien bei der Vermählung des Kaisers von Oesterreich gespielt wurde. Seitdem ist sie verschollen.

Der Geigenbauer Jakob Stainer aber, dessen Erzeugnisse in der zweiten Hälfte des 17. und im ganzen 18. Jahrhundert so hoch geschätzt waren, daß eine wirkliche Stainergeige zuletzt kaum mehr unter 500 Dukaten zu haben war, hatte zu seinen Lebzeiten nur gar spärliche Früchte seines Fleißes und seiner Kunstfertigkeit geerntet. Er stammte aus dem Dorfe Absam, einem vielbesuchten Wallfahrtsort nördlich von Hall, und erfreute sich schon mit zwanzig Jahren in ganz Tirol eines großen Rufes als Geigenbauer. Er benutzte für die von ihm gefertigten Instrumente stets das Holz der sogenannten Haselfichte, und man erzählt, daß er die für seine Zwecke geeigneten Stämme ausgewählt habe, während sie, wie es in Gebirgsgegenden üblich ist, nach dem Fällen von der Höhe ins Thal hinabgestoßen wurden. Bei dem Aufschlagen auf die Felsen pflegen sie dann nämlich seltsame singende Töne von sich zu geben, und aus diesen Lauten erkannte Stainers feines Ohr ihre Eignung für den

Geigenbau. Zwar ernannten sowohl der Erzherzog Ferdinand Karl, wie der Kaiser Leopold I. ihn zu ihrem Hofgeigenmacher, aber der Gewinn, welcher Stainer aus seiner etwa vier Jahrzehnte lang geübten Thätigkeit erwuchs, muß ein sehr geringfügiger gewesen sein, denn er lebte mit seiner zahlreichen Familie stets in sehr beschränkten Verhältnissen, und als zuletzt das sogenannte Pfandhausamt seine Bitte um Stundung einer Schuld von 450 Gulden abschlägig beschied, verfiel er aus Furcht vor der gerichtlichen Exekution in Schwermut und später in förmlichen Wahnsinn, von dem sein Geist bis zu seinem im 62. Lebensjahre erfolgten Tode umnachtet blieb.

Auch Mozart besaß eine echte Stainergeige und hielt dieselbe sehr hoch in Ehren. Sie ist mit Stainers Handschrift und der Jahreszahl 1656 bezeichnet, diente dem unsterblichen Meister als Soloquartettinstrument und wurde im Jahre 1856 am Mozartfeste im Salzburger Mozarteum als eine teure Reliquie ausgestellt. Auch in der Pfarrkirche zu Hall in Tirol wird noch heute ein echtes Stainersches Violon mit der Jahreszahl 1653 aufbewahrt. R. O.

Der Sohn des Panzerschiffes. — Am Tage nach dem Bombardement Alexandrias (1882) wurden englische Matrosenabteilungen in die brennende Stadt entsendet, um dem Plündern der Araber Einhalt zu thun. Bei ihrem Vordringen stieß eine solche Abteilung vom „Inflexible" auf einen Araber, der sich eben mit seiner Beute aus dem Staube machen wollte. Als er die Gewehre auf sich gerichtet sah, zog er aus seinem faltigen Burnus ein kleines Kind, wahrscheinlich ein geraubtes Christenkind, hervor und hielt es mit höhnischem Grinsen zu seinem Schutz den Angreifern entgegen. Seine Kriegslist wirkte, denn niemand wagte loszudrücken, aus Furcht, das unschuldige Geschöpf zu töten. Zwei Matrosen fielen jedoch dem Unhold auf Umwegen in den Rücken und streckten ihn nieder, ehe er sich dieser Angreifer versah.

Das Kind aber wurde an Bord des Schiffes gebracht, dessen Offiziere den Beschluß faßten, für seine Zukunft zu sorgen. Der „Sohn des Panzerschiffes", das maritime Pendant der „Tochter des Regiments", wurde auf die Namen Frederic Francis Inflexible getauft; die beiden Vornamen waren jene des Ober-

admirals Beauchamp-Seymour; der Zuname wurde dem Panzerkoloß entlehnt, dessen Offiziere an dem Täufling insgesamt Vaterstelle vertraten.

Frederic Francis Inflexible lebt gegenwärtig in der Hauptstadt Frankreichs. W. H.

Die Mordlust der Ameisen. — Die Ameisen, diese gleichberühmten Kampf- und Kunstgenossen der Bienen, sind die streitbarsten Geschöpfe der Insektenwelt. Sie organisieren Angriffskriege und Raubzüge, veranstalten förmliche Sklavenjagden, nehmen Ueberfälle und Plünderungen vor und üben grausamsten Mord an Schuld- und Wehrlosen.

Für die kleine harmlose Tierwelt bedeutet eine Ameisenkolonie ringsum Schrecken und Verderben. Wer diesen Barbarismus des Ameisenvolkes noch nicht kennt, der hebe ein Nest der gewöhnlichen Wiesenameise gründlich aus, verbringe die ganze krabbelnde Gesellschaft in einen dicht schließenden Sack und schütte dann den ganzen Inhalt auf eine frischgemähte Wiese hin. Sofort, nachdem die Ameisen von dem neuen Territorium Besitz genommen haben, entsteht unter den bisherigen kleinen Bewohnern desselben eine allgemeine Panik. Alle Grillen entfliehen im Nu, indem sie ihre Erdlöcher preisgeben. Die Heuschrecken, die Zirpen, die Erdflöhe suchen sich nach allen Seiten zu retten; die Spinnen und Käfer verlassen ihre Beute, um nicht selbst zu einer solchen zu werden; die ungeschickteren Tiere, oder solche, welche eben erst ausschlüpfen, werden von den ausschwärmenden Ameisen massenweise aufgespürt, hingemordet und zerrissen. Der Entomologe Forel brachte einen Trupp Wiesenameisen mit einem Wespennest zusammen, welches in die Erde hineingebaut war. Die Ameisen blockierten sofort die Oeffnung des Nestes und jagten die zahlreichen Insassen heraus, allerdings nicht ohne bei diesem Kampfe viele ihrer eigenen Genossen zu verlieren.

Wenn die Maikäfer im Frühling sich anschicken, aus der Erde zu kriechen, sieht man häufig, wie die Wiesenameise in das kleine Loch, welches noch nicht groß genug ist, um den Maikäfer passieren zu lassen, eindringt und den nichts Böses Ahnenden hinmordet. Die Raupen, die Regenwürmer, die Larven jeder Art und Größe werden in gleicher Weise die Beute verschieden-

artiger Ameisen. Sogar die geflügelten Insekten sind vor diesen schlimmen Mördern nicht sicher. Schmetterlinge, Fliegen, selbst Schnecken, welche durch irgend einen Anlaß in den Nasen herabfallen und nicht sofort wieder aufkommen, werden von den in der Nähe lauernden Ameisen getötet. Sogar an die zarte Brut junger Vögel, welche auf dem Boden oder in niederem Gebüsche nisten, wagt sich das Räubervolk heran und martert die hilflosen Wesen langsam zu Tode.

Noch gefährlicher und gefürchteter als unsere einheimischen Ameisenarten sind diejenigen der tropischen Gegenden. Wenn die westafrikanische Jagd- oder Treiberameise in ein Haus einzieht, dann verlassen die Neger sofort die Wohnung, weil sie wissen, daß gegen diese Einquartierung aller Widerstand umsonst ist. Alles Ungeziefer, welches im Hause verborgen ist, wie Ratten, Mäuse, Schwaben, Spinnen und Wanzen, sogar Schlangen und Eidechsen machen sich aus dem Staube vor diesem gefürchteten Räuber und Mörder. C. T.

Napoleons I. Totenmaske. — Am 6. Mai 1821, am Tage nach dem Tode Napoleons I., nahm sein Arzt die Totenmaske des Kaisers in Gips ab. Als er später mit dieser Maske nach England zurückkehrte, bot man ihm 6000 Pfund Sterling, aber er lehnte dieses Angebot ab. Später ließ der Arzt noch einen Bronzeabguß dieser Totenmaske anfertigen.

Vor einigen Jahren wurde die Originalmaske in London mit 6000, dann mit 5000 Pfund Sterling zum Verkaufe angeboten, ohne jedoch einen Käufer zu finden. Nicht besser erging es dem Verkäufer in Brüssel, wo man 100,000 Franken forderte; die Maske war nicht anzubringen.

Die Bronzemaske war in den Besitz des Vereines „Die Söhne des Ruhmes" übergegangen. Dieser Verein bestand nur aus ehemaligen Offizieren der großen Armee; so oft ein Mitglied starb, wurde die Maske während der Beerdigung auf dessen Sarg gelegt. Nach dem Tode des letzten „Sohnes des Ruhmes" erwarb die Maske eine Engländerin, Fräulein Forty. Diese Dame ist jetzt gestorben, und bei der Versteigerung ihres Nachlasses kam auch die Maske unter den Hammer. Sie brachte es auf 435 Franken. Et.

Schlafmaschinen. — Die originellsten Erfindungen werden bekanntlich in Amerika zu stande gebracht. Freilich giebt es unter den amerikanischen Erfindungen auch solche, die heute viel von sich reden machen und vielleicht morgen schon wieder von der Bildfläche verschwunden sind. So sind kürzlich in der neuen Welt Schlafmaschinen erfunden worden, und zwar nicht etwa zum Scherz, sondern bei der Konstruktion hat man sich an wissenschaftliche Erfahrungen gehalten. Es sind auf einmal drei Arten von Schlafmaschinen auf den Markt gebracht worden. Die eine dieser sonderbaren Maschinen besteht in einer elektrischen Batterie, die im Bett angebracht ist, und welche mit dem Hals des Schlafbedürftigen, der sich ins Bett legt, in Verbindung gebracht wird. Die Batterie schickt ununterbrochen milde, elektrische Ströme durch das Rückenmark des Schlafbedürftigen und soll in der That einen tiefen und angenehmen Schlaf erzeugen. Richtig ist, wie wissenschaftlich festgestellt ist, daß leichtes Elektrisieren des Rückenmarks guten Schlaf erzeugt.

Die zweite Maschine ist nach mechanischen Prinzipien konstruiert. Sie wird ebenfalls um den Hals des Schlafbedürftigen gelegt und übt einen leisen Druck auf die Halsschlagadern aus. Durch den Druck auf die Adern wird die Zufuhr des Blutes in das Gehirn gehindert, und so der Schlaf erzeugt, denn Schlaf tritt bekanntlich nur ein, wenn das Gehirn nicht mit Blut überfüllt ist.

Die dritte Maschine beruht im Prinzip auf der Erfahrung, daß eine Ermüdung der Augen Schlaf erzeugt. Eine solche Ermüdung der Augen tritt durch das Beobachten einer gleichmäßigen Bewegung ein. Man wird schläfrig, wenn man lange auf Bäume sieht, die im Winde bewegt werden, oder wenn man am Rande eines Wassers sitzt, das gleichmäßig dahinfließt, sich kräuselt oder Wellen bildet. Der Erfinder dieser Schlafmaschine hat nach diesem Grundsatze einen achteckigen, mit Spiegeln versehenen Körper konstruiert, der um seine Längsachse rotiert. Durch den beständigen, gleichmäßigen Reiz, den die Spiegel in rascher Aufeinanderfolge auf das Auge ausüben, soll eine derartige Ermüdung des Auges eintreten, daß der Schlaf nach kurzer Zeit sich unfehlbar einstellt.

Dieſe Erfindungen, denen es ja, wie man ſieht, nicht an wiſſenſchaftlichem Hintergrunde fehlt, machen den Fähigkeiten ihrer Erfinder alle Ehre, jedenfalls aber erzeugt man Schlaf am beſten nach der „alten Methode", nämlich durch eine vernünftige, regelmäßige Lebensweiſe und Ermüdung des Körpers durch Arbeit und Bewegung. A. O. K.

Ein „gebildeter" König. — König Ferdinand von Neapel, der im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts regierte, lernte erſt durch ſeine Gemahlin Karoline leſen und ſchreiben. Die unglaubliche Unwiſſenheit des Königs gab natürlich Stoff zu manchen Anekdoten. Gut beglaubigt iſt die folgende: Einſt kam in des Königs Gegenwart die Rede auf das Ende Ludwigs XVI. Jemand wies darauf hin, daß die Annalen der europäiſchen Geſchichte ſchon zum zweitenmal die Hinrichtung eines Königs zu verzeichnen hätten.

„Zum zweitenmal?" fragte der König erſtaunt.

„Nun ja, in England."

„In England wäre ein König hingerichtet worden?"

„König Karl I., Majeſtät."

„Nein," rief Ferdinand, der von dieſer Thatſache keine Ahnung hatte, „nein, das iſt unmöglich, da ſind Sie falſch unterrichtet. Die Engländer ſind ein zu loyales und braves Volk, als daß ſie einer ſo niedrigen That fähig ſein könnten." König Ferdinand war damals mit den Engländern gegen Frankreich verbündet und ehrte in ihnen die Vorkämpfer gegen die Revolution. Nach einer Pauſe ſetzte er hinzu: „Verlaſſen Sie ſich darauf, das iſt eine bloße Erfindung, von den Pariſer Jakobinern in die Welt geſetzt, um ihr Verbrechen durch das Beiſpiel einer ſo großen Nation wie der engliſchen zu verringern. Es mag ihnen gelungen ſein, ihr eigenes Volk damit zu täuſchen, aber wir werden uns, will ich hoffen, von ihnen nicht beſchwindeln laſſen." St.

Eine gute Carriere. — Daß der erſte Miniſter und Ratgeber des Königs Chulalongkorn von Siam ein geborener Schleswiger iſt, dürfte nicht allgemein bekannt ſein. Derſelbe, Admiral A. du Pleſſis-Richelieu in Siam, wurde 1852 in Loit bei Apenrade geboren. Als ſein Vater, der in dieſem Dorfe Prediger war, ſtarb, kam der junge Richelieu nach Dänemark. Dort er-

wählte er den Seemannsberuf und genügte seiner Militärpflicht in der dänischen Marine. Bald darauf beschloß er, nach Bangkok zu gehen. Im Jahre 1873 reiste er dorthin und überbrachte dem Könige von Siam ein warmes Empfehlungsschreiben des dänischen Königs. Schnell hat er hier sein Glück gemacht. König Chulalongkorn gewann bald die Einsicht, daß der junge Richelieu ein Mann sei, den er zum Reformator und Organisator der Verhältnisse seines Landes gebrauchen könne. Richelieu stieg bald von Stufe zu Stufe, bis er schließlich zum Admiral vorrückte, und der König ihn zu seinem ersten Berater, seinem Freunde und obersten Staatsmann ernannte. Als der König seine Europareise antrat, war es seine Absicht, seinen ersten Minister mitzunehmen. Auf ausdrücklichen Wunsch der Königin blieb dieser jedoch zurück, um an ihrer Seite die Staatsgeschäfte zu besorgen. Richelieu ist seit 1892 mit der Tochter des dänischen Kammerjunkers Lerche auf Seeland verheiratet. O. v. B.

Ein denkwürdiger Schuß. — Im Jahre 1796 rückte eine russische Abteilung Soldaten bis gegen Krakau vor, um diese damals schwach verteidigte, alte, halbverfallene Festung zu nehmen. Nach altem Brauche waren die Mauern und Flankierungstürme von den bürgerlichen Handwerkszünften besetzt. Der äußerste der drei jetzt noch pietätvoll erhaltenen Stadttürme an der Nordfront, zunächst des Florianithores, gehörte der Gilde der Schnürlmacher, Börtelweber und Schnuckler (Posamentierer), welche mit ihren alten Waffen unter Kommando des Altmeisters Kasimir Oraszewicz dort Wache hielten.

Da rückte eines Tages der russische General Panin mit glänzender Suite, alle prächtig uniformiert, bis auf zwölfhundert Schritte an die Mauern, um zu rekognoszieren.

„Hallo! Diesen Vogel möchte ich haben," rief Oraszewicz und griff nach seinem Gewehre.

„Schade um das Pulver!" bemerkte ein Bürger, „so weit trägt keine Büchse; vielleicht das Wallgewehr." Dabei deutete er auf eine uralte Wallbüchse, die ein Kaliber hatte, in welches man bequem wallnußgroße Kugeln hätte laden können, wenn solche zur Stelle gewesen wären.

Da riß Oraszewicz einen silbernen Knopf, wie solche oft in

Taubeneigröße Edelleute und reiche Bürger an ihren Kartuschen damals trugen, von seinem Gewand, lud ihn in die Waffe, streckte sie aus der Scharte und gab Feuer. Der Schuß that seine Wirkung. Man sah den General Panin mit den Armen in die Luft greifen und vom Pferde stürzen. Ein jäher Schrecken bemächtigte sich der Suite, sie stob auseinander, und ehe sie sich wieder besann, hatte man die Leiche Panins in das zunächst befindliche Neuthor gebracht und sie — ausgeraubt.

Panin wurde aber dann mit allen militärischen Ehren an der Stelle begraben, wo er gefallen war. Ein einfaches Steinkreuz bezeichnete hundert Jahre hindurch die Stelle, wo einer der fähigsten und tüchtigsten Generale Rußlands ein jähes Ende genommen.

Im Jahre 1896 wurden auf Anregung der russischen Regierung die Gebeine ausgegraben und unter festlichen Ehren nach dem Vaterlande übergeführt.

Bei Untersuchung des Skeletts fand sich im Hohlraum des Schädels ein silberner Knopf, wie oben beschrieben, vor. Hierdurch ist die That des Oraszewicz beglaubigt, welcher übrigens schon damals vom Magistrate der Stadt Krakau eine ehrende schriftliche Bestätigung erhielt, die unter Glas und Rahmen heute noch von seinen Nachkommen aufbewahrt wird. Ebenso ist dort die alte Wallbüchse, mit welcher der Schuß gethan wurde, noch zu sehen. Zu bemerken bleibt freilich, daß Kasimir Oraszewicz sonst keineswegs ein guter Schütze war, sondern daß dieser denkwürdige Schuß lediglich dem Zufalle zuzuschreiben ist. A. D. B.

Eine merkwürdige Anwendung der Photographie findet beim Steueramt in New York statt. Wenn daselbst von auswärts Güter ankommen für Kaufleute in anderen Städten der Union, so werden sie in gesicherte Eisenbahnwagen verladen und mit dem photographischen Schlosse des Zollhauses verschlossen. Das Schloß selbst ist nichts als ein gewöhnliches Vorlegeschloß, bei welchem mittels einer besonderen Vorrichtung ein Stück Glas von einem Zoll im Quadrat über dem Schloß angebracht und dort durch eine Feder festgehalten wird, die man nicht erreichen kann, ohne das Glas zu zerbrechen. Durch kein Mittel der Welt, selbst nicht durch die schlauesten Manöver ist es möglich, das Schloß zu entfernen oder zu öffnen, ohne das Glas

zu zerbrechen. Hierin liegt der Wert des Schloſſes. Eine große Glasſcheibe, auf einer Seite rot, wird in New York präpariert, indem man ſie zunächſt in Quadrate von der betreffenden Größe teilt. Auf jedem Quadrate bringt man nun allerlei eigentümliche rote Figuren und unregelmäßige Flecken hervor, indem man die rote Farbe an den übrigen Stellen mittels Flußſäure fortätzt. So ein Stück Glas kann nicht vervielfältigt werden. Der Regierungsphotograph empfängt dieſe Gläſer in Waſhington und macht drei Photographien davon, die ganz getreue Abbildungen der Figuren und Flecken auf dem Glaſe zeigen, und dann werden Glas und Photographien in kleine Quadrate zerſchnitten und in kleine Kaſten verpackt, jedes Glasquadrat mit ſeinen drei Papierphotographien zuſammen. Dieſe werden dann den Beamten zum Gebrauche übergeben.

Der Beamte in New York verſchließt die Eiſenbahnwagen, in denen ſich die betreffenden Waren befinden, befeſtigt ein Stück jenes präparierten Glaſes über dem Schlüſſelloche und ſchickt die Photographie davon an den Beamten in Philadelphia oder anderwärts, der nachher die Güter in Empfang nimmt. Wenn bis zur Ankunft des Wagens das Schloß erbrochen, und die Glasſcheibe durch eine andere erſetzt worden iſt, ſo erkennt der Beamte dies ſofort und weiß, daß an der Sendung etwas nicht in Ordnung iſt. W. H.

Königliche Rache. — Unter der Regierung ihrer Stiefſchweſter, Maria der Blutigen, wurde Eliſabeth von England eine Zeitlang im Tower gefangen gehalten. Da man ſie im Verdacht hatte, in eine Verſchwörung gegen die Königin verwickelt zu ſein, bewachte man ſie ſtreng. Namentlich hatte ſie ſich über die Härte zu beklagen, mit welcher ſie der Gouverneur des Towers, Sir Henry Benningfield, behandelte.

Als ſie nach dem Tode Marias Königin wurde, glaubte man feſt, ſie würde blutige Rache an jenem nehmen. Eines Tages ließ ſie auch den Gouverneur an den Hof rufen; zitternd erſchien dieſer und warf ſich ihr zu Füßen. Aber Eliſabeth ſagte: „Sir, geht ruhig wieder nach Hauſe; wenn ich einen ſtrengen Kerkermeiſter brauche, ſo weiß ich aus eigener Erfahrung ſehr gut, an wen ich mich zu wenden habe.“ D.

Die Rechnung für einen Hundeanzug. — Wohl jedermann hat schon von der lächerlichen Modekrankheit reicher Protzen gehört, die ihre Hunde mit Anzügen ausstatten, als gelte es, menschliche Wesen zu bekleiden. Wir geben hier eine in der That vorgekommene Rechnung wieder, die eine bekannte Gräfin in Paris für die „fashionable Garderobe" eines ihrer Vierfüßler zu bezahlen hatte:

Plattiertes Halsband	Mark	5.—
Silberner Fußreif	„	12.—
Sechs Nachthemden	„	12.—
Zwei Paar braune Stiefeln	„	8.—
Zwei Paar Gummischuhe	„	8.—
Ein „Seebad"-Rock	„	6.50
Ein Morgenrock	„	7.—
Ein Gesellschaftsrock (gestickt)	„	21.—
Ein pelzverbrämter Ueberrock	„	20.—
Zusammen	Mark	99.50.

—dn—

Zu den vier Kreuzen! — Saphir kehrte einst auf einer Fußreise durch Thüringen in einem an der Landstraße gelegenen Wirtshause ein, welches in dem aushängenden Schilde drei Kreuze führte. Er bestellte ein Frühstück. Die Wirtin, die ihn für einen wenig beachtenswerten Wanderer hielt, überhörte seine Bestellung und bediente einige andere ihr bekannte Gäste. Aergerlich stand Saphir endlich auf, zog seinen Ring, in dem sich ein Diamant befand, vom Finger und ritzte folgenden Vers in die Fensterscheibe:

„An den Wirt.
Drei Kreuze sind das Schild vor Deiner Thür,
Häng Deine Frau dazu, so macht es vier!"

Die Fensterscheibe blieb erhalten, und man nannte die Wirtschaft noch lange Zeit darauf „Das Gasthaus zu den vier Kreuzen". M. L—l.

UNIV. [illegible],
JUL 15 1912

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

In unserem Verlage ist erschienen und durch jede Buch- und Kolportagehandlung zu beziehen:

Unser Bismarck.

Von

C. W. Allers und Hans Kraemer.

Gedächtnis-Ausgabe.

Inhalt: 296 Seiten Text mit über 180 Illustrationen in ein- und mehrfarbigem Kunstdruck, darunter 22 Extra-Kunstblätter.

Elegant gebunden Preis 12 Mark.

(Auch in 20 vierzehntägigen Lieferungen zum Preise von je 50 Pfennig zu beziehen.)

Ein würdiges Denkmal der Erinnerung an den großen Toten, um das Andenken an dessen das Jahrhundert überragende Heldengestalt und die große Zeit, welche das Gepräge seiner gewaltigen Persönlichkeit trägt, uns und den kommenden Generationen in Wort und Bild dauernd festzuhalten. Von allen Bildern des Altreichskanzlers, so schreibt ein Verehrer desselben, dürfen die Allersschen den größten Anspruch auf lebendige Aehnlichkeit machen. Der von Hans Kraemer so schön geschriebene Text erzählt uns, bald anmutig plaudernd, bald erhebend und begeisternd, aus alten und jungen Tagen des eisernen Kanzlers. Das Werk schildert uns den Fürsten gemütvoll im intimen Kreise seiner Familie und seiner Freunde und gestattet manchen Einblick in Intimitäten, mit denen bekannt zu werden sich sonst keine Gelegenheit bietet.

Probelieferungen in allen Buch- und Kolportagehandlungen.

Digitized by Google

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Als Reiselektüre empfohlen!

Georg Hartwig:

Die Generalstochter. Roman. 2 Bände.
Preis broschiert M. 6.50.

Die goldene Gans. Roman. 2 Bände.
Preis broschiert M. 6.50.

Die Sage von Imhoff. Roman. 2 Bände.
Preis broschiert M. 6.50.

Alpenrose. Roman. 2 Bände. Preis broschiert M. 6.50.

Wilhelmine von Hillern:

Am Kreuz. Oberammergauer Passionsroman. 2 Bände.
Preis broschiert M. 10.—, elegant gebunden M. 12.—

Balduin Möllhausen:

Die beiden Yachten. Roman. 3 Bände.
Preis broschiert M. 10.—

Der Spion. Roman. 3 Bde. Preis broschiert M. 10.—

Die Söldlinge. Roman. 3 Bde. Preis broschiert M. 10.—

Der Fährmann am Kanadian. Roman. 3 Bände.
Preis broschiert M. 10.—

Welche von Beiden? Roman. 2 Bände.
Preis broschiert M. 6.50.

Fedor von Zobeltitz:

Die Armutsprobe. Roman. 2 Bände.
Preis broschiert M. 6.50.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01908 1291

Union Deutsch
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Allen Freunden schwäbischen Humors

empfehlen wir die mit großem Beifall aufgenommenen Bücher von

Wilhelm Schrader:

Bamm alte Gäwele.

Luschtiche Hoheloher G'schichtlich und Gedichtlich.

Zweite Auflage.
Elegant broschiert Preis 2 Mark.

Aus 'em scheine Hohelohe.

Luschtiche Hoheloher G'schichtlich und Gedichtlich.

Zweite Auflage.
Elegant broschiert Preis 2 Mark.

Diese beiden Bändchen werden für jeden Kenner schwäbischen Dialektes und schwäbischer Eigentümlichkeiten eine unerschöpfliche Quelle der Erheiterung bilden. — Wilhelm Schrader ist ein geborener Humorist und zugleich ein geborener Hohenloher, der seine Heimat über alles liebt, und dieser doppelten Eigenschaft ihres Verfassers verdanken diese Geschichten jene drollige Wirkung, welche dieselben in weitesten Kreisen Eingang finden ließ. — Wir können die beiden Bände jedermann zur Anschaffung bestens empfehlen.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen. Wo der Bezug auf Hindernisse stößt, wende man sich direkt an die oben bezeichnete Verlagshandlung.

1992
Filmed by Preservation